

Konstanz und Ignaz Heinrich v. Wessenberg

Generalvikar des letzten Fürstbischofs von Konstanz

Heinrich von Ampringen, Dramatiker

Hermann Venedey, Konstanz

Die Bischofsstadt Das Konzil 1414 bis 1418

Konstanz hatte seine ganz große Stunde – die Stunde, da es in seinen engen Mauern die vielleicht größte und glänzendste Kirchenversammlung des ausgehenden Mittelalters beherbergte. Zu Roß, zu Wagen und zu Fuß zogen in den dreieinhalb Jahren (1414–1418) der Konzilstagung eine Unzahl geistlicher und theologisch gelehrter Leute, ein Strom weltlicher Herren – an deren Spitze König Sigmund –, Herzöge, Grafen und Ritter mit ihrem Troß; Florentiner Bankleute und Wechsler; fahrendes Volk und ein ganzer Schwall billiger und teurer Kurtisanen – unter ihnen wohl die ‚schöne Imperia‘, der Balzac in seinen ‚Contes drolatiques‘ zu langem literarischem Nachleben verholfen hat – durch die Tore der Stadt ein und aus. Eine spätere Hand als die des Konzilchronisten Richental summiert: ‚personen 72460‘! Einen der Herzöge, den von Sachsen, juckte es wohl ‚zu erfaren, wie vil offener frouwen wärint‘. Flugs gesellte er dem Richental einen Reiter zu, ‚der mit mir rait von hus zu hus. In einem funden wir 30, in dem andern minder oder mer, etlich in ställen und winfassen, die an der gassen lagen, da warend – on haimlich frouwen – ob VII‘.

Wie fleißig war der Chronist des Konzils, der gelehrte Bürger Ulrich Richental, der mit großer Anschaulichkeit schildert, wie die Stadt fast ununterbrochen in die tönende Flut der vielen Kirchenglocken, den metallenen Klang der Posaunen, die spitzen Töne der Pfeifen – Richental schreibt fast lautmalend: ‚sy pffotend und prusundtend‘ –, das Schreien der Leute und das Wiehern der Pferde eingetaucht war.

Wo man des Richental Chronik aufschlägt, da stößt man auf prunkende Prozessionen in den Straßen der Stadt und auf der Brücke nach dem rechtsrheinischen Kloster Petershausen, zeitweise die Behausung des Königs; da kann man Turnieren zuschauen und Belehungen der Fürsten, die gekommen waren, dem König zu huldigen und sich ihre Lehen von ihm bestätigen zu lassen. Und wenn man genau hinschaut, sieht man unter den abgebildeten Reitern bei der Belehung Friedrichs von Österreich im Mai 1418, die zu des Herzogs Troß gehören, einen, der nur ein Auge hat; das linke ist wie ausgekratzt. Der Wolkensteiner ist es, Herr Oswald aus Südtirol, der bei irgendeiner tollen Begebenheit – und sein Leben war reich an solchen Ereignissen – ein Auge eingebüßt hatte. Er war wie sein Herr, König Sigmund, lebensfroh und wie dieser von oben bis unten verschuldet. An-



Farbige Lithographie von Konstanz aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts

dere als der König aber, der bei seinem Wegzug nur Schulden und schmale Pfänder dafür zurückließ, pries dieser letzte Minnesänger für seine unbezahlten Schulden die Konzilsstadt und deren Frauen im Lied: „Wohl niemals ich vergessen kann / der Schönsten liebliche Gestalt – / ja, Lust und Freude findet man / in Konstanz viel und mannigfalt.“

Die Konzilsstadt! – Konstanz schmückt sich heute noch offiziell mit dem Epitheton ornans „Konzilsstadt“ – so als tagten hier in der Regel oder doch vielfach Konzilien. So schreibt etwa Edouard Chapuisat in seiner Biographie über den in Konstanz geborenen Schweizer General und Kartographen Henri Guillaume Dufour: „Die Stadt beherbergte ehemals manche Konzilien.“ Einmal genügte ihr, und bei diesem einen Male blieb an Konstanz ohnehin das häßliche Rüchlein zweier Ketzerverbrennungen haften: die des Magisters und Reformators Johannes

Hus aus Prag im Jahre 1415 und die seines Schülers Hieronymus von Prag im darauffolgenden Jahre. Meister und Schüler gingen bei ihrem letzten Gang durch das Paradiesertor – für sie ein recht doppelsinniger, verheißungsvoller Name dieses westwärts nach dem sogenannten Brüel führenden Stadttors. Otto Feger, weiland Stadtarchivar in Konstanz, kommentiert in seiner kleinen Stadtgeschichte „Konstanz, aus der Vergangenheit einer alten Stadt“ der Märtyrer Ende so: „Es war zweifellos keine schöne Sitte, Leute um ihrer Ansicht willen umzubringen. Aber diese Sitte hat zu allen Zeiten der Weltgeschichte bestanden und ist“ – „leider“ füge ich hinzu – „althergebrachtes Recht. Wo die beiden nun genau verbrannt und von wo „ire äschen in den Rin gefürt“ worden ist, ist ungewiß. Daß bei der Verbrennung ein übereifriger Konstanzer noch ein Extrahölzlein in das Feuer geworfen und Hus diesen Eifer mit

den Worten ‚Sancta simplicitas‘ quittiert habe, berichtet Richental nicht. Mehr als vierhundert Jahre später hat der Heidelberger Professor Josua Eiselein 1847 im Verlag ‚Belle-Vue bei Constanzt‘ seinen ‚Begründeten Aufweis des Platzes bei der Stadt Constanzt, auf welchem Johannes Hus und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 verbrannt wurden‘ erscheinen lassen und mit viel Scharfsinn diesen Platz der Konstanzer Autodafés bestimmt.

Ehe Hus hier aus dem Bericht verschwindet, sei angemerkt, daß 1412 in Prag drei Studenten – so Schlosser in seiner ‚Weltgeschichte‘, Bd. 9, Frankfurt 1849 – oder Handwerksburschen – so Josef Macek ‚Die Hussitenbewegung in Böhmen‘, Prag 1965 – in einer Kirche Prags gegen den damaligen Ablasshandel protestierten. Sie wurden gefangen genommen und zum Tode verurteilt – nach Feger ‚althergebrachtes Recht‘. Hus suchte den Prager Magistrat zur Nichtvollziehung dieser Strafe zu bewegen, und als sie doch vollzogen wurde, ließ er die drei Hingerichteten „unter ungeheurem Zulauf mit allen kirchlichen Ceremonien beerdigen und hielt in der Bethlehem Kirche – seiner Pfarrei – eine ehrende Leichenrede“. (Schlosser a. a. O. S. 147) Nicht „althergebrachtes Recht“, vielmehr Beginn einer neuen Humanität. Wogegen König Sigmund, der erst Ende 1433 zum Kaiser gekrönt wurde – dies, da er auch bei dieser Gelegenheit kein Geld hatte, auf Kosten des Papstes –, 1430 den Konstanzern gegen 10000 Gulden, mit denen seine Konstanzer Konzilsschulden bezahlt werden sollten, die in der Stadt ansässigen Juden zur Brandschatzung überließ. Nun darf man aber nicht denken, so etwas sei nur in Konstanz geschehen: es geschah auch anderwärts – unter Abwandlung von Fegers Wort – „nach althergebrachtem Recht“.

Reformation – ‚Spaniersturm‘ – Ende der Reichsfreiheit

Noch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts war Konstanz freie Reichsstadt und sah am Abend dieser geschichtlichen Entwicklung nicht nur

das glanzvolle Licht des Reformators Ambrosius Blarer, sondern fand für diese bewegte Zeit auch einen Chronisten, der mit seiner Reformationsgeschichte den älteren Ulrich Richental an analysierender Betrachtungsweise bei weitem übertraf: Jörg Vögeli, der von 1516 bis zum Untergang der Reichsfreiheit der Stadt deren Ratschreiber war. Man ist gefesselt bei der Lektüre seiner Darstellung, die unlängst als 39. Band der ‚Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte‘ hier in Konstanz gedruckt worden ist. Das Finale der Konstanzer Reichsherrlichkeit, die Belagerung der Stadt durch die spanischen Truppen Österreichs als Vollzieher der über sie von Kaiser Karl V. verhängten Reichsacht im August 1548 und den anschließenden Verzicht eines schwach gewordenen Rates auf der Stadt Reichsstellung und den Anschluß an Österreich schildern Jörg Vögeli und Christoph Schulthaiß. Ein Teil des großen Werkes erschien gedruckt erstmals im Jahre 1846 im Verlag ‚Belle-Vue bei Constanzt‘ unter dem Titel: ‚Georg Vögeli, Der Konstanzer Sturm im Jahre 1548. Mit ergänzenden Zusätzen aus des gleichzeitigen Chronisten Christoph Schulthaiß spanischem Überfall der Stadt Konstanz und urkundlichen Beilagen. Aus den Handschriften des städtischen Archivs herausgegeben‘. Herausgeber ist der Heidelberger Hofrat G. W. Isel, der sich um die Ordnung der Reformationssakten des Konstanzer Archivs Verdienste erworben hat.

Bei dem Erlöschen der Reichsfreiheit zeigte sich, daß die noch den Spaniern gegenüber beim Kampf auf der Rheinbrücke gezeigte Beherztheit und Tapferkeit der Konstanzer der nicht sonderlich edlen, aber doch sehr menschlichen Auffassung gewichen war, es sei doch besser unter österreichischer Herrschaft zu leben, als Horazens Wort von der Süße des Sterbens fürs Vaterland allzu wörtlich zu nehmen. Wer anderer Meinung war oder Repressalien von seiten der wieder erstarkten katholischen Partei befürchtete, verließ die Stadt. So etwa der Ratschreiber Jörg Vögeli, der seinen Lebensabend im reformierten Zürich verbrachte.

Man überlebte also, wenn man auch nicht länger ein handelndes und reformiertes Glied der Reichsgeschichte, sondern hinfort ein Objekt der katholischen österreichischen Verwaltung war. Die soll, wenn Feger recht hat, besser gewesen sein als ihr Ruf in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. In der Regelung und Verwaltung der innerstädtischen Angelegenheiten habe die Stadt nahezu völlige Freiheit gehabt und Rat und Bürgermeister jährlich wählen können. Natürlich war aber der österreichische Stadthauptmann, der den Reichsvogt der freien Reichsstadt ablöste, die mächtigste Figur in Konstanz.

Die Stadt kehrte zum Katholizismus zurück. Die Bischöfe des alten und mächtig ausgedehnten Bistums hatten 1526 die reformierte Stadt verlassen und residierten seither mit einer kurzen Unterbrechung in der freundlichen bischofseigenen Stadt Meersburg. Viele von ihnen waren sehr kunstliebend, was in jener Zeit keine Besonderheit war und wovon die im 18. Jahrhundert errichteten Gebäude des Neuen Schlosses und des Priesterseminars beredtes Zeugnis ablegen. Auch der territoriale Besitzstand des Bistums vergrößerte sich durch das Einverleiben der Probstei Öhningen und der Abtei Reichenau, wodurch der Untersee so etwas wie ein bischöfliches Binnengewässer geworden war.

Belagerung durch die Schweden

Noch einmal wurde Konstanz in größere und konfessionell verursachte Händel verwickelt: Die Schweden tauchten im Dreißigjährigen Krieg 1633 vor Konstanz auf und berannten die Stadt von der thurgauischen Seite her. Zwar wurde die Stadt von den vielen österreichischen Truppen gehalten; sie geriet aber so in die Klemme, daß die bedrängten Bürger, von denen einige eine Erscheinung der Jungfrau Maria gesehen haben wollten, ihr für den Fall des glücklichen Ausgangs der Sache den Bau einer Kapelle nach dem Muster ihrer Kapelle im italienischen Loreto gelobten. Die Sache ging glücklich

aus, die Schweden zogen ab, und die Konstanzer errichteten auf einem der schönsten, weit über Land und See blickenden Hügel im Nordosten der Stadt die versprochene Kapelle, die Loreto-Kapelle.

Große Gäste in Konstanz

In der kommenden Zeit war es still in Konstanz und die Stadt kaum berührt von den großen geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, das wohl als die Zeit des absolutistischen Ancien Régimes in den Geschichtsbüchern erscheint, in seiner geistigen Grundströmung aber die Zeit grundlegenden bürgerlichen Denkens war. Nahm die Stadt etwa Notiz davon, daß der junge Goethe hier im Jahre 1779 – und nochmals 1788 – im Gasthaus zum ‚Adler‘, der damaligen ‚Nobelherberge‘, nächtigte? Wohl kaum; denn Goethe war noch nicht berühmt, und als er es war, da brachte man auch flugs eine Gedenktafel am schönen Erker des Gasthauses an. Aber wenn Goethe Glück gehabt hat, hat er über das die Marktstätte ostwärts abschließende niedrige Kornhaus hinweg einen herrlichen Blick auf See und Alpen gehabt.

Mehr Notiz nahm die Stadt von ihrem obersten Landesfürsten, dem Kaiser Joseph II., der im Juli 1777 nach Konstanz kam und ebenfalls im ‚Adler‘ abstieg. Sein Eindruck von der vorderösterreichischen Stadt war sicher kein überwältigender. Es gab da zu viele verarmte Klöster und Klösterlein, zu viele Ordensleute und Geistliche, zuviel Zerfallendes, zuviel Armut. Laible, einer der Geschichtsschreiber der Stadt, behauptet, es sei sogar Gras auf manchen Straßen gewachsen und die Häuser seien in einem solchen Zustand gewesen, daß deren Erdgeschosse nicht mehr bewohnbar gewesen seien. Da man fürstlichen Besuchern zu allen Zeiten lieber Potemkinsche Dörfer als die dunklen Ecken der Armut vorgezeigt hat, dürfte Joseph II. einen noch erträglichen Eindruck von der Stadt bekommen haben.

Als Joseph II. 1780 der Vormundschaft seiner Mutter Maria Theresia ledig wurde, überschwemmte er sein Land mit Reformideen, die

den neuen Geist der Toleranz und Aufklärung atmeten: Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, weitestgehende Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz erstrebt und mehr als 700 Klöster aufgehoben, darunter 1785 – neben anderen Konstanzer Klöstern – das Dominikanerkloster auf der Insel, das in der Konzilszeit Sitz der italienischen und französischen Nation gewesen war und eine schon fast Sage gewordene große Tradition aufzuweisen hatte. Jetzt sollte nach dem Willen des Kaisers und österreichischen Landesherrn der große Gebäudekomplex des Dominikanerklosters einer ganz anderen Bestimmung zugeführt werden.

Die Genfer Kolonie

Es war, als wolle Joseph II. überall frische Reiser aufpfropfen, mochte der Baum dazu auch noch so untauglich sein. So auch in Konstanz. Im Oktober 1784 berichtete der damalige Stadthauptmann Franz von Damiani von Auswanderungsabsichten einiger Genfer Bürger, denen es in ihrer aristokratisch regierten Vaterstadt zu eng geworden war. Es handelte sich um tüchtige Unternehmer, Fabrikanten von Tuchen und deren Färbung, von Uhren und ganz allgemein um einen Vortrupp des in der calvinistischen Lehre wurzelnden Frühkapitalismus. Wer sich hier in diesem Diesseits wirtschaftlich tüchtig erwies, erwies sich ihrer Meinung nach auch als dem unbekanntem Himmel erkoren. Es fehlte ihnen nicht an Selbstvertrauen – sie waren bei Leibe keine ‚Flüchtlinge‘ im Sinne unserer modernen Erfahrungen –, und dem Ausmaß dieses Selbstvertrauens entsprach das Ausmaß ihrer an die vorderösterreichische Regierung gestellten Forderungen. Die Insel am Ausfluß des Rheines aus dem Bodensee mit den Gebäuden des Dominikanerklosters schien ihnen für die Errichtung einer Indienne-Fabrik sehr geeignet zu sein. Würde man ihnen unbeschränkte Handelsfreiheit, kirchliche Unabhängigkeit mit Kirchenältesten und eigenem Pastor, Kulturräume und ein Schulgebäude zur Einrichtung einer Fachschule für Uhren- und Textillehrlinge; ferner Befreiung von dem finanziell lästig

empfundenes Auswärtigenrecht der Stadt, von Militärdienst- und Einquartierungslasten gewähren, so wollten die Genfer gegen eine jährliche Pauschalsumme von 10–12000 Gulden, an den Stadtfiskus abzuführen, nach Konstanz kommen.

Weil Joseph II. dem niedergebrochenen Wirtschaftsleben der österreichischen Vorlande und besonders der Stadt Konstanz aufhelfen wollte, wurde im Juni 1785 das ‚Instrument der Vorrechte, die der Schweizer Kolonie in Konstanz gewährt worden sind‘, aufgestellt. Die Bezeichnung ‚Schweizer Kolonie‘ war auf ausdrückliches Verlangen der Genfer Auswanderungswilligen in das ‚Instrument‘ aufgenommen worden, um sich so die Möglichkeit, auch nichtgenferische Schweizer in die Kolonie aufzunehmen, offenzuhalten.

Jacques Louis Macaire – mit dem bezeichnenden Zunamen ‚de l’Or‘ – wurde die Insel unentgeltlich überlassen; nachrückende Handelsherren wollten das Minoritenkloster zu ihrem Gebrauch auf eigene Kosten herrichten und für die Übersiedlung der Minoriten in das Kapuzinerkloster sorgen. „... ja, es werden diese unnützlichen Klöster, welche bald öde zu werden verurteilt sind, nicht glücklicher anzuwenden sein, als wenn diese Sitze des Müßigganges in nützliche Schulen des Fleißes und der Gewerksamkeit verwandelt werden“ – so zu lesen in dem Promemorium der Uhrenfabrikanten Roman, Melly und Roux vom 28. September 1787. Amy Melly hatte sich auch über den schlechten baulichen Zustand der Häuser beklagt, in denen er seine Genfer Uhrmacher nicht unterbringen könne. Mußte es bei solcher Sprache in der frommen Stadt nicht zu Konflikten kommen?

Die Stadt hatte in der Tat keine Freude an dem, was Joseph II. ihr als wohlgemeinte Hilfe eingetrockt hatte. Sie unterstützte die vertriebenen Dominikaner in ihrem Groll gegen den neuen Inselherrn Macaire und machte ihm das Leben sauer, wo sie konnte. Beispiel dafür: der hinter dem Schild des Domkapitels, vertreten durch den Domkapitular Carl Frh. von Rot-

berg, vorgetragene Kampf der Niederburg – so heißt das der Insel benachbarte Viertel der Stadt – gegen Macaires Wachhund. Sie ersuchen den „Löblichen Magistrat“, dem „Herrn Macaire obrigkeitlich aufzuladen, seinen unnützen Hund wegzutun, oder bey der Nachtzeit im Hauß zu lassen, oder sich einen anderen besser erzogenen anzuschaffen“.

Auf diese „beschwehrsames anzeige“ wird dem „Indienne Fabricanten Macaire andurch obrigkeitlich anbefohlen, daß er seinen Hund ohne Beschweriß der Nachbarschaft“ halte. Herr Macaire reagierte nicht auf diese Aufforderung, auch nicht auf deren Wiederholung. Ganz offenbar wird die Genfer – oder Schweizer – Kolonie von den Konstanzern als drückende Besatzungsmacht empfunden, um so mehr, als sie der Stadt keinen wirtschaftlich spürbaren Vorteil bringt.

Nach Seeholzer – in seiner Dissertation über die ‚Genfer Kolonie in Konstanz‘ – sieht der Stadthauptmann Graf Fugger, ein Förderer der Kolonie, das Haupthindernis für deren günstige Entwicklung in der Konstanzer Stadtverwaltung und der „allzugroßen Macht der Geistlichkeit“, so daß er bei der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg beantragt, den „jetzigen, ungesitteten, dem Trunke ergebenden, leidenschaftsvollen Bürgermeister Dr. Löhri, jenen bekannten Verfolger der Kolonie und Widersacher der Landesfürstlichen Regierung zu entlassen“.

Die Genfer Unternehmer waren nicht gerade zimperlich, wie es denn das Geld schlechthin nicht ist. Sie hatten mit dem Magistrat 1797 eine Vereinbarung getroffen, wonach ein Arbeitnehmer – Mann, Frau oder Kind –, der die „Manufactur seines Dienstherrn verläßt, binnen sechs aufeinander folgenden Monathen weder in der Stadt oder deren Bezirk ohne Einwilligung seines vorigen Dienstherrn solle arbeiten können“, mit anderen Worten: sie waren dem Lohndiktat ihrer Arbeitgeber ausgeliefert; „wenn daher z. B. ein hier ansässiger Fabrikarbeiter sich beständige Verminderung seines Arbeitsverdienstes oder andere Bedrückungen

nicht gefallen lassen kann, so ist derselbe genöthiget 6 Monathe mit Weiber und Kindern brodtloß dahier zu sitzen“ argumentiert die Arbeitnehmerseite. Die Arbeiter handelten solidarisch und verlangten durch den Advokaten Dr. Burkart beim Magistrat Abhilfe gegen diese Bestimmungen.

Die vom Magistrat in der Sache angehörten Fabrikanten benehmen sich unerhört selbstbewußt, besonders Macaire, der einen seiner Arbeiter, der einer bei ihm vorsprechenden Arbeiterdeputation angehört, gewaltsam zurückhält, was zu einer Rangelei in seinem Comptoir und zu einer langwierigen Untersuchung durch den Magistrat führt, der in dieser Sache auf seiten der Arbeitnehmer steht. Mit einem Arbeitsausstand und einer Arbeitnehmer-Demonstration beendet sich das Schicksal der Genfer Kolonie. Und hier als deren Abgesang in dem unnachahmlichen Wortlaut die Aufforderung zur Teilnahme an dieser Demonstration, die etwa gegen Ende März 1801 stattgefunden hat:

„Mein Liber freint ich Ersuchen Si mechen so gut sein und der gantzen geselschaft sagen daß si so gut sein und heit noch in daß Kreitz komen solen wegen wichdigen ursachen was drucker und stecher sein dan Es get ale an. mier gen ale zusammen aus der schnegenburg Fabrichen der gantzen geselschaft berichen si uns ob si komen oder nich“

Dieser schöne Zettel liegt im Stadtarchiv Konstanz und lautet in Übersetzung: „Mein lieber Freund! Ich bitte, Sie möchten so gut sein und der ganzen Gesellschaft sagen, sie sollen so gut sein und noch heute in das ‚Kreuz‘ kommen, wichtiger Ursachen wegen, die die Drucker und Stecher angehen. Es geht alle an. Wir gehen alle zusammen aus der Schneckenburg Fabrik – eines der Genfer Unternehmen, am Rhein gelegen –, die ganze Gesellschaft. Berichten Sie uns, ob Sie kommen oder nicht.“

Wessenberg tritt auf

Am 20. Februar 1790 stirbt der große Reformier Joseph II. Dies Ereignis wird von Wessenberg

in seinen autobiographischen Aufzeichnungen mit folgenden Worten kommentiert: „Eines Abends rief der Vater uns Kinder in sein Zimmer; er sah uns so ernst und wehmütig an, als ob ein schweres Unglück über uns gekommen. Thränen feuchteten seine Augen, indem er uns vom guten Kaiser und seinem Tod erzählte; es mußten schwere Prüfungen bevorstehen, da ein solcher Regent so frühe aus dem Leben geschieden sei.“

Nicht nur Trauer, sondern so etwas wie ein inneres Wissen, daß die großen Ideen – ich nannte sie ‚bürgerliche Ideen‘ – des 18. Jahrhunderts, die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, absterben würden, ehe sie zur vollen geschichtlichen Auswirkung gekommen sein würden. Die Wessenbergs hatten hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt: „Die gesellschaftliche Wiedergeburt, die im Jahr 1789 in Frankreich andämmerte, fand damals in einem großen Theil des Adels und selbst der Geistlichkeit, nicht bloß in den unteren Volksklassen, starken Anklang. Jeder etwas Gebildete, der die bestehenden Zustände zu beurtheilen fähig war, fühlte das unabweisbare Bedürfniß ihrer Verbesserung. Die Zahl der Freunde des Aufschwungs war unermesslich. Die vielen bekannten und befreundeten Personen, die zu uns von nahe und ferne, insbesondere aus Frankreich und dem Elsaß, zum Besuche kamen, ließen uns keinen Zweifel darüber. Alles glaubte in dem Zusammentritt der französischen Nationalversammlung die Morgenröthe neuer goldener Zeiten zu sehen.“

Eine edle Gesinnung kündigt sich in diesen Worten Wessenbergs an. Aber in der Geschichte ist es so, daß Erwartungen über Ablauf und Ergebnisse historisch-politischer Vorgänge sich nie erfüllen. Noch niemals ist der Menschheit der Marsch nach ‚Utopia‘ geglückt! In dieser Zeit, von der Wessenberg hier spricht, erlischt die erwartete ‚Morgenröthe neuer goldener Zeiten‘ hinter der Realität des Untergangs historischer Strukturen und der Entwicklung einer neuen und wirklichen Alleinherrschaft. Es fehlt in solchen Übergangszeiten nicht an verwirren-



Bildnis Wessenbergs.

Lithographie von Friedrich Pecht, Constanz 1839

den Lichtern, und eines derselben beleuchtet das Ende des Fürstbistums Konstanz.

Der letzte Fürstbischof von Konstanz: Karl Theodor von Dalberg

Konstanz hat auf seinem alten Bischofsstuhl manch' bedeutenden Mann und einen Heiligen gesehen, den Bischof Konrad. An das Ende dieser glanzvollen Reihe aber ist wohl der erstaunlichste von allen gestellt: der Reichsfreiherr Karl Theodor von Dalberg. 1788 war er Coadjutor des Fürstbischofs Maximilian Christoph von Rodt geworden und 1799 dessen Nachfolger in der fürstbischöflichen Würde.

Er entstammt einem ebenso alten wie hochangesehenen Geschlecht. Bei jeder Krönung hatte des Königs Herold zu fragen: „Ist kein Dalberg

da?“ Und war einer da, so erhielt dieser als erster den Ritterschlag. In einer ziemlich ausführlichen Biographie im ‚Staatslexikon‘ von Rotteck und Welcker, der Bibel des Liberalismus im ‚Vormärz‘, wird er als eine ausgezeichnete, liebenswürdige Persönlichkeit, reich an Kenntnissen und Tugenden, geschildert. Seine Studien an den Universitäten Göttingen und Heidelberg hatte er als Doktor der Rechte abgeschlossen. Dann war er an der neugegründeten Universität Mainz tätig, zuletzt als deren Rektor. 1787 wird er Coadjutor des Erzbischofs von Mainz, reist im gleichen Jahre nach Wien und begegnet dort Joseph II., der im Juli gleichen Jahres an Dalberg in einem Brief, der für die Denkweise des ausgehenden 18. Jahrhunderts bezeichnend ist, schreibt: „Wenn sich unsere guten deutschen Mitpatrioten wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten; wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussiomanie noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihre eigene wäre, nicht von anderen erborgt! Wenn sie wenigstens selbst sehen und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elender Pedanten und Intriganten sind!“

Verdient Dalberg das nach dem Ende des Reiches 1806 über ihn gefällte Urteil seiner Zeitgenossen, er sei der Unfreie, der Undeutsche, der Reichsfeind? Neun Jahre zuvor hatte er auf dem Reichstag zu Regensburg noch erklärt, es komme jetzt darauf an, daß alle Kräfte sich dem Willen eines Einzigen unterwürfen, und dieser Einzige sei der Erzherzog Karl; der allein sei der mögliche Retter Deutschlands. In der Tat war Erzherzog Karl der erste Feldherr, der Napoleon auf den Donau-Auen bei Aspern und Eßling militärisch besiegte.

Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der das Reich faktisch beendete, hob alle weltliche Herrschaft der Klöster und Bistümer auf, also auch diejenige des Fürstbischofs von Konstanz. Das Jahr zuvor hatte Dalberg hier Wessenberg zum Generalvikar erhoben, einen Mann, den – wie Dalbergs Biograph Weitzel schreibt –, „man nur zu nennen braucht, um den

ungetheilten Ausdruck der Verehrung aller Besseren hervorzurufen“.

Jetzt, 1802, ist Dalberg der einzige Kirchenfürst, der auch weltliche Macht hat. Als Erzbischof von Regensburg – Regensburg übernimmt die Funktionen des französisch gewordenen Mainz – wird er Kurfürst, Erzkanzler und Primas des Reiches. Und als Kurzerzkanzler übernimmt Dalberg, der mittlerweile auch Großherzog von Frankfurt geworden ist, im Juli 1806 den Vorsitz im napoleonehörigen Rheinbund, ein Ereignis, dem schon einen Monat später das völkerrechtliche Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation folgt. Von nun an segelt Dalberg im Sog Napoleons, bis dessen Schicksal sich in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 seinem Ende nähert.

Im September 1813, drei Wochen vor der entscheidenden Schlacht bei Leipzig, ist Dalberg in Konstanz, um mit mehreren Schweizer Kantonen Angelegenheiten des Bistums zu ordnen. Bei diesem Aufenthalt bespricht er sich mit Wessenberg und gibt die Erklärung ab, er lege die Regierung des Großherzogtums Frankfurt nieder. Dann kehrt er in sein Erzbistum Regensburg zurück und ernennt mit Zustimmung des Konstanzer Domkapitels und des Großherzogs von Baden seinen Generalvikar zum Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge in seinem Bistum Konstanz. Im Februar 1817 stirbt er, und nun hätte eigentlich Wessenberg Bischof von Konstanz werden sollen.

Ignaz Heinrich v. Wessenberg – der Bistumsverweser

Bei Krönungen wurde zwar nicht wie nach einem Dalberg auch nach einem Wessenberg gerufen. Aber unleugbar ist die Familie altehrwürdig, und des Richental Konzilchronik zeigt unter den vielen Schilden – sozusagen die ‚Visitenkarten‘ der in Konstanz weilenden Herren – auch einen Wessenbergschild. Die Stammburg der Wessenbergs liegt im Aargau; von dort

wanderten sie im 15. Jahrhundert nach dem damals dem Erzhaus Österreich gehörenden Breisgau, wo sie um die Dörfer Feldkirch und Ampringen begütert waren. Und nach diesem Ampringen nannte sich I. H. v. W. gerne Heinrich von Ampringen, ein Name, unter dem er viele seiner poetischen, vorzüglich aber drei seiner insgesamt vier dramatischen Werke herausgab. Geboren wurde Wessenberg am 4. November 1774 zu Dresden, wo sein Vater damals Konferenzminister und Obersthofmeister am sächsischen Hofe war, den er zwei Jahre nach Heinrichs Geburt verließ, um sich auf seine Güter im Breisgau zurückzuziehen.

Ungefähr alles, was das kluge 18. Jahrhundert an Bildung anzubieten hatte, besaß Wessenberg, und so waren ihm schon frühzeitig Aussichten auf eine glänzende Laufbahn gegeben: 1792 ist er bereits Dompräbendar von Konstanz, Augsburg und Basel. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Johann, dem nachmaligen österreichischen Staatsminister, weitet er seinen Blick auf ausgedehnten Reisen – und dabei kommt er im Frühsommer 1798 erstmals nach Konstanz, wo er bereits ein Haus besitzt, einen alten Domherrenhof in der Nähe des Münsters – heute das ‚Wessenberg-Haus‘.

Den besten Eindruck von Konstanz hat er damals nicht gewonnen: „Das Gesellschaftsleben in dieser Stadt sagte uns wenig zu. Die ganze Unterhaltung bestand im Kartenspiel, uns von jeher verhaßt. Unter den Domherren waren nur zwei, die uns zu einem näheren Verkehr anzogen. Baron Reinach, ohne eigentliche gelehrte Studien, verband doch mit einem gesunden natürlichen Verstand und einem festen Charakter Liebe zu den deutschen und französischen Klassikern. Der junge Graf Thurn, von biederer schlichter Gesinnung, uns verwandt (W's Mutter war eine geborene Gräfin Thurn-Valsassina), war ein Freund der Kunst und schönen Natur.“ Thurn besaß ein Landgut im thurgauischen Orte Berg, das Wessenberg später vielfach besuchte. „Die Gelehrsamkeit war in Konstanz – die Stadt besaß außer einem Gymnasium auch ein Lyceum, wo außer dem philosophi-

schen Cursus auch Theologie gelehrt wurde – dünn gesät . . . In Bezug auf gesellige Unterhaltung war der Verkehr mit dem kaiserlichen Hofrath v. Blank, Stadthauptmann zu Konstanz, für uns nicht ohne Reize . . . Denn dieser Mann“, der nach mannigfachen Diensten für Maria Theresia „auf den Ruheposten in Konstanz versetzt wurde, besaß eine ungeweinte Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Fehler war ein gleichsam ihm zur anderen Natur gewordenes Intrigenspiel, vermöge dessen er kein Geschäft gerade und offen, sondern stets nur auf schlaun Umwegen betreiben konnte.“

So sah Wessenberg Konstanz, seinen Amtssitz. Wie sahen ihn zu dieser Zeit seine Zeitgenossen? Mit kritischen, vielfach auch böartigen Blicken. Und dies hauptsächlich wegen eines langen Gedichtes – 368 Verse – ‚Über den Verfall der Sitten und des Staatslebens in Deutschland‘, das 1799 erschien. Ich zitiere nach der Ausgabe von 1832 in der ‚Cabinets-Bibliothek der Deutschen Classiker‘:

Erste Klage: „O Vaterland, mir rinnt die bittere Thräne

Für deiner Herta Töchter, deines Tuisko Söhne,

Die, hingerissen durch des Beispiels Meereskraft,

Die ehemals Helden schuf, jetzt feige Sklaven schafft,

Der schnöden Modegöttin jede Tugend zollen.“

Zweite Klage – vielleicht inspiriert durch Schillers ‚Kabale und Liebe‘, 1784 erschienen:

„Der deutsche Fürst wird Sklav gebietender Mätressen;

Da lagen jetzt Verdienst und Fähigkeit vergessen.

Der Weise ward verdrängt, der Schmeichler drang hervor.

Nur auf des Gelds, der Gunst und der Kabale Stufen

Schwang man zu Ehrenstellen sich empor.“

Spitze Pfeile wider das ‚tintenklecksende Säculum‘ (Schiller, ‚Räuber‘):

„Der Richter wird ein Schelm, und der Minister baut

Auf den Ruin des Volks den Gipfel eigner Größe.

Und dieses Volk soll Fürsten noch gehorchen? Nein!

Ach nein! Es würd, es müßt sich ihres Sturzes freun.“

Und die Hirten der Volksseele?

„Die Seelenhirten? – Ach! wie viele sind der Würde

Des Gottesamtes voll und seiner heil'gen Pflicht!

Ihr Wort beleuchtet zwar der Tugend hohe Zierde,

Doch leider nur ihr Wort – Ihr Wandel nicht!“

Die Folge:

„Ich seh': Die Nachwelt Teuts, bejocht durch niedre Lüste

Und grimmig fluchend jedem Fürstenjoch, Schwingt der Empörung Fackel hoch!

Und taumelt – von der Hoffnung Irrwischschein geführt –

Durch Ströme Bürgerbluts und hunderttausend Wehen,

Um hier dem Schlunde ‚Despotie‘,

Der ihr der tiefste dünket, zu entgehen,

Dort in den tiefern ‚Anarchie‘!“

Das Gedicht blieb nicht unbemerkt und erregte, wie Wessenberg selber schreibt, „durch ungeschmückte Freimüthigkeit einiges Aufsehen, ein günstiges bei Freisinnigen und Unbefangenen, ein ungünstiges bei denen, welche jeden für einen Jacobiner anzusehen geneigt waren, der die Verkehrtheiten und Verkommenheit der Hochgestellten als eine Hauptursache der Revolution zu bezeichnen wagt“.

Und wenig später, 1801, empfängt ihn, der schon in amtlicher Eigenschaft als Generalvikar der Konstanzer Diözese reist, der Bischof von Lausanne mit den Worten: „Ha! Sie sind der Wohlbekannte, den alle Illuminaten (Angehörige eines aufklärerisch-freimaurerischen Ordens) in den Zeitungen so sehr preisen. Ihr Lobpreisen hat ohne Zweifel einen guten

Grund. Wie hätten Sie auch sonst mit einer atheistischen Regierung (die Regierung der sog. Helvetik) in Verhandlungen treten können!“

Zwei Dinge lassen sich bei diesem Gedicht – dessen poetische Qualitäten nicht zu untersuchen sind – leicht erkennen: Wessenberg hält am Grundtenor seiner oben zitierten Meinung über das Jahr 1789 fest, freilich bereichert durch die für ihn offenbar enttäuschenden politischen Entwicklungen des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts. Und zum anderen taucht ein deutlicher nationaler Grundton auf, wenn Heinrich von Ampringen von den Töchtern Hertas und den Söhnen Tuiskos spricht, den Söhnen des germanischen Erdgottes und Stammvaters der Germanen.

Das Konstanzer Bistum, dessen Leitung Wessenberg als Generalvikar und bei fast dauernder Abwesenheit seines Bischofs 1802 übernommen hatte, war von enormer Größe und umfaßte nicht nur große Landstriche im Süden Deutschlands, sondern auch fast alle deutschsprachigen Kantone der Schweiz bis hin zum St. Gotthard mit einer katholischen Bevölkerung von insgesamt mehr als 1200000 Seelen, wie Wessenberg eigenhändig der W.-Biographie von Moritz Kind hinzufügt. Also eine Aufgabe, die viel Arbeitskraft und Einsicht in die Dinge erforderte.

In seinem ‚Konstanzer Lebenslauf‘ schreibt Wessenberg, er habe „seine neue Laufbahn als Generalvikar mit dem festen Entschluß betreten, alles anzuwenden, damit das Bisthum durch eine überwiegende Zahl berufsmäßig gebildeter, rechtschaffener und eifriger Seelenhirten, durch möglichste Vervollkommnung der Anstalten zu sittlich religiöser Erbauung und Belehrung des Christenvolkes und durch reine, genau beachtete Kirchenzucht sich auszeichne.“

Die römische Kurie – repräsentiert durch ihren Vorposten, die Nuntiatur in Luzern – sah mißtrauisch nach Konstanz, und als Wessenberg der deutschen Sprache Eingang in die Liturgie zu verschaffen suchte und deutschen Kirchengesang einführte, wofür er ein eigenes Gesangs-

und Andachtsbuch herausgab, handelte er sich Ärger und Feinde in Rom ein. Das bekam er 1814 in einem Brief seines Bischofs zu spüren, der Ende des Jahres Roms feindselige Einstellung zu Wessenberg mitteilte. W. schreibt in seinen ‚Erlebnissen‘: „Dalberg stellte die sonderbarsten Bedenklichkeiten gegen die von ihm selbst gutgeheißene Gottesdienstordnung auf, besonders gegen den Gebrauch der deutschen Sprache, als ob dadurch gegen die Vorschriften des Konzils von Trient ein Verstoß geschehen sei.“ Wessenberg mache dadurch dem Papst dessen Rechte streitig. Die Antwort, die der Generalvikar darauf gibt, ist stolz: „Niemand sey davon entfernter als ich, dem Pabst die ihm als Nachfolger Petri gebührenden Rechte streitig zu machen. Aber ich werde stets zwischen ihnen und den Ansprüchen der römischen Kurie zu unterscheiden wissen. Ich bin ein Deutscher, ein deutscher Edelmann und Generalvikar eines deutschen Bisthums, und nie werde ich zum Ultramontanen werden.“

1811 hatte Wessenberg als Begleiter des Fürstprimas des Rheinbundes Dalberg an dem von Napoleon nach Paris einberufenen Nationalkonzil der französischen Kirche teilgenommen. Hier hatte er Idee und Wirklichkeit einer Nationalkirche erlebt, und als Vertreter Dalbergs suchte er auf dem Wiener Kongreß eine das gesamte Gebiet des zu schaffenden Deutschen Bundes umfassende deutsche Kirche zu gestalten. Er beantragt in Wien die Aufnahme folgenden Artikels in die Bundesakte: „Die katholische Kirche in Deutschland wird unter der Garantie des Bundes eine ihre Rechte und die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse notwendigen Mittel sichernde Verfassung erhalten.“ Da er ebenso nachhaltig für die völlige Gleichstellung der Katholiken und Protestanten in Deutschland im Hinblick auf freie Religionsausübung und den Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte eintritt, scheidet sein Antrag am Einspruch Bayerns.

Und wie denkt der ‚deutsche Edelmann‘ zum großen Problem des Kongresses, zur politischen Neugestaltung Deutschlands? Er ist für

„Vertretung aller Klassen des Volkes durch Landstände“. Sie erscheint ihm dringlicher als je zu sein, „seitdem die Fürsten nach Auflösung des Reichsverbandes sich in den Besitz einer unbeschränkten Souveränität gesetzt hatten“.

Auch in der Geistlichkeit soll „vaterländischer Sinn und Theilnahme an der Wohlfahrt . . . des deutschen Gesamt Vaterlandes geweckt und unterhalten werden“. Aber der ‚deutsche Edelmann‘ ist seiner Natur und Bildung nach auch entschieden gegen den einsetzenden „deutschthümlichen Franzosenhaß“.

Nun gehen die Urteile auseinander. Während die theologische Fakultät Freiburg ihm im Juni 1815 ihre Doktorwürde verleiht, bezeichnet ihn der in Luzern residierende Nuntius „als einen gefährlichen Menschen“ und versucht, Wessenbergs Einfluß durch Abtrennung des schweizerischen Teils des Bistums zu schmälern. Dalberg – aus dem schlechten Gewissen seiner politischen Vergangenheit heraus – kommt dieser Absicht entgegen, indem er Rom 1814 die Berufung eines besonderen Generalvikars für den schweizerischen Teil des Konstanzer Bistums verspricht. Damit allein ist die Kurie nicht zufrieden: sie verlangt die Entfernung Wessenbergs vom Generalvikariat und eröffnet Dalberg die Lostrennung der Schweizer Kantone von seiner Konstanzer Diözese, was durch ein Breve vom 1. Januar 1815 öffentlich bekanntgegeben wird. Wessenberg und das Ordinariat legen dagegen „feierliche Verwahrung ein, ohne erst Verhaltensbefehle vom Fürstprimas abzuwarten“.

Das Ende des Bistums – Wessenberg in Rom

Dalberg stirbt im Februar 1817, und sofort wählt das Konstanzer Domkapitel den 1813 noch zum Coadjutor ernannten Wessenberg einstimmig zum Bistumsverweser. Großherzog Karl verteidigte die Wahl, als sie vom Papst mit der Begründung verworfen wird, „es seien aus ganz Deutschland Beschwerden über die irrigen Lehren, das böse Beispiel und die verwegenen Bestrebungen Wessenbergs eingelaufen“.

Daß Wessenbergs deutsche Zeitgenossen ganz anders dachten, möge die folgende Stelle aus dem Vorwort zur ‚Anthologie aus den Gedichten von I. H. von Wessenberg‘ vom Jahre 1832 belegen: „Unter die edelsten im Reiche der Geister gehört nicht nur Wessenberg – er ragt unter denselben hervor! – Wer unter den Zeitgenossen wirkte des Segens so viel, wirkte so Großes für religiöse und sittliche Aufklärung und durch sie auf Veredlung der Menschheit als dieser Mann? – Niemand. –“

Gewiß ist Wessenberg dies Urteil im Geiste wirklich freier Menschen erhalten geblieben. Aber über den Charakter seiner Landsleute im allgemeinen machte er sich keine Illusionen: „Den Charakter meiner deutschen Landsleute hatte ich aus der Geschichte und aus meiner Lebenserfahrung hinlänglich kennengelernt. Eine Tatsache kann sie plötzlich in Begeisterung versetzen, eine rechtlose Mißhandlung kann ihr Gefühl auf's Tiefste empören. Aber haben sie einmal mit Freimuth ihren Gefühlen Luft gemacht, so bilden sie gar leicht sich ein, ihrer Pflicht genügt und den Anforderungen des Tages entsprochen zu haben . . . Die edelsten Unternehmungen der Deutschen sind jederzeit mißglückt, wenn die Gegner es nur dahin zu bringen wußten, daß sie in das Geleise des altergebrachten förmlichen Schlendrians hineingeleitet wurden.“

Aber noch hatte Wessenberg zwei den Tageszufälligkeiten entzogene Machtpunkte hinter sich: seinen Bruder Johann Philipp und den Fürsten Metternich, den er seinen Vetter nennt. Der Bedeutung Metternichs für Österreich und der k. u. k. apostolischen Monarchie für die katholische Kirche ist nichts hinzuzufügen. Von Johann Philipp ist zu sagen, daß er als k. u. k. Staatsminister auf dem Wiener Kongreß und im Jahre 1848 als Außenminister und vorübergehend als Ministerpräsident in Wien eine zwar geringere Rolle als Metternich, aber doch keineswegs eine unbedeutende Rolle gespielt hat, so daß der Historiker v. Arneth in seiner zweibändigen Biographie über ihn mit Recht von

ihm als „einem österreichischen Staatsmann des 19. Jahrhunderts“ sprechen konnte.

Mit diesem günstigen Rückenwind reiste Wessenberg Ende Juni 1817 von Konstanz ab, um seine Sache vor dem Papst und der römischen Kurie zu vertreten. Unterwegs trifft er den Fürsten Metternich, der ihm einen Empfehlungsbrief an den österreichischen Gesandten in Rom mitgibt. Am 18. Juli 1817 trifft er in Rom ein und wird von dem Kardinalstaatssekretär Consalvi empfangen. Bei den Gesprächen mit diesem wird ihm eine Liste der gegen ihn erhobenen Anklagepunkte übergeben, dabei aber nicht gesagt, von welcher Seite diese Anklagen kommen. Punkt für Punkt widerlegt Wessenberg die vorgebrachten Beschuldigungen – um einen Monat später von Consalvi zu hören: „Die gegebenen Erklärungen hätten S. Heiligkeit nicht befriedigt.“ Er solle erklären, sich „geirrt zu haben“.

Wessenberg verläßt für vierzehn Tage Rom, reist nach Neapel, besteigt den Vesuv, besucht Ischia, Sarrent, Salerno und Pästum und erklärt nach seiner Rückkehr nach Rom dem Kardinalstaatssekretär, er sei nicht nach Rom gekommen, „um zu disputieren, und Rechthaberei sei nicht seine Sache. Er wolle nur dem Papst die Reinheit seiner Absichten darlegen.“ Darauf meint Consalvi, Wessenberg solle seine Stelle als Bistumsverweser aus Ehrfurcht für den Hl. Stuhl niederlegen.

Jetzt greift der offenbar gut vom Stand der Dinge unterrichtete Fürst Metternich ein: „Das Interesse des römischen Hofes verlange . . . die Sache auf eine für beide Theile ehrenhafte Weise beizulegen.“ Wessenberg ist indessen nicht der Mann, um zur ‚Wahrung des Gesichtes‘ einen Kompromiß einzugehen: „Es handle sich hier um Rechte und Freiheiten der deutschen Kirche und um Pflichten gegen die eigenen Landsleute wie gegen ganz Deutschland, die unter allen Umständen zu beachten und zu wahren Gewissen und Ehre erforderten.“ Er ist sich sicher, daß man im Grunde ihn „lediglich zu einer unbedingten Unterwerfung, d. h. zu einer feigen Verläugnung meiner red-

lichsten Überzeugungen und Handlungen“ bringen wolle. Weitere Verhandlungen sind offenbar nutzlos, und so verläßt er am 29. Dezember 1817 Rom. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland zieht er sich für mehrere Monate auf seinen Landsitz in Feldkirch im Breisgau zurück und beginnt hier die Abfassung seiner Konzilsgeschichte.

1818 stirbt Großherzog Karl, der Wessenberg gegen die römische Kurie in Schutz genommen hatte, und der ihm folgende Großherzog Ludwig läßt Wessenberg, der zu Ludwig wegen dessen fragwürdiger Lebensführung im Gegensatz steht – Napoleon hatte ihn, als er noch Erbprinz war, zeitweise nach Salem ‚strafversetzt‘ –, fallen. Obwohl zur Besetzung des Bischofsstuhles im neugeschaffenen Erzbistum Freiburg alle Wahlberechtigten einstimmig sich auf Wessenberg geeinigt hatten, intrigiert Großherzog Ludwig, der den Domherrn Graf von Thurn in Freiburg sehen möchte, gegen die Wahl, die – wie zu erwarten war – auch vom römischen Stuhl abgelehnt wird. Am 21. Oktober 1827 ist es dann so weit, daß der Bistumsverweser Wessenberg in einem letzten Hirtenbrief die bereits 1821 dekretierte Auflösung des großen, alten und ruhmvollen Bistums Konstanz bekannt geben muß.

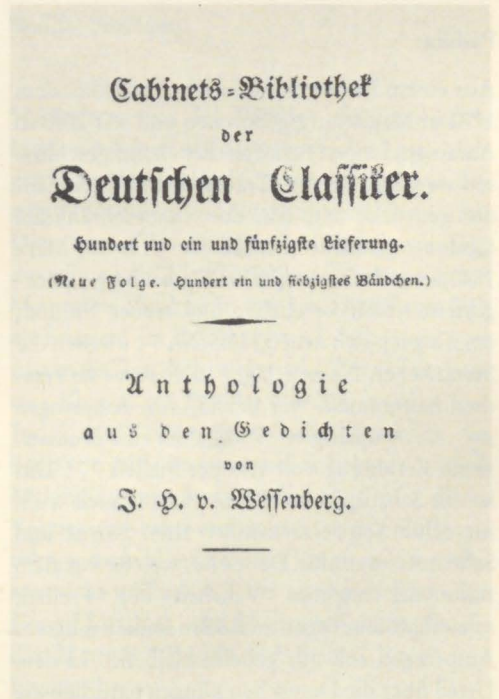
Für Wessenberg brachen nun die Jahre an, da er sich seiner großen Bibliothek – und er sammelt nicht nur Bücher der verschiedensten Wissensgebiete, darunter etwa Erstausgaben der Reisewerke Alexander v. Humboldts, sondern er liest sie kritisch durch, wovon die vielen von seiner Hand angebrachten Lesezeichen und Notizen zeugen – und seiner Gemäldesammlung widmen kann. Und er pflegt Umgang mit seinen Freunden in der Schweiz, etwa mit dem Schriftsteller Heinrich Zschokke in Aarau, mit dem vor den Toren der Stadt Konstanz lebenden ungarischen Grafen Drascowich, der literarisch höchst interessiert ist, selber dichtet und sich „einen Republikaner von ganzer Seele“ nennt, aber auch mit den Napoleoniden, die im benachbarten Thurgau Ruhesitze gefunden haben, darunter die Herzogin von St. Leu, vor-

einst Königin Hortense von Holland, und deren Sohn Louis-Napoléon auf dem Arenenberg bei Ermatingen. Er schätzt Hortense als eine charmante, geistreiche und gebildete Frau; ihren Sohn aber beurteilt er kritisch und geht mit dessen Art zu politisieren nicht einig. Und das Verhalten des französischen Senats, der dem selbsternannten zweiten Empereur zujubelt, bezeichnet er als „traurigstes Symptom der charakterlosen Schlechtigkeit der Gegenwart“, als „hündische Sklavendemuth, die sich plötzlich aller Stände bemächtigt hat“.

Heinrich von Ampringen

Was Wessenberg im Laufe seines langen Lebens geschrieben hat, ist von stattlichem Umfang und nicht nur geistlichen, theologischen und kirchengeschichtlichen, sondern auch kunsthistorischen, allgemeinhistorischen und pädago-

Cabinets-Bibliothek, Anthologie Wessenbergscher Gedichte



gischen Inhalts, wendet Wessenberg doch der Erziehung Jugendlicher sein ganz besonderes Interesse zu, was sich theoretisch in verschiedenen Anträgen während seiner Zugehörigkeit zur Ersten Kammer der Badischen Landstände offenbart, wo er sich besonders für die Erziehung der Blinden und Taubstummen einsetzt, und praktisch in der Gründung einer „Rettungsanstalt für Mädchen in Konstanz“. Man verstehe darunter nicht eine der üblichen Rettungsanstalten für gefallene Mädchen, sondern eine Institution, wo ganz im Sinne Pestalozzis die Mädchen durch entsprechende Weckung ihrer eigenen Kräfte vor den Folgen der damals um sich greifenden Armut bewahrt werden sollten.

Sein rein poetisches Œuvre umfaßt Gedichte, geistliche Lieder und Hymnen und vier dramatische Werke. Deren erstes erschien ohne Angabe des Verlagsortes 1842: „Padilla oder Der letzte Freiheitskampf Castiliens. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich v. Ampringen.“

Padilla

Aus einem Brief von Heinrich Zschokke, dem 1771 in Magdeburg geborenen und seit 1795 in Aarau ansässigen Schriftsteller, kann geschlossen werden, daß dies Trauerspiel bei Sauerländer gedruckt und von dort in beschränktem Umfang versandt worden ist. Am 13. März 1841 schreibt Zschokke an Wessenberg: „Vorgestern, mein herzlieber und treuer Freund, empfang ich den neuen Heinrich . . . Sollen die literarischen Namen-Jäger auch etwas zu errathen bekommen, wer der H. von Ampringen sey . . . Ampringens ‚Padilla‘ ist eine dramatisierte Erzählung voll schöner Stellen . . . Das ist ein Schauspiel für Römerseelen, auch wohl für echte Schweizermänner alten Kornes und Schrotens; kaum für Deutsche, welche vor dem Bilde der nackten Wahrheit und Freiheit schamhaft die Augen zu Boden senken müssen. Ampringen soll mir geheim bleiben.“ In dem Urteil über die Deutschen klingen natürlich die

Erfahrungen der Zeiten nach den sog. Befreiungskriegen nach – aber möchte Zschokke mit dem „Bilde der nackten Wahrheit und Freiheit“ nicht auch zugleich sagen, er habe begriffen, daß Wessenberg in seinen dramatischen Werken seine eigenen Erlebnisse als „deutscher Edelmann und Generalvikar eines deutschen Bistums“ mit der römischen Kurie in verschiedenen Bildern abhandelt?

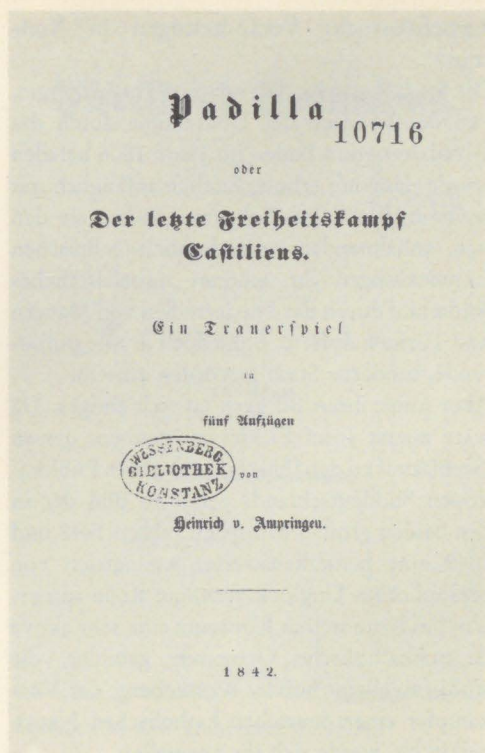
Die „dramatisierte Erzählung“ ‚Padilla‘ hat folgenden geschichtlichen Kern: Im Spätjahr 1517 tritt der Habsburger Karl – als spanischer König Karl I., als römischer Kaiser Karl V. – das Erbe seiner regierungsunfähigen Mutter, der Johanna der Wahnsinnigen, an und kommt, mit einem großen Hofstaat von Belgiern umgeben, die wegen ihres leichtfertigen Wesens, ihrer Habgier und ihrer hohen Einbildung dem ernsthaften und zeremoniellen Wesen der Spanier ein Greuel sind, nach Kastilien. Die Raffgier von Karls Hofstaat und die hohen Steuerlasten, deren Erträge Karls burgundischem Erbe zugute kommen, erbittern die Bürgerschaft der kastilischen Städte. Sie beginnen unter sich Verbindungen zu knüpfen, und Toledo stellt als erste Stadt ein recht lärmendes, buntscheckiges Heer von einigen tausend Mann auf, an deren Spitze zwei Adelige, darunter Juan de Padilla, stehen. Als der Statthalter Karls, der zur Krönung ins Reich gezogen ist, mit großer Grausamkeit gegen die Stadt Medina vorgeht, nötigen die empörten Kastilier des Königs Heerführer Fonseca zur Flucht. „Padillas Absicht war also erreicht“, schreibt Schlosser in seiner ‚Weltgeschichte‘, „und er machte nun Anstalten, eine bürgerliche Regierung einzurichten, wobei die unglückliche Mutter Karls gebraucht werden sollte, um der Republik ein monarchisches Ansehen zu geben.“ Padilla wird Generalcapitän dieser Bürgerrepublik, kann aber doch die widerstreitenden Interessen der Bundesglieder nicht zusammenhalten. Er kämpft glücklos, wird gefangengenommen und 1521 hingerichtet. Toledos Widerstand aber erlischt mit seinem Tode nicht, „weil Padillas Witwe, Donna Maria Pacheco, Männern und

Weibern der Stadt den Heldenmut und Patriotismus einflößte, der sie selbst auszeichnete. Sie selbst ist dadurch unsterblich geworden, die Freiheit der Städte aber war und blieb verloren“, so Schlosser a. a. O.

Wessenberg folgt in seinem Trauerspiel – bis auf den Tod der Maria Pacheco, die er an einer im Kampfe empfangenen Wunde in Toledo als wirkliche Heroine sterben läßt, während sie in Wirklichkeit nach Portugal entkommen konnte und dort starb – ziemlich genau dem geschichtlichen Ablauf der Jahre 1517 bis 1521, wobei der Kundige etwa bei dem Verhältnis von Vater und Sohn della Vega – der Alte ist Padillas Widersacher, der Junge sein Bewunderer und Verlobter seiner Tochter – unschwer die Parallele zu dem alten und jungen Piccolomini in Schillers gleichnamigem Teilstück der ‚Wallenstein‘-Trilogie findet.

Gleich zu Anfang der Tragödie steht das Grundmotiv des Stückes da – und zugleich spricht Wessenberg das aus, was ihn selber anging und zum unheilbaren Konflikt mit der Kurie führte: „. . . Feinde hat ein Jeder, / Der nicht zum Schein nur gut ist, der das Recht, / Der Wahrheit, Tugend und Gemeinwohl / Von Herzen liebt, der für sie einzusteh'n / Mit Leib und Seele ist bereit . . .“ Es ist ein Kampf um altes Recht und Freiheit gegen „die Scheiterhaufen des Gerichts, das er (Ferdinand v. Aragonien) / Zum Wächter schuf des Glaubens, dessen Blüthe / Sein fürchterlicher Henkerszwang zerknickt“, ein Kampf gegen „hochmüth'ge Fremdlinge, frech ohne Maß, / Die sich erdreisten, zu regeln eines Volks / Geschick, das sie nicht kennen und für das / Kein Puls in ihrem Busen schlägt. Was ist / Ein Volk, dem seine Freiheit ward geraubt?“ – Hier klingen gewiß Erinnerungen an die lange Fremdherrschaft Napoleons nach.

Der finstere, verschlagene Gegenspieler zu dem lichten Freiheitshelden Juan Padilla – „Die Freiheit hat uns Der gegeben, / Der über Wolken sitzt“ – ist der Dominikaner Malgrado, Mitglied des „heil'gen Tribunals“, der Zuträger und eigentliche Spiritus rector des königlichen



Padilla. Titelblatt

Statthalters, für den Padilla „ein Schwindelkopf, ein Schwärmer, weiter nichts“ ist. Malgrado verfährt nach des Statthalters Rat: „Betrügt / Und lügt und täuscht, so viel ihr könnt! Dies ist / Die einzige Verhaltensweisung, die / So einem Mann wie ihr ich geben kann.“ Malgrados Werkzeug, um Juan Padilla zu Fall zu bringen, ist dessen Freund della Vega – er tritt in der Tragödie nicht auf –, der aus verletztem Ehrgeiz zu Padillas Verräter wird. „Der Judas, der / Den Freundesbund verräth, ist doch von mir / So gut als schon gekauft“, jubelt Malgrado. Juan Padilla wird als Opfer dieses Verrats im Kerker enthauptet; seine Frau Maria führt – darin einer zweiten Jungfrau von Orleans nicht unähnlich – bis zu ihrem Ende den Kampf fort, der „den höchsten Gütern gilt, die der Mensch / Besitzt auf Erden: Recht und Freiheit“.

Zwischenstück: Veränderungen in Konstanz

Die Stadt Konstanz hat sich von der Lethargie, von der sie nach der Übernahme durch das Großherzogtum Baden im Jahre 1806 befallen wurde, langsam erholt. Freilich anfänglich mit recht unglücklichen Schritten, indem sie den sich anbahnenden wirtschaftlich-technischen Entwicklungen ihr schönes mittelalterliches Städtebild durch das Niederreißen von Mauern und Türmen opferte, ohne doch je eine pulsierende, moderne Stadt geworden zu sein.

Aber unter ihren Bürgern tat sich einiges. Da wäre zuerst Josef Fickler zu nennen, dessen ‚Seebblätter‘ zu den führenden liberalen Publikationen Süddeutschlands gehörten und der in den beiden großen badischen Jahren 1848 und 1849 eine bemerkenswerte, wenngleich von persönlichem Unglück verfolgte Rolle spielte. Um ihn hatte sich in Konstanz eine sehr aktive deutschkatholische Gemeinde gebildet, die wohl insgeheim hoffte, Wessenberg, der Vorkämpfer einer deutschen katholischen Nationalkirche, werde sich ihr zugesellen.

Dann wirkte in Konstanz der in Freiburg geborene Dekan und Spitalpfarrer Dominicus Kuenzer, der der römischen Kurie fast so unbequem war wie Wessenberg. 1848 wurde Kuenzer in Konstanz zum Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche gewählt, wo er dem die äußerste Linke der politischen Gruppierungen bildenden ‚Donnersberg‘ angehörte und bei der Beratung der Kirche und Religion betreffenden Abschnitte der Grundrechte der Deutschen hervortrat.

Zu den bemerkenswerten Persönlichkeiten des ‚Vormärz‘ in Konstanz gehörte ferner der Anwalt und Philanthrop Ignaz Vanotti, der sich und seine Habe dem Dienste am Liberalismus opferte. Er hatte 1838 eine eigene Zeitung gegründet, den ‚Leuchtturm‘, der aber weder sonderlich leuchtete noch wirtschaftlich reüssierte und dem er mit Hilfe eines weithin bekannten Liberalen als Redakteur einen wirklichen Glanz geben wollte. Diesen Mann fand er in der Person des als Flüchtling in Frankreich

umherirrenden Johann Georg August Wirth, dem ‚Jupiter‘ des Hambacher Festes (1832) und des deutschen Liberalismus. Wirth übernahm die Redaktion – und verwandelte den ‚Leuchtturm‘ zur ‚Deutschen Volkshalle‘, die schnell im Mittelpunkt des fortschrittlichen Geistes stand. Für sie wurde eine eigene Verlagsanstalt gegründet, das ‚Belle-Vue bei Konstanz‘, das sich zur Umgehung der badischen Zensur im thurgauischen Nachbarort Egelshofen-Kreuzlingen ansiedelte. Aber mehr und mehr häuften sich die Verbote der Einfuhr der ‚Volkshalle‘, so daß sie nach zwei Jahren ihr Erscheinen einstellen mußte. Wirth zog sich aus dem ‚Belle-Vue‘-Verlag zurück, der gleichwohl bis zum Revolutionsjahr 1848 einer der bemerkenswertesten vormärzlichen politischen Verlage blieb. Hier, in diesem doch eigentlich suspekten Verlag erschienen 1844 und 1845 zwei dramatische Werke Wessenbergs – der ‚Christoph Columbus‘ und die ‚Spielbank‘.

Christoph Columbus. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich von Ampringen.

Die Handlung spielt im Jahre der erzwungenen Rückkehr des Columbus nach Cadiz, wo er sich vor dem Hofe verantworten soll. Ein Mann des Volkes, der die Rolle des antiken Chores übernimmt, trägt das Hauptmotiv des Trauerspiels vor: „Verschmerzen konnt es die Grandezza nicht, / Daß aus der Dunkelheit so hoch der Mann / Emporstieg, und den Höflingen ist er / Ein Dorn im Aug‘, weil er den graden Weg / Nur geht und aufrecht mit erhobnem Haupt!“

Columbus wird als ein Genie aufgefaßt, das nur über den Traum die Wahrheit, die Wirklichkeit findet. Er ist frei von Habsucht, verteidigt seine Rechte vor dem in Granada residierenden Hof, dessen gerechten Richterspruch in seiner Sache er sucht. Sein Widersacher ist der Bischof Juan de Fonseca, ein machtlüsterner, intrigierender Geistlicher, von großem Einfluß auf König Ferdinand von Aragonien, der zwar ein Gewissen hat, aber nicht darnach handelt und sich wünscht, ein Monarch verlöre bei seiner Krönung das Gewissen.

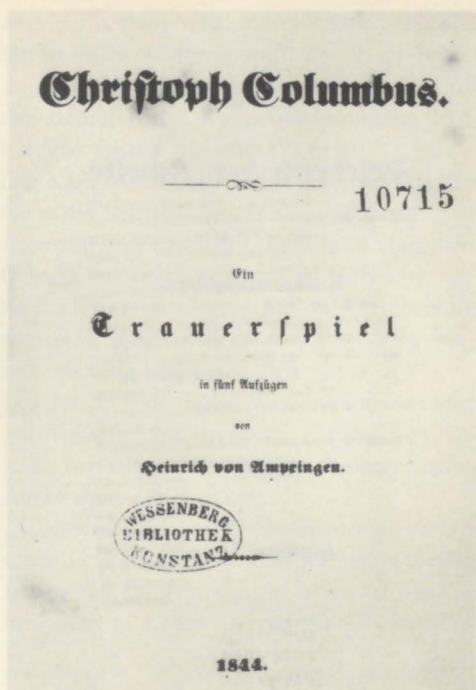
Auf seiten des Columbus steht die Königin Isabella von Castilien, reine Vertreterin der Humanität und des Christentums, Beschützerin der karibischen Indianer. Ihr zur Seite der Benediktiner Las Casas, der wohl am reinsten die christliche Gedankenwelt Wessenbergs widerspiegelt. Ihr, der Stimme der Humanität und christlichen Bruderschaft aller Menschen, sei das Wort gegeben. Sterbend spricht die Königin zu Las Casas:

„. . . Aber Euch, Las Casas, / Bestell ich
nochmals jetzt, am Rand der Gruft, / Zum
Anwalt sämtlicher Bedrängten. Seid's / Vor
allem den verlaß'nen Indiern. / Wann vor dem
Volk, wann vor den Mächtigen, / Wann vor
dem Thron Ihr das beherzte Wort / Für diese
Brüder führt, die Menschlichkeit / Für sie in
Anspruch nehmt, o sagt es laut, / Daß Ihr in
Isabellens Namen sprecht, / Die vor der ew'gen
Liebe Gnadenstuhl / Für jeden Trost, für jeden
Labetränk, / Der einem dieser Ärmsten wird
gereicht, / Erfleh'n wird der Vergeltung Strah-
lenkranz.“

Die Spielbank. Ein tragisches Schauspiel in fünf Aufzügen

erscheint 1845 anonym, aber mit Angabe des Verlagsortes ‚Belle-Vue bei Constanz‘. Es ist die Arbeit des Philanthropen, der bei so manchen Anlässen literarisch und politisch in Erscheinung getreten ist. Nicht schneller Erfolg am Spieltisch bringt Wohlstand, sondern nur die beharrliche und fleißige Arbeit.

Das ‚tragische Schauspiel‘ ist im Zusammenhang mit der Erneuerung der Pachtverhältnisse der Spielbank in Baden-Baden durch die bad. Regierung entstanden. Wessenbergs Biograph Beck setzt einen sehr deutlichen Akzent zum Thema ‚Spielbank‘, wenn er schreibt, Wessenberg habe durch dieses Schauspiel „das Spielhöllenwesen und seine Verderblichkeit charakterisieren und zur endgültigen Austilgung dieser Schmach des deutschen Kulturlebens den Anstoß geben wollen“ – was weder Wessenbergs Tätigkeit noch seinem Werke gelungen



Titelblatt zu dem Trauerspiel Columbus

ist, haben sich die Spielbanken doch nicht nur gehalten, sondern vermehrt, und dies auch an Wessenbergs Wohnsitz, in der Stadt Konstanz.

Kaiser Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Heinrich von Ampringen.

Das Staufer-Drama ist 1844 ohne Verlagsort, aber mit Nennung Heinrichs von Ampringen als Verfasser erschienen. Im März 1863, also drei Jahre nach Wessenbergs Tode, gibt der Heidelberger Hofrat Beck, sein mehrfach zitiert Biograph, in der Friedrich Wagnerschen Buchhandlung in Freiburg unter Wessenbergs Namen eine zweite Auflage heraus und schickt ihr ein aufschlußreiches Vorwort voraus, in dem es heißt: „Über die dramatischen Versuche des verewigten Wessenberg, der gewiß keinem

Kaiser

9803

Friedrich der Zweite

von

Hohenstaufen.

Ein Trauerspiel

in

fünf Aufzügen

von

Heinrich von Ampringen.

1844.

Friedrich II., Titelblatt

der Besten unseres Volkes an deutschem Wesen und patriotischem Streben nachsteht, haben wir uns in der Biographie des edlen Mannes hinreichend ausgesprochen und dürfen daher darauf verweisen. Er hat in der Tragödie Friedrich II. einen wichtigen Abschnitt unserer nationalen Geschichte in einem dramatischen Gemälde – ohne bühnengerechte Form – zur lebendigen Anschauung seines Volkes bringen wollen. Er wählte aus der Geschichte des größten aller deutschen Kaiser jene bedeutungsvollen Momente aus und führt sie mit historischer Treue uns vor, wie sie auch heute noch zu einem Spiegelbild der Gegenwart, ihrer Kämpfe und Gegensätze dienen können. –

Wessenberg hat dies dramatische Gemälde der Nachtseite des hierarchischen Regiments und seiner frevelnden Ausschreitungen gegen göttliches und menschliches Recht, wozu es der Dämon der Herrschsucht trieb, bei Lebzeiten nur in wenigen Exemplaren für engere Freunde

drucken lassen. „Wessenberg, der erst 1840 mit dem Niederschreiben seiner vier dramatischen Werke begonnen hatte, lag der Staufer-Stoff sehr am Herzen: „Es war mein längst gehegter Lieblingsgedanke, durch dramatische Darstellung Friedrichs II. von Hohenstaufen ein recht lebendiges Bild des größten deutschen Kaisers und seines Strebens zu geben. Ich durfte hoffen, durch diese Arbeit, wie unvollkommen sie auch sei, meinen Landsleuten etwas Erspreißliches und Willkommenes zu leisten.“

Es gibt eine Stelle im vierten Aufzug, wo Wessenberg etwas das Visier seines Pseudonyms Ampringen öffnet, indem er den Staufer sagen läßt, er habe „Heinrich den Ampringer“ als Boten eines Sieges nach Rom und Georg von Dalberg als seinen Vertrauten nach Deutschland entsendet, deutliche Anspielung auf den letzten Fürstbischof von Konstanz und seinen Generalvikar: der eine 1817 in Regensburg als von der Geschichte verworfener Primas gestorben, der andere als männlicher, wenn auch glückloser „deutscher Edelmann und Verweser eines deutschen Bisthums“ aus der Auseinandersetzung mit Rom als Ungebeugter hervorgegangen.

Es ist die hohe Stunde des Mittelalters, in der sich alle höfische Kultur – im Spiegel der Gedichte des Herrn Walther von der Vogelweide und des Tristan-Epos Meister Gottfrieds von Straßburg gesammelt – mit der Vorwegnahme moderner Verwaltungsformen im Stauferreich in Unteritalien und Sizilien kreuzt; die Stunde, wo um die Macht des Kaisertums mit dem globalen Hegemonieanspruch des Papstes gerungen wird. Dies ist der Zeitpunkt des dramatischen Gedichts Wessenbergs.

Die römischen Kardinäle haben auf das Drängen des Kaisers 1243 nach langer Sedisvakanz einen neuen Papst gewählt, den der Staufer für seinen Freund hält, der ihn vom Bannfluch seines Vorgängers Gregors IX. lossprechen wird. Als aber der neue Papst den Namen Innozenz annimmt und den Bann erneuert, kündigt sich der Endkampf um die Vorherrschaft zwischen den abendländischen Mächten an. Zerstört ist

des Kaisers „ . . . Traum von Sicherheit und Ruh, / In deren Schatten ich am Lebensabend / Der meiner Hut vertrauten Völker Wohl / Zu pflegen hoffte!“ Er sieht einen Kampf mit der „Römerlist“ voraus. Aber „nicht so verborgen mehr wie einst / Schleicht diese Schlang im Finstern. Immer mehr / An's Licht gezogen wird ihr Trug, und ist / Die Welt zu ew'ger Blindheit nicht verdammt, / Sie wird, sie muß erröten, länger noch / Am Gängelband der Römerlist zu geh'n.“

Aus dem Munde des Petrus von Vinea, den Wessenberg gegen alle wider ihn erhobenen Anschuldigungen der Geschichte in Schutz nimmt, klingt der große utopische Glaube, der die Zeit von Wessenbergs Jugend erfüllt hat: „Die Macht des Wahns zu stürzen, das vermag / Kein Kriegsheer. Nur die Geistesbildung kann's, / Die, gleich der Sonne Morgenstrahl, das Grau'n / Der Finsternis, Jahrhunderte hindurch / Dem Blick der Völker vorgewebt, verscheucht.“ – (Wie sangen 1791 die drei Knäblein in der ‚Zauberflöte‘? „Bald naht, den Morgen zu verkünden, / die Sonn auf ihrer Bahn. / Bald wird der Aberglaube schwinden, / bald siegt der weise Mann!“)

Der historische Ablauf der Auseinandersetzung zwischen Papst und Kaiser wird recht genau wiedergegeben, ja, die Stelle im dritten Aufzug, an der der Kaiser sich seine Kronen bringen läßt, stimmt genau mit folgender Stelle aus der Chronik des Matthäus von Paris (13. Jh.) überein: „Als der Kaiser dies gehört hatte“, daß der Papst ihn auf dem Konzil von Lyon abgesetzt und seiner Kronen beraubt habe, rief er: „Dieser Papst hat Mich auf seiner Synode abgesetzt und Mir Meine Krone geraubt. Woher diese Unverschämtheit? Woher eine so vermessene Tollkühnheit? Wo sind die Körbe, die Meinen tragbaren Schatz enthalten?“ Und nachdem diese herbeigebracht und auf seinen Befehl geöffnet worden waren, fuhr er fort: „Laßt sehen, ob meine Kronen verloren sind!“ Als er aber eine gefunden hatte, setzte er sie auf sein Haupt, . . . erhob sich und sprach drohenden Blickes mit furchtbarer Stimme und unstillbaren Her-

zens laut und öffentlich: „Noch habe Ich Meine Krone nicht verloren und werde sie weder durch die Anfeindung des Papstes noch durch den Beschluß der Kirchenversammlung ohne blutigen Kampf verlieren.“

Der Kampf ist blutig, und er geht verloren; der Geist des Staufers aber ist bis zu seinem letzten Atemzug ungebrochen: „O Gott! So lang dein Odem mich belebt, / Streb' ich aufs Ziel, wonach ich stets gestrebt. / Auf die Entscheidung strebet all' mein Trachten: / Ob's endlich tagen soll, ob ewig nachten?“

Das letzte Wort habe Wessenberg über sich selbst. Es stammt aus seinen ‚Erlebnissen‘ und steht bei Aland in den ‚Autobiographischen Aufzeichnungen‘ Seite 93:

„Überblicke ich den Umkreis meiner literarischen Leistungen, so nehme ich selbst für dieselben nur das Verdienst in Anspruch, daß sie mit meinem Leben in völliger Übereinstim-

Grabplatte Wessenbergs in der Basilika zu U. L. F. Konstanz. Foto: Heinz Finke, Konstanz



mung stehen und meinen Zweck: Liebe zur Wahrheit, Tugend und Freiheit zu verbreiten, zu fördern geeignet sind. Ob sie nachhaltig wirken werden, stelle ich vertrauensvoll der göttlichen Leitung aller Dinge anheim. Mich beruhigt das Bewußtsein, mich der elenden Sucht zu glänzen frei erhalten, und das Talent, das mir Gott zugeteilt, nie durch Leichtsinn oder feige Wahrheitsscheu und sophistische Wohldienerei nach irgendeiner Seite hin entweiht zu haben. Sie sind EIN Stück mit meinem Leben. Als solche, wünsche ich, daß man sie würdigen möge.“

Anmerkungen:

- 1) Konzils-Chronik des Ulrich Richental
- 2) Otto Feger: Konstanz – Aus der Vergangenheit einer alten Stadt.
- 3) Joseph Laible: Geschichte der Stadt Konstanz
- 4) Alfred Diesbach: Die deutschkatholische Gemeinde Konstanz, 1845–1849. Mannheim 1971
- 5) Joseph Beck: Ignaz Heinrich von Wessenberg, sein Leben und Wirken. Freiburg 1862
- 6) Kurt Aland (Hrsg.): Ignaz Heinrich von Wessenberg. Autobiographische Aufzeichnungen. Bd. I/1. Freiburg 1968
- 7) Klaus J. Heinisch: Kaiser Friedrich II. Sein Leben in zeitgenössischen Berichten. dtv-dokumente
Andere Werke sind im Text angeführt.

Lichtverträumt

*'s ist Dämmerung geworden, –
die Sonne ist verschwunden,
und eine graue Wand
zieht langsam auf im fernen Westen.
Zu früh noch, um die Lampe anzuzünden,
denn an dem Himmel oben
sonnen sich noch letzte warme Töne.
Man möcht' sie noch genießen,
festhalten vor dem Blick
für dunkle Stunden,
daß all dies Schöne unser Herz erbelle,
so lichtverträumt,
wie zartes Gold im Herbst
die Wege säumt.*

Ida Pfeifer-Hofmann

Zur Geschichte der Malteser-Kommende in Überlingen 1257–1807

Hermann Schmid, Überlingen/See

Im Jahr 1048, schon vor dem ersten Kreuzzug nach Palästina, erhielten italienische Kaufleute vom ägyptischen Kalifen die Erlaubnis, in der Nähe des Heiligen Grabes zu Jerusalem für die lateinischen Christen eine Bleibe zu errichten. Bald entstand hieraus ein Hospital, das von Benediktinern betreut wurde und in dem kranke Pilger aus dem Abendland Aufnahme und Pflege fanden. Das Hospiz leistete den Kreuzfahrern vorzügliche Dienste, wurde reich beschenkt und machte sich nach einiger Zeit selbständig. Mit Rücksicht auf ihre Hauptaufgabe gab sich die Genossenschaft eine eigene Regel und Tracht. Ihre neu erbaute Kirche wurde Johannes dem Täufer geweiht, der fortan ihr Schutzheiliger war. Sie erhielt 1113 die päpstliche Bestätigung.

Der erste Meister des Ordens, Raimund du Puy, gab ihm als äußeres Erkennungszeichen ein achteckiges Kreuz, das sogenannte Malteser-Kreuz, das seine Träger an die acht Seligkeiten erinnern sollte. Es hat die Gestaltung der europäischen und insbesondere der deutschen Orden und Ehrenzeichen auf das Nachhaltigste bis in unsere Zeit beeinflusst. Noch das Kriegsverdienstkreuz von 1939 weist seine Form auf.

Nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzheere traten in die Gemeinschaft der Spitalbrüder zunehmend Ritter ein. Es bildete sich nach dem Vorbild der Templer allmählich ein Ritterorden heraus, der sich neben dem Spitaldienst auch dem Waffendienst zum Schutz der Pilger verschrieb. Im Laufe der Zeit trat der Krankendienst immer mehr zurück und der Kriegsdienst in den Vordergrund. Die Mitglieder erfuhren eine Einteilung in drei Klassen: Ritter, Priester und dienende Brüder. Erstere

dominierten im Orden, ihnen oblag seine Leitung. Entgegen dem Usus in den Mönchskommunitäten standen die Kleriker an zweiter Stelle. In der Frühzeit fungierten sie gewöhnlich als Kapläne in den Hospitälern und Ritterhäusern oder standen als Prioren Priesterkonventen vor. Die dienenden Brüder hatten sich im Spital oder gegebenenfalls als Kriegsknechte zu betätigen.

Der Orden, dessen Angehörige bis ins 19. Jahrhundert hinein überwiegend aus Südfrankreich kamen, spielte in den Kreuzfahrerstaaen eine bedeutende Rolle und hat auch in der Geschichte des nachreformatorischen Europas neben dem Deutschen Orden seinen festen Platz. Seine offizielle Bezeichnung war: *Milites hospitalis S. Joannis Hierosolymitanis*, Hospitaliter des hl. Johannes zu Jerusalem.

Da die Johanniter nach ihrer Vertreibung aus dem Heiligen Land auf der Insel Rhodos ihren Hauptsitz nahmen, waren sie den Zeitgenossen unter dem Namen „Rhodiser“ geläufig. Analog trugen sie bis zu ihrem Untergang im Gefolge der Französischen Revolution die Bezeichnung „Malteser“, nachdem sie, inzwischen zu einer der bedeutendsten Seemächte des Mittelmeerraums aufgestiegen, 1530 vor der türkischen Invasion auf die Insel Malta ausgewichen waren.

Die Verfassung des Ritterordens zeigt in ihrer vollen Ausbildung ein wohlgeordnetes und festgefügt Ganzes, eine Art Adelsrepublik. Alle Mitglieder legten die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams ab, dazu das besondere Votum der *militia Christi*. Die Ritterbrüder waren verbunden, den christlichen Glauben und seine Bekenner mit den Waffen zu schützen, und,



Frühes Kommende-Siegel: S(IGILLUM) DOMUS SA(NCT)I IOHANNIS I(N) VBERLIGE. Es befindet sich an einem Kaufbrief vom St. Nikolaustag des Jahres 1320, gemäß dem „wir Bruder Manegold von Nellenburg, Commendur des Huses ze Vberlingen sante Johannes ordens des Hailigen Spitales von Jerusalem un. wir die Brüd. gemainlich alle des selben huses“ der Sammlung der armen Leute der Siechen auf dem Berge zu Überlingen die Zinsen in Höhe von drei Pfund aus 45 Hofstätten rechts des Weges nach Aufkirch oberhalb des alten Dorfes übereigneten gegen Zahlung von 47 Pfund und zehn Schillingen Konstanzer Münz. Die Pergamenturkunde trägt als zweites Siegel das des Komturs, das die drei Hirschhörner der Nellenburger, ein kleines Johanniter-Kreuz und folgende Inschrift aufweist: S(IGILLUM) FR(ATR)IS MA(N)E(G)OLDI D(E) NELLE(N)BURGI (Original im Stadtarchiv Überlingen).

falls diese ruhten, zum ursprünglichen Hospitaldienst zurückzukehren, die Ordenspriester zur Vornahme aller gottesdienstlichen Verrichtungen in Krieg und Frieden und zur Besorgung des Almoseniers, das heißt, die Finanzen zu verwalten und Almosen zu verteilen. Die dienenden Brüder hatten, wie schon erwähnt, Kriegs- und Spitaldienst zu leisten. Aufgenommen wurde nur, wer ehelich geboren und

von tadellosem Lebenswandel war. Für die erste Klasse war seit der frühen Neuzeit eine zum Teil weitgehende Ahnenprobe vorgeschrieben.

Im Verlauf der Kreuzzüge wuchsen dem Orden eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und zahlreiche Besitzungen im vorderen Orient und auch im Abendland zu, was seine Aufgliederung in Länder oder „Zungen“ notwendig machte. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren es deren acht: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragon, England, Deutschland und Kastilien mit Portugal. Jeder dieser Zungen oder Nationen stand ein gewählter Großwürdenträger vor, der im Verein mit den übrigen unter dem Großmeister an der Leitung und Verwaltung des Ordens teilhatte. Die Zungen waren in Priorate und Balleien eingeteilt, erstere wiederum in Kommenden und Komtureien, insgesamt etwa 700 an der Zahl. Alle wichtigen Dinge wurden vom Generalkapitel am Hauptsitz, regionale Angelegenheiten von den Provinzialkapiteln unter der Leitung der Prioren geregelt, die regelmäßig die einzelnen Kommenden visitierten. Die Einkünfte und Ausgaben der Johanniter verwaltete anfänglich das dem Großkomtur unterstehende Schatzamt. Weil dieses Verfahren wegen der Zerstreung des Besitzes nicht durchgehalten werden konnte, setzte man später für jedes Ordenshaus eine bestimmte Summe fest, „Kommende“ genannt, die jährlich an die Zentrale abzuführen war.

In Deutschland wurden die Johanniter verhältnismäßig spät heimisch, nämlich nach dem III. Kreuzzug in den 1190er Jahren. Rückkehrende Kreuzfahrer machten dem Hospitium in Jerusalem namhafte Schenkungen oder traten selbst ein, sei es in Erfüllung eines Gelübdes hinsichtlich der glücklichen Heimkehr, sei es aus Dankbarkeit für Schutz und Pflege. Ein wesentlicher Beweggrund war auch, an den religiösen Verdiensten und an den Privilegien der Gemeinschaft teilzuhaben, galten die Ritterorden doch gemeinhin als die stärksten militärischen Stützen der Christenheit. Schenkungen in

größerem Umfang setzten sich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts fort, so daß zu deren Verwaltung im Bereich des Oberrheins, Neckars und Mains eine regelrechte Gründungswelle von Kommenden zwischen 1250 und 1300 stattfand.

In diesen Zeitraum fällt auch die Entstehung des Ordenshauses zu Überlingen, des einzigen am Bodenseeufer, das bis zu seinem Ende dem Großpriorat zu Heitersheim im Breisgau unterstellt war.

Die früheste urkundliche Erwähnung der Johanniter stammt von 1257. Gemäß einem nicht näher datierten Schenkungsbrief aus diesem Jahr erhielten sie vom kaiserlichen Kämmerer Heinrich von Bienburg, der kurz darauf die Deutschordens-Kommende zu Altshausen in Oberschwaben gründete, einen Maierhof im Dorf Überlingen (in villa Vberlingen), den dieser als Aferlehen von den Grafen Wolfrad von Veringen und Mangold von Nellenburg hatte. Der freigiebige Stifter entschädigte die Vorbesitzer und das Reich, wodurch der Hof von jeder Lehenspflicht frei wurde. Ein weiteres Mal traten die Ritterbrüder um diese Zeit in Erscheinung, als sie um 1260 vom Konstanzer Bischof Eberhard von Waldburg das Patronatsrecht zu Goldbach (westlich von Überlingen) gegen das zu Hagnau eintauschten.

Der Aufenthalt in besagtem Anwesen neben der St. Gallus-Kapelle inmitten anderer Häuser im „Dorf“ scheint ihren Vorstellungen nicht entsprochen zu haben. Um 1280 errichteten sie im Nordosten der Stadt auf dem nach ihnen benannten „St. Johann-Buckel“ eine Niederlassung mit einer Kapelle. Damit einher ging die Anlegung von Wehrbauten, was zu ersten schweren Auseinandersetzungen mit den Bürgern der Stadt führte, die den Bau einer Zwingburg vorbereitet sahen.

Kein geringerer als König Rudolf von Habsburg griff ein um zu schlichten. Im Jahr 1282 kam unter seiner Vermittlung ein Vertrag zustande, dem zufolge die Johanniter ihren Sitz zur Stadt hin nie befestigen durften. Die Gemeinde erhielt auf ewige Zeiten das Recht, das

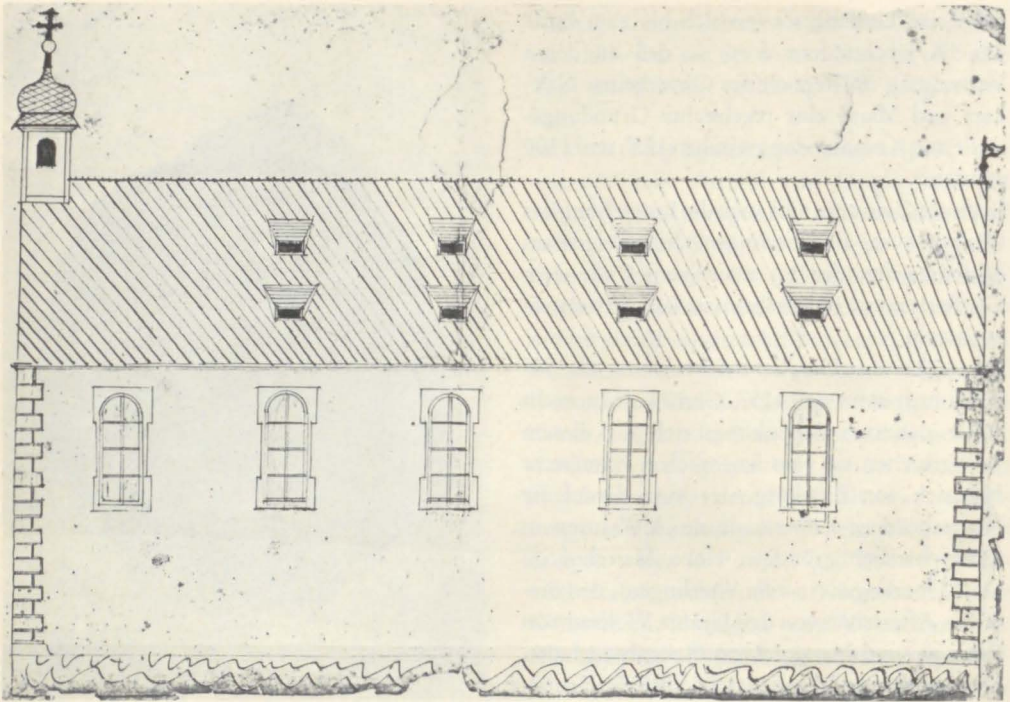


Siegel des Komturs Freiherrn von zu Rhein aus dem Jahr 1790, zugleich Kanzleisiegel der Kommende Überlingen (Original im Generallandesarchiv Karlsruhe).

durch das Komturei-Gelände zum Obertor und östlichen Stadtturm führende „Sandgäßle“ zu benutzen.

Das Johanniter-Haus in Überlingen konsolidierte sich rasch. Ein Zeugenkatalog von 1285 nennt einen Komtur, einen Prior und sechs Ritter. Seine materielle Grundlage erweiterte sich bis ins 14. Jahrhundert hinein ständig durch Schenkungen seitens adliger Familien aus der Umgebung, so unter anderem derer von Hohenfels und Bodman und durch Kauf und Tausch.

Diese Entwicklung wurde erst gebremst durch das Emporkommen des Deutschen Ordens, genauer gesagt, seiner Kommende auf der Insel Mainau. Er stand dem Volke näher als die internationalen Hospitaliter und verringerte deren



Planentwurf eines Kirchenneubaues zu St. Johann in Überlingen aus den 1730er Jahren (Nordwest-Außenansicht). Der Bauplan stimmt mit dem Grundriß von 1810 nicht völlig überein. Gleichwohl wird das 1818 abgerissene Gotteshaus ungefähr dieses Aussehen gehabt haben (Original im Generallandesarchiv Karlsruhe).

Einfluß vielerorts merklich. Bisher eifrige Gönner der Johanniter wandten sich mit der Zeit ganz den Deutschherren zu.

Nicht zuletzt darauf ist die Tatsache zurückzuführen, daß die Kommende auf der Mainau die zu Überlingen überflügelte.

Über den Besitz der letzteren in ihrer Frühzeit können keine genauen Angaben gemacht werden. Fest steht, daß sie über Liegenschaften, Rechte und Gefälle in etlichen Orten des oberen und unteren Linzgaus und der Landgrafschaft Nellenburg verfügte.

Die volle Landeshoheit konnten die Ritter nirgendwo erringen. In Überlingen selbst standen sie unter städtischer Hoheit und erhielten neben dem eingeschränkten Burgrecht das Bürgerrecht erst nach einem langen und zähen Hin und Her im Jahre 1359. Gelegentlich der Erneue-

rung desselben zu späterer Zeit langte der Stadtfiskus kräftig bei der Steuerveranlagung zu. Zu dem schon erwähnten Goldbacher Kirchenpatronat konnte die Kommunität weitere hinzu erwerben. Sie behielt schließlich neben der eigentlichen Ordenskirche in Überlingen die Pfarrkirchen im unweit gelegenen Andelshofen und in Hoppetenzell im Hegau. Hospitaldienst haben die Johanniter am Ort nie ausgeübt. Das mag nicht zuletzt daran gelegen sein, daß hier seit 1250 die leistungsfähige Spitalstiftung zum Heiligen Geist bestand, der die Pflege Kranker und Armer oblag. Diese bezog im übrigen zeitweilig auch von der Kommende St. Johann Unterstützung. Da bekanntlich in der näheren und weiteren Umgebung spätestens seit Carolus Magnus keine Heiden mehr in Erscheinung traten, waren den Rittern auch nicht Streifzüge gegen solche vergönnt.

So hatte das ritterliche Haus zu St. Johann von Anfang an keine andere Zweckbestimmung, als das Eigentum des Ordens zu mehren, späterhin nach Möglichkeiten zu wahren und den Grundbesitz bzw. die auf ihm haftenden Rechte zu verwalten. Mit dem Nachlassen der Türkengefahr trat offen die Aufgabe in den Vordergrund, Versorgungsanstalt für nachgeborene Söhne des süddeutschen niederen Adels katholischer Konfession zu sein.

Gleichgültig, wer der Kommende bis zu ihrem Untergang oder der Stadt vorstand: die Neigung zu kleinen Händeln und Prozessen scheint beiden Seiten nie gänzlich abhanden gekommen zu sein und stellt, nach den Akten zu urteilen, eine Konstante in den gegenseitigen Beziehungen über die Jahrhunderte hinweg dar.

Über den baulichen Bestand der Anlage, über ihren Grundriß und ihr Äußeres bis 1634, als der große Schwedensturm über die Stadt hereinbrach, können in Ermangelung zuverlässiger Darstellungen überhaupt nur Vermutungen angestellt werden. Auch das Anschauungsmaterial folgender Zeiten ist ungenau und widersprüchlich. Soweit erkennbar, entfaltete die Komturei weder äußere noch innere Pracht und die bauliche Entwicklung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts spiegelt eher das schrumpfende Vermögen wider – gegenüber den schwerreichen Reichsstiftern am See erreichte der Besitz des Malteser ohnehin nur bescheidene Ausmaße. Da die Gegend dem römischen Glauben erhalten blieb, erlitten sie unmittelbar durch die Reformation keine Verluste. Gleichwohl mußten sie in deren Gefolge einen merklichen Rückschritt erleben wegen der verminderten Spendefreudigkeit von Adel und Bürgertum. Einbußen brachte selbstredend der Dreißigjährige Krieg mit sich. Beim Angriff des Generals Horn auf Überlingen im Frühsommer 1634 lagen die Kommende und der sie flankierende, rechtzeitig vorher verstärkte und heute noch stehende St. Johann-Turm in der Hauptkampflinie. Auch der Überfall württembergischer und französischer Truppen 1643 und die nachfolgende Be- und Entsetzung der Reichs-

stadt forderten ihren Tribut. Von 1659 rührt die Kunde her, daß eine Feuersbrunst am Platze wütete und schwere Verwüstungen anrichtete.

Im Jahr 1732/33 wurde das neue Ritterhaus, schön und stattlich, errichtet. In diese Zeit fällt auch die Erneuerung der Wirtschaftsgebäude und die Modernisierung der Kirche nach dem Geschmack der Zeit, die wie die Gotteshäuser der örtlichen Mendikanten, der Minoriten, Kapuziner und Franziskanerinnen, keinen eigentlichen Kirchturm hatte, sondern als Ersatz nur einen Dachreiter mit Zwiebdach und einer Glocke. 1774 stattete man das Bethaus mit einem Hochaltar zu Ehren des hl. Johannes Baptista und mit zwei Seitenaltären aus, die dem hl. Kreuz und der Jungfrau Maria geweiht wurden.

Die Zeit des Ordens, der dem Europa des 18. Jahrhunderts nicht mehr als ein religiöses, sondern als ein rein militärisches Institut galt, neigte sich ihrem Ende zu, in Überlingen wie anderswo. Er ging im Zusammenhang mit der radikalen Umwandlung der deutschen Landkarte als einer Folge der Französischen Revolution zu Beginn des letzten Jahrhunderts unter.

Der Annexion der Reichsstadt Überlingen 1802/03 und der Malteser-Besitzungen am Bodensee 1805/06 durch das Haus Baden verdanken wir ausführliche Unterlagen und damit die genaue Kenntnis der damaligen Verhältnisse.

Als im Herbst 1802, nachdem die Entscheidung über das Schicksal der geistlichen Stände und der Reichsstädte am Reichsdeputationstag in Regensburg gefallen war, sich die Erbfürsten, mit einer Entschädigung für ihre an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Besitzungen bedacht, anschickten, eben diese zu besetzen, erschien auch eine badische Abordnung im westlichen Bodenseegebiet. Sie nahm für den Markgrafen Karl Friedrich unter anderem das Hochstift Konstanz, die Reichsabteien Salem und Petershausen und die Reichsstädte Überlingen, Pfullendorf und Biberach in Besitz. Um sich über Zustand und Beschaffenheit dieser Erwer-

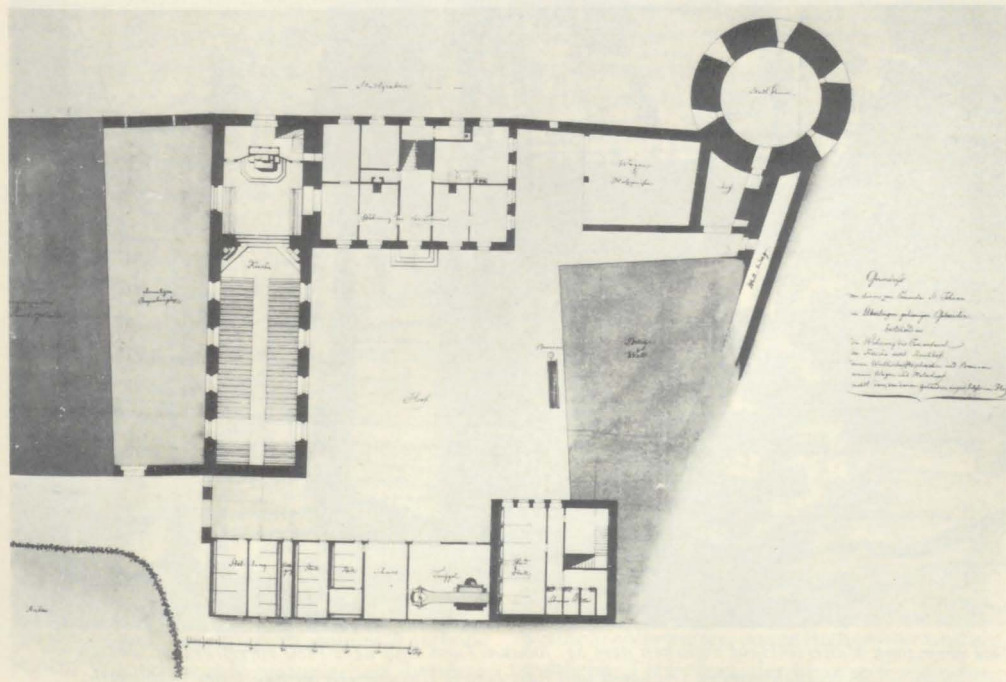
weisen. In der Tat handelte es sich um einen nackten Gewaltstreich. Eine Rechtsgrundlage für die Maßnahme, auch wenn sie als „provisorisch“ deklariert war, gab es nicht. Im folgenden fand auch die Besitznahme von Andelshofen und des Hagenweilers statt, wo die Malteser die niedere Gerichtsbarkeit ausübten. Dagegen scheiterte Entsprechendes im Niedergerichtsbezirk Hoppetenzell am Widerstand des K.u.K. vorderösterreichischen Kreisamtes in Stockach. Man mußte es mit einer Benachrichtigung des dortigen Verwalters gut sein lassen. Baden griff in die inneren Verhältnisse der Kommende bis auf weiteres nicht ein, weil es keinen Besitztitel hatte.

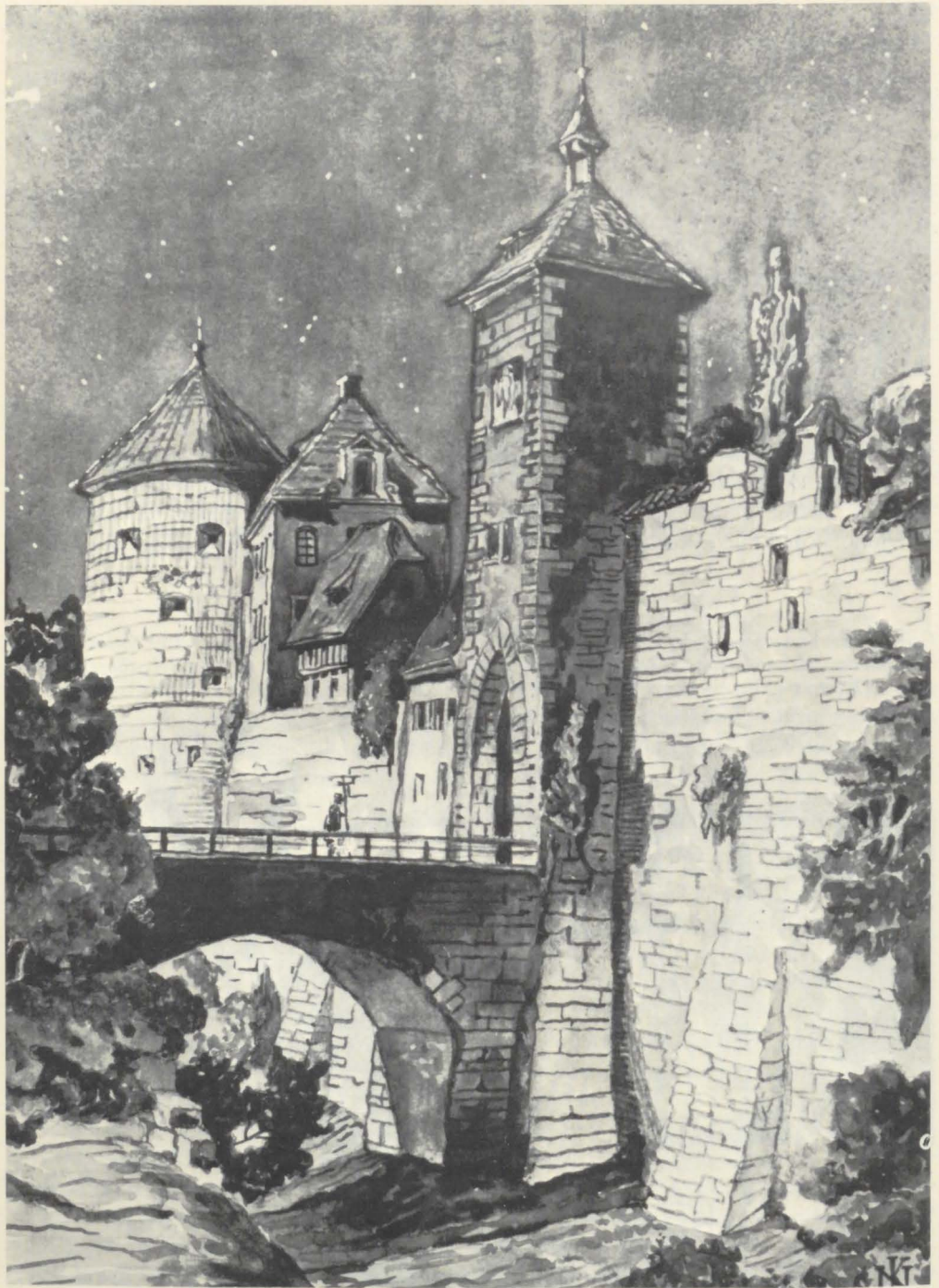
Im Falle des Deutschherren-Sitzes auf der Mainau schuf der Preßburger Friede Klarheit: er ging an Baden. Desgleichen das Malteser-Großpriorat und Fürstentum Heitersheim ge-

mäß der Rheinischen Bundesakte vom 12. Juli 1806. Zwar war die Ordensniederlassung Überlingen namentlich in den Traktaten nicht genannt. Die badische Regierung ließ jedoch keinen Zweifel daran, daß sie alle Ritterordensgüter zu behalten gedachte, ungeachtet der Interventionen des bayrischen Königs Max Joseph zugunsten der Malteser. Sonderliche Eile mit der „Organisation“ der Kommenden und der Pensionierung deren Vorsteher legte man nicht an den Tag.

In Überlingen vereinnahmte bis ins Jahr 1807 Freiherr v. Ulm, assistiert von seinem Verwalter Balthasar Germann und einigen Gesindleuten, die Geld- und Naturalbezüge des Ritterhauses, durfte allerdings nichts mehr an die Ordenskasse in Heitersheim abführen. Im April dieses Jahres erfolgte endlich die Inventur des Vermögens durch den Staat. Die Schätzung al-

Grundriß der ehemaligen Malteser-Kommende aus dem Jahr 1810. Wenige Jahre später fiel die Kirche dem Unverstand der Zeit zum Opfer. Abgebrochen wurden auch die Ökonomiegebäude und der Holzschopf (Original im GLA Karlsruhe).





Das ehemalige Malteser-Haus zwischen dem St. Johann-Turm und dem 1880 eingestürzten Oberen Tor in Überlingen – von Norden gesehen (Aquarell von Karl Neser, Überlingen; im Besitz des Verfassers).

ler Liegenschaften im Badischen, darunter ein Wirtshaus mit Taferngerechtigkeit in Andelshofen, ein Rebgut in Altheim, Felder und Wälder, die zum größten Teil auf fünf und mehr Jahre verpachtet waren, und Erb- und Schupflehen, belief sich auf nahezu 122 000 fl. Die Fahrnisse und Kapitalbriefe waren nicht mehr als 3500 fl wert. Der Schuldenstand betrug 3000 fl. Er rührte vom letzten Krieg her. Die Reineinkünfte betragen nach Abzug der Lasten und Löhne 3000 fl im Jahr. (Zum Vergleich: Das Dominikanerinnen-Kloster zu Meersburg, das zu dieser Zeit als einer der wohlhabendsten Mendikantenkonvente des Bodenseegebiets ebenfalls in die Verfügungsgewalt Badens kam, verfügte über eine Vermögensmasse von rund 100 000 fl).

Da das Pfarrdorf Hoppetenzell als Bestandteil Vorderösterreichs durch den Preßburger Frieden an Württemberg gekommen war, wurde diese Besitzung getrennt aufgeführt. Die Malteser hatten hier einen Verwalter (zugleich Justizbeamter) und eine sehr beschränkte Niedergerichtsbarkeit gehabt, ferner alle Güter als Erb-lehen, eine Zehntscheuer und den Pfarrhof. Das Gesamtvermögen im Württembergischen schätzte die badische Provinzregierung in Meersburg auf etwas mehr als 34 000 fl, die Reineinkünfte auf 1650 fl.

Abgesichert durch die Rheinbundakte, verlangte der Komtur zu Überlingen, falls ihm die Revenuen der Kommende entzogen würden, eine Jahrespension von 2500 fl an Geld sowie einige Naturaldeputate, freie Wohnung und Gartennutzung. Er ließ durchblicken, daß er seitens Badens mit einem Jahresbetrag von 1100 fl zufrieden wäre, da ihm der König von Württemberg die Hoppetenzeller Einkünfte bis zu seinem Lebensende garantiert hatte. v. Ulm, der 28 Jahre unter österreichischen Fahnen gedient, dann wegen schweren Verwundungen quitiert und um die Jahrhundertwende in Überlingen die Nachfolge des Komturs Freiherrn von zu Rhein angetreten hatte, stand bei den badischen Behörden in gutem Ansehen. Seinem Wunsch wurde stattgegeben. Unterm

26. September 1807 beendete das Finanzdepartement in Karlsruhe auf Geheiß des Großherzogs formell die Verwaltung und Nutznießung der Kommende-Güter durch den Kommandeur, nachdem sie schon am 17. Juli 1806 provisorisch dem landesherrlichen Obervogteiamt am Ort unterstellt worden waren, pensionierte denselben und übernahm den Verwalter und die Domestiken in Staatsdienste. Den Säkularkleriker Durcht, sowohl Pfarrer in Andelshofen wie auch an der Kirche zu St. Johann, der nach Ansicht der Regierung vom Orden nicht standesgemäß ausgestattet gewesen war, vertröstete man hinsichtlich einer besseren Versorgung bzw. Stelle auf spätere Zeiten.

Damit hatte diese Niederlassung der Malteser nach einem 550jährigen Bestand unwiderruflich ihr Ende gefunden. Freiherr v. Ulm blieb am Ort. Er starb am 13. Juli 1813. Das Andenken an ihn war in der Einwohnerschaft so stark verwurzelt, daß noch ein halbes Jahrhundert später das St. Johann-Schloß gemeinhin als Ulm'sches Haus bezeichnet wurde.

Das großherzogliche Domänenrärar, das die Eigenbewirtschaftung der verstreuten Liegenschaften scheute, trennte sich noch 1807 mittels Versteigerung von einem guten Teil derselben. Die Gerichtsbarkeit über Andelshofen ging endgültig an die Landesherrschaft über, und die Bauern hatten von nun an ihre Abgaben ihr zu leisten. Noch einige Jahre blieb die merkwürdige Regelung aufrecht erhalten, daß diese ihre Trauben im Kommende-Torkel pressen lassen mußten.

Das Pfarrdorf Hoppetenzell fiel Ende 1810 im Rahmen eines Staatsvertrages an Baden.

Die Abkehr des Ritterordens von seiner ursprünglichen Verfassung und Aufgabenstellung und seine allmähliche Verweltlichung, die sich zwangsläufig durch den Vorrang der ritterlichen Laien vor den Priestern einstellen mußte, zeigt das Personal des Überlinger Hauses um 1800 beispielhaft auf: außer dem Komtur, der ein Leben lang Soldat gewesen war, nur ein weltlicher Verwalter, einige Bedienstete und ein weltlicher Pfarrvikar, der über sein schlechtes

Auskommen klagte. Zudem machen die Erhebungen der badischen Fiskalisten den Vermögensverfall des Ritterhauses seit dem ausgehenden Mittelalter deutlich. Einen standesgemäßen Unterhalt für eine Kommunität, wie sie gegen Ende des 13. Jahrhunderts am Ort bestanden hatte, wäre die Kommende um 1800 zu leisten nicht mehr im Stande gewesen. Hand in Hand mit ihrer Entwicklung zum reinen Adelsspital läßt sich eine Minderung des Besitzes und der materiellen Leistungsfähigkeit beobachten, die nicht von ungefähr kam und – im Vergleich zu vorreformatorischen Zeiten – überhaupt nur noch die Erfüllung bescheidener Aufgaben erlaubte.

Nach dem Tod v. Ulms war die Komturei frei verfügbar. Sie nahm die landesherrliche Forstinspektion und einen Angehörigen der Domänenverwaltung auf. Der mehrgeschossige Speicher diente zur Aufbewahrung der dem Staat zustehenden Lehensgefälle und war wegen seiner seenahen Lage geschätzt, da das Korn ohne großen Aufwand verschifft werden konnte.

Im Jahr 1818 erfuhr die Anlage einen schweren Eingriff in ihre Bausubstanz. Die Kirche, schon seit einem Jahrzehnt, weil „ohne Nutzen“, geschlossen, wurde abgebrochen, desgleichen die südlich vom Haupthaus befindlichen Ökonomiegebäude. Auf der frei gewordenen Fläche und dem an die Kirche angrenzenden Friedhof legte man einen schönen Park an.

In den 1830er Jahren trennte sich der Großherzog von diesem Besitz, den er zuvor durch den Zuerwerb des Turms und zweier der Stadt gehörenden Schanzen noch arrondiert hatte. Seither befindet sich die ehemalige Kommende zu St. Johann, äußerlich weitgehend unverändert, im Eigentum Privater. Sie prägt die Silhouette Alt-Überlingens entscheidend mit und von ihrem Park aus bietet sich heute wie früher die schönste Aussicht auf Stadt und See. Versuche in jüngster Zeit, das Areal durch kommerziell zu nutzende Neubauten zu verunstalten, konnten einstweilen abgewehrt werden. Bleibt zu hoffen, daß es eines Tages die öffentliche Hand erwirbt, um es der Allgemeinheit zugänglich zu

machen, wozu sich in jüngerer Zeit schon einmal die Gelegenheit geboten hätte.

Anmerkung:

Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Johanniter-/Malteser-Kommende in Überlingen aus unserem Jahrhundert existiert nicht. Da wir über deren Frühzeit verhältnismäßig gut durch die Urkundenpublikationen Roth v. Schreckensteins unterrichtet sind, sieht sich der Verfasser veranlaßt, im Vorgriff auf eine eingehende Untersuchung des Endes der Ritterorden in Baden den letzten Jahren dieses Ordenshauses vermehrte Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen. An Archivalien wurden benutzt:

1. Aktenstücke des Stadtarchivs Überlingen, die Johanniter am Ort betreffend.
2. Aktenstücke des Generallandesarchivs in Karlsruhe, und zwar der Abteilungen 48 (Großherzogliches Haus- und Staatsarchiv III. Staatssachen), 225 (Akten Überlingen Stadt), 229 (Spezialakten der kleineren Ämter und Städte und der Landgemeinden), 237 (Finanzministerium), 314 (Verwaltungshof) und 391 (Forst- und Domänenverwaltung).

Gedruckte Quellen und Literatur:

1. Baumann, F. L., Die Territorien des Seekreises 1800, (Badische Neujahrsblätter, hgg. v. d. Bad. Hist. Kommission, 4), Karlsruhe 1894.
2. Rödel, W. G., Das Großpriorat Deutschland des Johanniter-Ordens im Übergang vom Mittelalter zur Reformation, Köln² 1972.
3. Schmid, H. a) Die Säkularisation der Ordenshäuser in Überlingen in den Jahren 1803–1820, in: Schrr VG Bodensee 94/1976, S. 69 ff.
b) Die Säkularisation der Klöster in Baden (Diss. phil. Freiburg 1977), Teil 1, in: FDA 98/1978.
4. Schreckenstein, K. H. Frhr. Roth v., Die Johanniter (Maltheser) Commende in Überlingen, in: ZGO 29/1877, S. 129 ff. u. 32/1880, S. 167 ff.
5. Staiger, X., Die Stadt Ueberlingen am Bodensee sonst und jetzt mit ihrem Bade und ihrer nächsten Umgebung, Überlingen 1859.
6. Stengele, B., Linzgovia Sacra, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Klöster und Wallfahrtsorte des jetzigen Landkapitels Linzgau, Überlingen 1887.
7. Telle, W., Die Überlinger Befestigungen, in: Schrr VG Bodensee 54/1926, S. 142 ff.
8. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Bd. 6, Freiburg² 1889, Art. Johanniter.
9. Wienand, A. (Hg.), Der Johanniter-Orden. Der Malteser-Orden. Der ritterliche Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem, Köln 1970.

Stadt Allensbach

Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Stadtwerdung und Stadtentwicklung

Julius Boltze, Allensbach

Um 998 verließ Kaiser Otto III. dem Abt Alawich II. das Markt- und Münzrecht für Allensbach, das einen Donnerstag-Wochenmarkt gestattete und das Recht, reines Silber zu münzen. Dieses Markt- und Münzrecht wurde wenig genutzt. Es kann also nur von einem Marktflecken Allensbach und nicht von einer Stadt gesprochen werden. So sah es aus, als Abt Ekkehard von der Reichenau in der heute noch erhaltenen Urkunde vom 2. Mai 1075 das Allensbacher Markt- und Münzrecht¹⁾ erneuerte. Der Reichenauer Abt war Marktherr, und der Marktfriede wurde in der Urkunde gesichert.

Bereits 947 hatte Kaiser Otto I. St. Gallen für Rorschach durch königliches Privileg Markt- und Münzrecht verliehen, da dies für die Italiener günstig und für das Kloster erforderlich war. Die Einnahmen aus Markt und Münze kamen der Abtei zugute. Dies war die älteste Verleihung am Bodensee vor derjenigen von Allensbach, und Rorschach entwickelte sich so zur Stadt. 999 erhielt Graf Berthold, ein Vorfahr der Zähringer, das königliche Marktprivileg für Villingen.

Die eigentlichen Anfänge des Städtewesens in unserem Raume liegen sonst im 11. und 12. Jahrhundert, wo es sich anders entwickelte als im Raume Rhône-Italien und im Raume Flandern-Niederrhein.

Die mittelalterliche Bedeutung der Märkte des Bodenseeraumes lag einmal in der Wichtigkeit der Bündnerpässe bis zur Öffnung des Gottardpasses (1220er Jahre), dann in den Verkehrswegen in Richtung Osten (Bayern), Norden und Westen (Straßburg, Basel) sowie in der infolge des Verfalls der Landstraßen zunehmenden Wichtigkeit der Wasserwege (See). Zudem waren im 10. Jahrhundert Konstanz und

Zürich wesentliche Haltepunkte für die Deutschen Könige auf ihren Italienzügen, bis der königliche Reiseweg zum Brenner über Augsburg verlegt wurde.

Typisch für den Markt im 11. Jahrhundert ist Allensbach. Nicht der Handel stand im Vordergrund; er war schon zuvor möglich. Auch der rechtliche Schutz der Kaufleute gegen Bereubung brauchte nicht neu bescheinigt zu werden; er war schon vorhanden. Der Marktfriede hatte den Sinn, den den Markt besuchenden Kaufleuten für die Dauer des Marktes einen rechtlichen Spielraum zu sichern, wobei die allgemeine Rechtsordnung zu Gunsten der kaufmännischen Entwicklung des Marktes durch Königsprivileg durchbrochen wurde. Das bedeutete den Schutz der Kaufleute vor marktherrlichen Beamten, so wie dies in den damals wenigen großen Städten war. Für all die Leute, die ihre Waren z. B. Schweine, Eier, Obst, Wein, Sichel usw. zum Markte brachten, wurde ein Geleitfriede verbrieft, ausdrücklich wie in den Städten Mainz, Worms und Konstanz. Das Friedensbanngebiet war genau bezeichnet und reichte soweit, wie der Marktban reichte. Selbstverständlich war auch der Marktzoll eine Einnahmequelle der Abtei.

Der Allensbacher Marktbezirk auf dem Festlande fiel zusammen mit dem Ortsetter. Die Kaufleute unterstanden dem Marktrecht. Daneben waren die Bauern, die dem Hofrecht, d. h. dem Recht des Grundherrn, hier dem Recht des Abtes, unterstanden. „Die Bewohner von Allensbach setzten sich aus den Hörigen des Klosters, die Acker- und Rebbau und wohl auch die Schiffahrt betrieben, und aus den Marktinsassen, Ackerbürgern, Handwerkern, Krämern und Fischern zusammen.“²⁾ Das Al-

lensbacher Marktgericht, nach dem Muster von Konstanz und Basel, war strafrechtlich zuständig für Diebstahl, Raub, Bedrohung, Körperverletzung, Hausfriedensbruch usw., und zivilrechtlich war es zuständig für Streitfälle in Handelssachen, Preisüberwachung und Prüfung der Waren. Der Reichenauer Abt dachte sicher an den Erfolg seines Vaters, des Grafen Burkard v. Nellenburg, mit dessen Schaffung von Markt und Münze zu Schaffhausen 1045, als er das Allensbacher Markt- und Münzrecht 1075 erneuerte. Offenbar wollte er auch die Überschüsse an Naturalien absetzen, die als Steuerabgaben der Abtei zugeflossen waren, ohne daß andere Märkte den Rahm (Zollzahlungen) abschöpfen konnten.

Auch der 1075 erneuerte Allensbacher Markt erfüllte die Erwartungen nicht, so daß 25 Jahre später daneben im Jahre 1100, also zum 12. Jahrhundert, der Weiler Radolfzell zum Markt ohne Münzrecht erhoben wurde.³⁾ Abt Ulrich bestimmte ein Stück Land um die vorhandene Fronhofkirche als Friedensbanngebiet. Maßnahmen, die im Allensbacher Marktrecht sich nicht bewährt hatten, wurden erleichtert. Zum Radolfzeller Marktrecht gehört im Gegensatz zu Allensbach, wo die Kaufleute nicht sesshaft zu sein brauchten, eine direkte Siedlung für Kaufleute, die Grundlage für ein bürgerliches Gemeinwesen. Gleichzeitig zeigen sich Ansätze einer ständischen Vertretung der Kaufleute gegenüber dem Marktherrn.

Sicher ist das Allensbacher Münzrecht vor 1075 nicht ausgeübt worden. Münzen späterer Zeit wurden bisher wohl nicht gefunden. „Schöttle, Das Münz- und Geldwesen der Bodenseeregenden im 13. Jahrhundert (Numismatische Zeitschrift 1909 S. 196f.), legt die Halbbrakteaten mit Buchstaben A aus dem Fund von Steckborn nach Allensbach, die Dannenberg und Roller nach St. Gallen bzw. nach Konstanz weisen.“ (Auskunft Dr. F. Wielandt), Die in der Urkunde von 1489⁴⁾ genannte „Allensbacher Währung“ bedeutet lediglich die damals gängige Münze. Das waren vorwiegend ober-schwäbisch-konstanzische und schweizerische

Gepräge. Erst 1240 erhielt Radolfzell das Münzrecht. Das war eine neue Verleihung und keine Verlegung des Allensbacher Münzrechts nach Radolfzell. (Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß Freiburg in der Tradition der Marktgründungen von Allensbach 1075 und Radolfzell 1100 steht und daß auch Schaffhausen in diese Reihe zu gehören scheint.“⁵⁾

Vom Tage der Verleihung eines Marktrechtes an müssen wir, falls der eigentliche Zweck der Marktgründung ernstlich angestrebt und Selbstverwaltung vorhanden ist, von einer Stadt sprechen. Dies soll für Allensbach bewiesen werden. Allensbachs Marktrecht war von Anfang an mit dem Münzrecht verbunden. Erst im 12. Jahrhundert ist eine kaufmännische Bürgergemeinde eine der Voraussetzungen der Städteigenschaft. In diesen Zeiten gibt es noch keine Stadtrechtsverleihungen. Man kann nur von einer Stadtwerdung sprechen. Albert⁶⁾ erkennt Radolfzells Stadtwerdung erst 1267 nach Einverleibung des Kell- oder Fronhofes, der damaligen Burg, an.

Im Hochmittelalter waren gelegentlich auch reine Dörfer umwallt, jedoch ist eine Stadt ohne Befestigung in der damaligen Zeit kaum denkbar. Die Bezeichnung „oppidum“ für Allensbach in der Urkunde 1075 besagt, daß eine Befestigung vorhanden war. Mit diesem Worte bezeichnete man sowohl Städte wie auch befestigte Märkte. Hierbei konnte es sich um eine Umwehrung, um Wall und Graben mit oder ohne Pallisadenwerk (Tullen), handeln. Festungseingänge (Tore) waren bewehrt. Auch eine Ummauerung ist denkbar. Drohte einer befestigten Ortschaft die Gefahr eines Überfalls, so wurden die Wälle mit Pallisaden versehen. Nur mit Wall und Graben nebst gemauerten Stadttoren ausgerüstet waren z.B. in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Bodenseestädte Arbon und Gottlieben, noch anfangs des 14. Jahrhunderts Steckborn. Für Villingen wurde 1119 die Befestigungsanlage in einheitlicher Form in Bau genommen.

Noch heute kann man feststellen, daß beim Bau mancher Häuser in Allensbach Trümmerwak-

ken verwendet wurden, die möglicherweise von irgendeiner Befestigung stammen. Die Urkunde von 1075 beschreibt das Friedensbanngebiet des alten Marktes: „Die Grenzen dieses Bereichs laufen im Osten dort, wo der Wald zum Azenhus hinüber reicht (also etwa am heutigen Mühlbach), im Süden in der Mitte des Sees, im Westen an der Mauer (murus caenolentus) in Richtung nach (ad) Husen liegend, im Norden beim Bächlein Swarzanbach (heutiger Stadtgraben).“ Somit haben wir im Westen eine Mauer etwa beim heutigen „Adler“, wo vor Jahren noch der Stadtgraben war, die schon vor 1075 bestand und erneuert werden mußte, Gallus Zembroth schildert in seiner Chronik⁷⁾ 1640: „Sie haben den Flecken von dem Tor zu hür (im Original undeutlich geschrieben, wohl Flurname) auf dem Graben herum bis über Ammanns Haus, hinter dem Hause des seligen Bürgermeisters Harder und dem Frühmeßhaus hinab gegen den See zu verschanzt und eine zweifach mit Schanzpfählen besetzte Brustwehr errichtet. Die Tore haben sie mit Schranken, Schlagbäumen und Gattern versehen . . .“ 1640 ging die Verteidigung in diesem Falle nach Westen. Somit ergibt sich folgende Reihenfolge der Aufzählung: vom Tor zu hür = Resthelins Thor, unterhalb des bisherigen Postamtes, am nördlichen Stadtgraben entlang von Ost nach West hinter dem Hause des Ammanns, dann dem Hause des Bürgermeisters Harder und dem Frühmeßhaus. Von dort ging die Befestigung etwa im rechten Winkel nach Süden am Stadtgraben entlang, wo 1075 die Mauer bei Husen genannt ist, an den See. Das Frühmeßhaus muß an der Ecke Nord-West ebenfalls zur Verteidigung eingerichtet gewesen sein. Noch vor einigen Jahren zeigte das Haus Radolfzellerstraße 10 an einem Vorbau eine Armbrustschießscharte. (Armbrustscharten ca. 1200–ca. 1430). Somit haben wir die Befestigung im Norden und Westen belegt. Im Süden bot wohl der See Schutz (von früheren Mauerresten wird erzählt), und es bleibt nur noch der Osten offen. Zembroth schreibt 1642: „Als sie aber über die Schießmauer und vor den Flecken hinauska-

men, hat man sie von der Reichenau aus erkannt und hat gleich Alarm gegeben . . .“ Somit haben wir am Stadtgraben im Osten ebenfalls eine Mauer.

Weber nennt folgende die Stadttore betreffende Flurnamen: Das „Resthelins Thor“ / vor 1400, „Bei dem Oberthor“ /1461 (beim heutigen „Adler“) mit Zugbrücke „vor der Prug“ /1520. (Heute noch heißt der Ortsteil zwischen Gasthaus Adler und Holzgasse „Bruck“). Die Seetorgasse ist 1718 erwähnt. Der Stadtgraben führt heute noch diesen Namen.

1545 schreibt *Johannes Stumpf* in seiner Schweizer Chronik (II, Bl. 68b): „ein gar alts stättle Almanspach / yetzt Alenspach / genennt“ – Bald darauf schreibt der Konstanzer Chronist *Gregor Mangold*: „In dieser gelegenheit ligt ein zergangens stättlin Almanspach / so man yetz nennet Alenspach / von deren das sprüchwort Alenspach die statt / Ulm das Dorff: (nämlich eines der vier Dörfer des „hailigen Richs“) item das dorff Almansdorff / welche baide von den Alemannis / so sich dasselbst niedergelassen / jren namen habend.“ – Wohl in Anlehnung an diese Schilderung schreibt *Matthäus Merian* 1643: „Almanspach / von theils Alenspach genant / ein gar altes / aber nun fast zergangens Stättlin / am Bodensee / zwischen Rattolffszell / und Constantz gelegen.“ In der Ausgabe von 1667 aber schreibt *Merian*: „Almenspach / jetzt Alenspach / und Alendorff / ist ein gar altes / aber nun zergangenes Stättlin / am Bodensee.“ – Ein Schaffhauser berichtete 1781 von seiner Reise: „Nachmittags Allemensbach, ehemals ein Städtlein.“ – 1813 schrieb *J. B. Kolb* in seinem Lexicon von dem Großherzogtum Baden: „In älteren Zeiten war Allensbach eine Stadt, und noch jetzt sind die Stadttore als Überbleibsel davon sichtbar.“ – C. L. Fecht schrieb 1820: „. . . Allensbach, einem hart am Untersee gelegenen ansehnlichen Dorfe, das früher eine Stadt war, wovon die Überbleibsel der Stadttore noch jetzt sichtbar sind.“ – *Gustav Schwab* schrieb 1840: „soll früher eine Stadt gewesen seyn, von der man

noch Überbleibsel der Thore sieht.“ – In *Eugen Huhn*, Das Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1841 steht: „aber gewiß war es schon früher blühend, und ein Marktflecken, der mit Mauern und Thoren umgeben war, wovon man noch heute Überreste sieht . . . Daß Allensbach früher eine Stadt war, darauf deutet auch der Umstand hin, daß noch der Graben oberhalb des Ortes „Stadtgraben“ genannt wird.“ – *C. W. Schnars* schreibt 1856: „es soll früher ein Städtchen gewesen seyn, dessen Thorüberreste noch in schwachen Spuren vorhanden.“ – In seinem Führer durch die Stadt Konstanz und deren Umgebung schrieb 1864 *J. Marmor*: „Allensbach, altes Dorf, Eisenbahnstation, früher Städtchen, mit theilweise noch sichtbaren Ringmauern.“ – *Fr. H. C. Staiger*, Die Insel Reichenau im Untersee, berichtete 1874 „Allensbach war nämlich schon seit längerer Zeit eine Stadt. Mehrere Urkunden im Stadtarchiv Konstanz nennen sie Stadt; auch kommt ein Stadtmann Hans Gogel zu Allensbach vor. Er schrieb sich von Gewalts wegen des Abts Johann ‚Stadtmann zu Allenspach‘.“ – In seinen Urkunden-Auszügen zur Geschichte der Stadt Konstanz schrieb *J. Marmor* 1875: „Noch im 19. Jahrhundert war es mit einer Mauer umschlossen und hatte ein Thor.“ – Diese Zitatereihe könnte bis zur Gegenwart fortgesetzt werden, bis zum Grieben-Reiseführer und zum Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Band VI: Baden-Württemberg.

Es steht also fest, daß Allensbach schon von Anfang an als Markt und Stadt mit Befestigungen (hauptsächlich Mauern) umgeben war und 3 Stadttore hatte. Seine schnelle Einnahme im Bauernkrieg 1525 ist kein Beweis für eine unzureichende Befestigung.

Tatsache ist, daß der Allensbacher Markt nie eine bedeutende kaufmännische Rolle spielte. Natürlich waren die Konkurrenz des Marktes von Konstanz und ab 1100 die von Radolfzell, sowie das geringe Hinterland auf dem Bodanrück großenteils daran schuld. Äußere Ereignisse waren weiterhin von Einfluß, so der 1075

ausgebrochene Investiturstreit, unter dem das Städtchen sehr zu leiden hatte, und die Hungersnot 1146. Der Krebschaden lag im Marktrecht von 1075 selbst. 3 mal im Jahre durften je 14 Tage lang kein Wein und keine sonstige Ware verkauft werden, bis die Abtei ihren Weinvorrat etc. verkauft hatte. Dies war durch strengste Strafandrohungen gesichert. Da aber die Allensbacher überwiegend Winzer waren, Winzer und Ackerbauern nicht Kaufleute werden durften, und auswärtige Händler von den Märkten Konstanz und nach 1100 Radolfzell angezogen wurden, war der Bedarf gedeckt, oft bevor die Allensbacher ihre Erzeugnisse anbieten konnten. Außerdem war ja vorwiegend die örtliche Bevölkerung zum Markte zugelassen, und eine bäuerliche Ortschaft des 11. Jahrhunderts war nicht in der Lage, einen lebensfähigen Markt mit Verkehrswegen zu gestalten. Auswärtiges Kapital konnte so kaum herangezogen werden. Bestimmungen über die Erbfolge der Kinder von Marktgenossen fehlten. Dazu bestimmten die Vorschriften zur „Erbschaftsteuer“ von 1397, ein Einwohner, „der nit nachjagenden Herren hätt“, solle der Abtei fallpflichtig werden, sofern er nicht innerhalb Jahr und Tag von seinem Herrn zurückgefordert wird. So sind wohl auch noch nach dem Sprichwort „Luft macht eigen“ (d. h. Stadtluft macht leibeigen) aus Freien Leibeigene geworden. Somit konnte aus den Ortsansässigen kein lebensfähiger Kaufmannstand entstehen, und Allensbach ist das Beispiel dafür, wie wenig man die neuen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten des endenden 11. Jahrhunderts einzuschätzen wußte, was schon daraus ersichtlich ist, daß die Abtei nicht wie die Zähringer und etwas weniger die Stauffer, die Weberei als besonders wichtig erkannte und deren Erzeugnisse für den Markt heranzog.

Trotzdem war Allensbach Stadt. Schon um 724 hatte es Karl Martell St. Pirmin tatsächlich als Fahrstützpunkt geschenkt. Hier sammelten sich die Zehntgüter (weshalb auch eine Befestigung sein mußte) und hier war der wichtige

Durchgangspfad für zahlreiche hohe geistliche und weltliche Würdenträger für die weithin wesentliche Abtei. Diesen Zweck erfüllte Allensbach vollständig. Es lag an der Durchgangstraße „von Rom und Venedig über Vorarlberg und den Bodensee nach dem Herzen Deutschlands.“⁽⁸⁾ Gewiß hat sich der Allensbacher Markt nie zu einer kaufmännischen Blüte entwickelt, doch blieb er am Leben, die Befestigungen waren vorhanden und ebenso eine Selbstverwaltung.

Entscheidend ist auch, daß in Urkunden die Bezeichnung als Stadt tatsächlich laufend vorkommt.

1163 tritt ein Ammann als Marktrichter auf, 1240 war ein Fridericus miles scultetus erwähnt, der 1257 Minister genannt wird. 1343 nimmt Abt Eberhard ein Darlehen von 700 Mark Silber auf und verpfändet Städte, darunter Allensbach. 1372 und 1381 ist ein Stadtmann genannt, während „der Stadt Allensbach Leut und Güter“ 1380 schon für 4080 Pfund Heller versetzt worden waren. 1399 erscheint wieder die Bezeichnung „oppidum“. 1428 erscheint ein „Stattaman“, der 1445 eine Stiftung für den von der Bürgerschaft gewählten Frühmesser zu Allensbach mit seinem Siegel beurkundet. In Urkunden von 1430, 1474, 1478, 1479 und 1489 ist von einem Stadtmann zu Allensbach die Rede. Anlässlich der Trennung Allensbachs von der Pfarrei Niederzell verfügt Abt Johannes, daß „aus Kappel in unserer Stadt Allensbach eine eigene Pfarrei aufgerichtet“ wird. Eine Urkunde von 1489⁴⁾ nennt den Stadtmann und einen geschworenen Stadtknecht. 1520 wird vom Bürgermeister und der Stadt Allensbach berichtet. Am 22. 5. 1525 meldet der Überlinger Rat seinem Bürgermeister Hans Freyburger, daß die aufständischen Bauern das „stättlin Allenspach eingenommen“ haben, und Urkunden des 17. Jahrhunderts beginnen mit: „Wir Amann, Bürgermeister und Rat der Stadt Allensbach tun kund . . . – Weber nennt die Flurnamen „der Stadtberg,/,1477, „ob der Stadt,/,1502, „vor der Statt,/,1540 und „am alten Stattgraben,/,1578.

Die Länge des befestigten Gebietes betrug ca. 360m und die Breite ca. 120m. Die außerhalb Wohnenden retteten sich in Notzeiten in die Befestigung. „Die Anlage des Städtchens geschah in der üblichen Weise. Zu beiden Seiten der verbreiterten Landstraße, die als Marktdiente, standen geschlossen gebaut die Häuser . . . Seit dem 15. Jahrhundert stand die Kirche, von der heute noch der untere Teil des Turmes bis zum Achteck erhalten ist, als Beschluß des Marktes auf der Nordseite des Kirchhofes. Seewärts ging eine Gasse zur Fähre“⁽⁹⁾. Im Stadttinneren sind nach Weber die Flurnamen „am Markt,/,1480, und das „Rätthaus,/,1478 und 1480, sowie „der Turn,/,1351, der nach seinem Bewohner Ammann Federlin „Vederlins thurn,/,1502 genannt wurde. An dasselbe Bauwerk, das in heutigem Sprachgebrauch die Dienstwohnung hoher Beamter der Abtei war, erinnern die Flurnamen „Burgacker,/,1468 und „Burgberg,/,1544.

Vermutlich befand sich auch die Rats- oder Stadtschule, die also mindestens bis zur Zeit der selbständigen Pfarrei Allensbach eine städtische und nicht eine kirchliche Einrichtung war, im Stadttinneren. In ihr wurde auch Cicero gelesen, und namhafte Beamte sind im Laufe der Jahrhunderte aus ihr hervorgegangen. – Das Spital lag ursprünglich ganz nahe am See, so daß sein Zutritt bei Hochwasser erschwert war. Dazu gehörte noch im 16. Jahrhundert ein Anwesen mit Haus und Torkel, die aber verbrannten, und deren Trümmer 1567 von der Gemeinde verkauft wurden.

Weiter befand sich im Stadttinneren im 15. und 16. Jahrhundert eines der beiden Gefängnisse der Abtei, hauptsächlich für Untersuchungsgefangene, das 1544 als das „hochfürstliche Gefängnis zu Allensbach“ bezeichnet wurde. – In der Stadt wirkten ein heilkundiger Bader (ehrsamer Meister) und später ein geprüfter Arzt. Die 1640 niedergerissene Badstube befand sich wohl auch in der Stadt. Lange Zeit war das Wahrzeichen wohl die St. Nikolauskirche aus der Zeit von ca. 1300, deren als Wehrturm mit Schießscharten versehener viereckiger, goti-

scher Turmbau mit seinem aus Findlingen errichteten Fundament im unteren Teil erhalten geblieben ist. Ursprünglich hatte er ein Satteldach. In seinem untersten Stockwerk befand sich wohl der Hochaltar. 1602 nahm die Stadt beim Konstanzer Bürgermeister Christoph Labhardt 300 Gulden auf zur Ausbesserung und zum Ausbau des Kirchturms. In dieser Zeit mag die durch das Gemälde im Münster der Reichenau und einem alten Stich, sowie durch die Schilderung des Gallus Zembroth (1633) bekannte schlanke Pyramide (hoher Helm) auf den Kirchturm, der eine Uhr hatte, gekommen sein. Schon vor Selbständigwerden der Pfarrei Allensbach stand die St. Nikolauskirche im Mittelpunkt des religiösen Lebens, was das häufige Auftreten des Vornamens Nikolaus im 14. Jahrhundert beweist. Nebenorte des Kirchspiels waren: Kappel, Kaltbrunn, Hegne, Harddorf, Mundlishalden (beim Gemeinmerkerhof), Storchenhof, Totenmühle, Hinterhomberg und TürRAIN. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, sind 2 Priester im Amt. – Natürlich befanden sich weiterhin im Städtchen das Pfarrhaus, das Rathaus und wohl auch ein Frauenkloster. Torkel beherrschten das Ortsbild. Außerhalb der Befestigung befanden sich vor allem die Lehensgüter Kapplerhof, Hof (genannt 1491) und die Mühlen. 1360 sind 2 Höfe im Hafner genannt und 1382 der Egenhof zwischen Eichelrain und Buchrain in einem Kaltbrunner Zinsbuche. Auch außerhalb der Befestigung standen Torkelgebäude. Besondere Bedeutung hatte das 1771 eingestürzte und nicht wieder aufgebaute Kappler Kirchlein, das möglicherweise aus der Karolinger Zeit stammt, und in dessen Umgebung sich schon früh ein Friedhof befand. – Wegen der Ansteckungsgefahr der Lepra (= Aussatz) war das Leprosenhaus ganz abgesondert an der Straße nach Konstanz und mag einen eigenen Friedhof gehabt haben. Da die Insel Reichenau Gottesland war, durften dort keine Hinrichtungen stattfinden. Der Galgen stand für die Verurteilten auf dem heute noch so genannten Galgenacker im Osten von Allensbach.

Die Stadt wurde geleitet von einem Ammann der Abtei und später des Fürstbischofs von Konstanz. Das Amt des Stadtpflegers und Gemeinderechners wurde von 2 Bürgermeistern versehen, die es abwechselnd, jeder ein Jahr lang, betreuten. Ein Stadtsiegel war nicht vorhanden. Der Ammann untersiegelte mit seinem Privatsiegel.

Wie schon geschildert, war die kaufmännische Entwicklung des Allensbacher Marktes nicht bedeutend und ließ zum 30jähr. Krieg zu immer mehr nach. Schulte¹⁰⁾ kann nur einen Kaufmann nachweisen, der 1288 mit Wein handelte und ein Streitroß verkaufte. Man muß aber bedenken, daß Urkunden ja oft eben nur das aufzeichnen, was aus dem Rahmen des Alltags fällt und daß der vorstehend nachgewiesene Markt eben doch bestanden hat. Der Hauptgewerbezweig war zweifellos der Weinbau. Brotgetreide mußte zur Ergänzung der eigenen Produktion von auswärts bezogen werden. Schweinezucht und Rindviehzucht waren gering. Schuld daran war die Futterknappheit. Man benutzte auch Wiesen außerhalb der Gemarkung, weil die Allensbacher Gelände für den erträglicheren Weinbau verwendet wurden. – Daß die landwirtschaftlichen Einkünfte – hier Weinbau – die entscheidende Einnahmequelle war, ist für die Städteigenschaft unschädlich. So zählten beispielsweise in der Stadt Colmar noch im 16. Jahrhundert die Zünfte der Ackerleute, Rebleute und Gärtner zusammen mehr Mitglieder als alle übrigen Zünfte zusammen. Jahrhunderte lang war der Weinbau in der Stadt Überlingen Haupterwerbszweig.

Mit dem Verfall der Festungswerke ging im Mittelalter in der Regel die Städteigenschaft verloren. Wann dies endgültig in Allensbach der Fall war, läßt sich kaum nachweisen. Zweifellos bestand die Befestigung in irgendeiner Form sehr lange. Der endgültige Niedergang der Abtei Reichenau liegt in der Zeit zwischen 1300–1400, und 1486 wird Allensbach eigene Pfarrei, doch sind vorstehend so viele Merkmale der Städteigenschaft aufgezeigt worden, daß

Allensbach als Städtchen zweifellos auch später bestanden hat. 1525 werden im Bauernkrieg wohl die Befestigungen zerstört, doch müssen sie wieder aufgebaut worden sein, sonst könnten sie später nicht immer wieder genannt werden, und außerdem wird die Bezeichnung „Stadt“ laufend weiter verwendet. Die Eingliederung des Gebietes der Abtei Reichenau mit Allensbach in das Fürstbistum Konstanz könnte das Ende der Städteigenschaft bedeuten, wenn nicht nach ihrem Datum 1540 ein städtisches Gepräge erhalten geblieben wäre. So enthält das Gemeindearchiv eine ausführliche eigene Gewerbeordnung von 1549¹¹⁾. Gerade diese Gewerbeordnung dokumentiert eine Selbstverwaltung des Städtchens im 16. Jahrhundert, wie ihre Einleitung zeigt: „Zuwissen meniglich, des uff mentag nach sandt Mathys des hailgenn zwölffpottenn tag von Christi unseres Herrn geburt funffzehnhundert unnd jm newn und viertzigisten jare durch Aman Burgermaister und Ratt zuo Alennspach diß nachgeschribenn Satzungen unnd Ordnung, wie diß buch Innhalt, gemacht und gesetzt habenn, . . . Diß alles wie hienach steet, ist uff Sontag der Heren vasnacht in obernten jare ainer gantzen gemaind fürgelest und erreffnet worden.“ Diese Gewerbeordnung nennt in ihrer „Satzung der vischer“ auch ausdrücklich den Markt, der also noch in Betrieb war: „Item wann auch ain burger kompt, er und ain vischer die visch verkaufft oder ainer zu margkt tragen will, unnd noch im schiff hat, sol kainem umb bar gelt visch versagt werden, auch bj peen 5 ̄,“ (peen = Gerichtsstrafe). 1539 war bereits die Allensbacher Siechenhausordnung in Kraft getreten. Zwischen 1612 und 1656 kam die Schützenordnung und 1629 die Schulordnung. Unmöglich kann also das Stadtrecht entzogen worden sein. Es dauerte bis in den 30jährigen Krieg hinein, wo es durch die schweren Kriegsschäden verschüttet wurde. – Schlesinger¹²⁾ erkennt das Allensbacher Stadtrecht ausdrücklich an mit den Worten: „Allensbach ist zwar später zeitweise wirklich Stadt gewesen, wie die neuere lokalhistorische Forschung gezeigt hat,

aber die erhoffte Wirtschaftsbedeutung hat der Ort nicht erlangen können.“

Das alte Stadtrecht blieb nicht vergessen. Allensbachs Bürgermeister Schühle erbat 1851 vom Großherzog Leopold von Baden die Erneuerung des Rechtes. Es ist kein Wunder, daß dieser Antrag abgelehnt wurde, war doch Allensbach in der Revolution 1848/49 im Kampfe für die Demokratie führend gewesen am Untersee und hatte die erste Volkserhebung 1848 praktisch ermöglicht, weil es den Versuch, im Rücken der ausrückenden Freischaren die Revolution rückgängig zu machen, durch seine Energie verhinderte.¹³⁾ So wurde nicht die alte Städteigenschaft wieder zum Leben erweckt, sondern lediglich 1853 ein ziemlich wertloses Viehmarktrecht bewilligt. Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein wurde nach den Unterlagen der Archivverwaltung immer vom Bürgermeister zu Allensbach, doch nie vom Bürgermeister der Gemeinde Allensbach gesprochen.

In seinem vorzüglichen Führer „Untersee und Hochrhein zwischen Konstanz und Schaffhausen“ schrieb 1971 Kreisarchivar Dr. Franz Götz: „Allensbach, der einstmals königlich privilegierte Markt der Abtei Reichenau, hat wieder städtischen Charakter erlangt; die Voraussetzungen für die bereits beantragte offizielle Wiederverleihung des Rechtes zur Führung der Bezeichnung Stadt sind vorhanden.“ Das würdige und historische Stadtrecht, das einst lediglich verschüttet wurde, sollte in seinem geschichtlichen Wert als Kompensation mit der vielleicht zu klein erscheinenden Einwohnerzahl genügen.

Anmerkungen

1) Original General-Landesarchiv Karlsruhe, Selekt der ältesten Urkunden C 4 – Lateinische Wiedergabe: Keutgen E., Urkunden zur Städt. Verfassungsgeschichte, Berlin 1899, S. 61/62.

2) Motz, a. a. O., S. 2.

3) Urkunde s. Albert a. a. O., S. 39/40.

4) Original Germ. Nationalmuseum, Photokopie Stadtarchiv Konstanz B I1 (Veröffentlicht Jahresbericht/Allensbacher Almanach, Nr. 2/1951, S. 3).

⁵⁾ Schlesinger, Markt a. a. O., S. 285.

⁶⁾ Albert a. a. O., S. 543.

⁷⁾ Original General-Landesarchiv Karlsruhe – Wiedergabe im alten Wortlaut: Mone, F. J.: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, 3. Band, Karlsruhe 1863 – Abschrift des alten Wortlauts mit Einleitung und Fußnoten: Weber, K. a. a. O. – Übertragung in heutiges Deutsch (bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von J. Boltze): Zembroth, G., Allensbach im Dreißigjährigen Krieg, Allensbach 1952.

⁸⁾ Albert a. a. O., S. 21.

⁹⁾ Motz a. a. O., S. 3. Gräber sind um die Kirche festgestellt worden. D.V.

¹⁰⁾ Schulte a. a. O., S. 153, Fußnote 2.

¹¹⁾ Original Gemeindecarchiv Allensbach – Wiedergabe im alten Wortlaut: Schwarz a. a. O., S. 71 ff.

¹²⁾ Schlesinger, Forum a. a. O., S. 430.

¹³⁾ Diesbach a. a. O.

Literatur (AA = Allensbacher Almanach): Albert, P., Geschichte der Stadt Radolfzell, Radolfzell 1896 – Beyerle, K., Die Kultur der Abtei Reichenau, München 1925 – Boltze, J., Allensbach, Das Dorf am See, Allensbach 1951 – Boltze, J., Kurze Bau- und Wirtschaftsgeschichte Allensbachs von den Anfängen bis 1967, AA 18 – Borchers, H., Untersuchungen zur Geschichte des Marktwesens im Bodenseeraum (bis zum 12. Jh.), ZGO, 104. Bd., Karlsruhe 1956 – Deutsche Gaue, Kaufbeuren 1936, S. 39 ff. – Diesbach, A., Allensbach am 13. und am 16. April 1848, AA 19 – Feger, O., Auf dem Weg vom Markt zur Stadt – Untersuchungen zu den ältesten Marktrechten des Bodenseeraumes (ZGO, 106. Bd., 1. Heft, Karlsruhe 1858) – Feger, O., Das älteste Freiburger Stadtrecht im Rahmen der südwestdeutschen Städteentwicklung, Schau-ins-Land, 81. Jahreshft, Freiburg 1963 – Feger, O., Märkte und Marktrechte im Bodenseeraum, Westfälische Forschungen, 15. Bd., Köln 1962 – Föhrenbach, K., Reichenauer Städtegründungen im 10. und 11. Jahrhundert. Bodensee-Chronik 1938/7 – Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. VI: Baden-Württemberg, Stuttgart 1965 – Kirchgässner, B., Strukturfragen von Handel und Verkehr im Mittelalter,

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 91. Heft, Friedrichshafen 1973 – Küntzel, G., Zur Erklärung der Marktprivilegien von Radolfzell und Allensbach, ZGO, N. F. VIII – Marmor, J., Urkunden-Auszüge zur Geschichte der Stadt Konstanz, Schriften des Bodensee-Geschichtsvereins, 1875 – Metz, W., Marktrechtfamilie u. Kaufmannsfriede in ottonisch-salischer Zeit, Blätter für deutsche Landesgeschichte, 108. Jahr, Göttingen 1972 – Motz, P., Allensbach in historischen Berichten, AA 14 – Motz, P., Entstehung und Geschichte von Allensbach, Konstanz wohl 1925 (Privatdruck), und Bodensee-Chronik 1928/19 – Scheidt, W., Alemannische Bauern in reichenauischen Herrschaftsgebieten am Bodensee, Jena 1931 – Schlesinger, W., Der Markt als Frühform der deutschen Stadt, Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter, Teil I, Göttingen 1973 – Schlesinger, W., FORUM, VILLA FORI, IUS FORI, Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Göttingen 1961 – Schlesinger, W., Zur Gründungsgeschichte der Stadt Freiburg, in Müller, W., Freiburg im Mittelalter, Bühl 1970 – Schnars, C. W., Der Bodensee und seine Umgebung, Augsburg 1856 – Schulte, A., Über Reichenauer Städtegründungen, ZGO, N. F. V – Schwab, G., Der Bodensee nebst dem Rheintale, Stuttgart-Tübingen 1840 – Schwarz B., Allensbacher Zinsen und Satzungen im 16. Jh., Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees u. seiner Umgebung, 52. Heft, Lindau 1923 – Semmler, A., Abriss der Geschichte der Stadt Überlingen, Überlingen 1953 – Semmler, A., Überlingen, Singen 1949 – Siebert, L., die Gründung des Marktes in Allensbach, Bodensee-Chronik 1950/4 – Sittler, L., Am Wege der Jahrhunderte, Kolmar o. J. – Städt. Institut für Landschaftskunde des Bodenseegebietes, Protokoll über die Arbeitssitzung: „Frühe Marktverfassungen im Bodenseegebiet“, Konstanz 1951 – Staiger, Fr. X. C., Die Insel Reichenau im Untersee, Konstanz 1874 – Weber, K., Ausarbeitungen im Gemeindecarchiv Allensbach – Weiner, O., Allensbach in alten Reiseberichten, AA 13 – Wielandt, F., Münz- und Geldgeschichte des Bodenseegebietes, Ein Überblick, Schweizer Münzblätter 15/1955, Heft 60.

Eine „Beschreibung des Bodensees“ vor bald 200 Jahren

Helmut Bender, Freiburg

„Bey Johann Conrad Wohler“ erschien 1783 zu „Ulm und Lindau“ die „Beschreibung des Bodensees nach seinem verschiednen Zustande in den ältern und neuern Zeiten“. Zur Begründung heißt es da u. a. im „Vorbericht“: „Da bisher noch keine ausführliche Beschreibung des Bodensees bekannt geworden ist, ohnerachtet von den benachbarten helvetischen Seen schon im vorigen Jahrhunderte verschiedne solcher Beschreibungen zum Vorscheine gekommen sind . . . so gab dies dem Verfasser des gegenwärtigen Traktats . . . Anlaß . . . eine solche Beschreibung nicht nur zu versprechen, sondern auch auszuarbeiten.“ Der Autor, dessen Name nirgends im vorliegenden Band genannt, kommt in diesem Zusammenhang auf eine „vollständige Staats- und Erdbeschreibung des Schwäbischen Kreises“ zu sprechen, und er fährt fort: „Es wurde indessen bey weiterer Ueberlegung für rathsamer erachtet, diese Beschreibung besonders herauszugeben, um eines Theils den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern . . . und auch dieses in einem desto geringern Preise liefern zu können.“ Daraus zu ersehen, daß bereits in damaliger Zeit der Bodensee und seine ihn umgebenden Landschaften vom „Reisepublikum“ sehr beliebt und gefragt war!

Der Verfasser bemüht sich, sein Œuvre so knapp wie möglich (praktisch im Format eines frühen Baedekers) zu gestalten: „Damit . . . diese Beschreibung nicht zu weitläufig ausfallen möchte, so wurde für gut angesehen, die an diesem See gelegenen Orte nach ihren verschiedenen Lagen zwar genau, jedoch um so mehr nur kurz anzuzeigen, da man von denselben fast in allen neuern geographischen Werken . . . eine ausführliche Nachricht findet.“

Um möglichst aufwandlos und preisgünstig erscheinen zu können, konstatiert der Anonymus weiterhin: „Da auch Zeichnungen von unserm See in allen größern und kleinern Karten, die in diesem Jahrhunderte von Schwaben und der Schweiz herausgegeben worden, vorkommen, so hielt man es um so überflüssiger, dieser Beschreibung eine neue Zeichnung beyzufügen, da von demselben noch überdieß in dem Seuterischen Landkarten und Kunstverlage zu Augsburg eine besondere Karte verfertigt worden, die die Liebhaber . . . sich um einen geringen Kosten leicht anschaffen können.“

Interessant alsdann der „Rückgriff“ aufs damalige zeitgenössische Antiquariat: „Es ist zwar bereits 1675 eine andre besondere Zeichnung . . . unter der Aufschrift: Lacus bodamicus der Bodensee A. A. S. T. dedicata Joanni Comiti de Montfort erschienen . . . Sie ist aber heut zu Tage selten mēhr zu haben!“

Als vom Verfasser „nicht unerhebliche Fragen . . . in den neuern Zeiten“ werden attraktiv hervorgekehrt: „1) Wem die landesherrliche Hoheit über diesen See heut zu Tage zukomme? und 2) welche besondere Rechte die an demselben gelegnen Stände und Ortschaften für sich selbst daran besitzen? . . . auch den vormaligen und jetzigen Zustand der Schifffahrt und Fischerey ausführlicher . . . zu beschreiben.“

Das Geschichtsbewußtsein des Verfassers wird in den letzten Passagen des insgesamt acht Seiten umfassenden „Vorberichtes“ tapfer hervorgekehrt, weder sollen die „Schicksale . . . der helvetischen Landschaften“ zu kurz kommen noch soll „die Beschreibung des sogenannten Schwabenkrieges . . . übergangen werden“ – hier wird sogar, „wenn die gegenwärtige Beschreibung, wie er hofft, eine geneigte Auf-

nahme finden sollte“, eine „verbesserte Geschichte von Schwaben“ in Aussicht gestellt! Mit einiger Sicherheit ist als Verfasser unseres Bodenseebandes derselbe D. Hünlin zu nennen, der 1780 (im Selbstverlag) eine „Neue und vollständige Staats- und Erdbeschreibung des Schwäbischen Kreises“ (in 2 Bänden) herausgegeben hatte.

Dem „Vorbericht“ folgt der „Inhalt“; wir geben ihn auszugsweise wieder: „Erstes Kapitel. Nachricht von den mancherley Namen des Bodensees, dessen ersten Anwohnern und den jetzo an demselben gelegnen Städten, Klöstern, Flecken und Dörffern. – Zweytes Kapitel. Von der landesherrlichen Hoheit . . . – Drittes Kapitel. Von der anmuthigen Aussicht . . . an der schwäbischen Seite, wie auch der Schifffahrt und Fischerey . . . – Viertes Kapitel. Nachricht von den denkwürdigsten Begebenheiten . . . – Fünftes Kapitel. Anmerkungen über den Zustand der Kultur, Industrie und Gewerbe . . . wie auch von der Zu- und Abnahme der Schifffahrt . . .“ – Der Band umfaßt (nebst dem „Vorbericht“) 213 S. (S. 214 verzeichnet zwei gute Dutzend Errata, leider ohne Register).

S. 1–23 (1. Kap.) setzt sich vor allem mit den verschiedenen Namensgebungen des Sees auseinander. So werden u. a. behandelt: Lacus Rheni oder Rheinsee / Lacus brigantinus oder Bregenzer See / Lacus Acronius (z. Zt. des römischen Kaisers Claudius!) / Lacus Moestus (nach dem Stamm der Moesier, von denen Konstanz erbaut worden sei!) / Lacus Constantiensis / Lacus Bodamicus oder Bodmansee. Zwischendurch erfährt man diese und jene aufschlußreichen Angaben, so etwa die Jahre, in denen „dieser See zum öftern ganz . . . überfrohren sey . . . 1076 / 1077 / 1277 / 1325 / 1379 / 1435 / 1437 / 1497 / 1565 / 1571 / 1573“. Danach werden die einzelnen an den Ufern des Bodensees angesiedelten Volksstämme zitiert und beschrieben (Rhätier / Helvetier / Vindelicier [= Schwaben]), es folgt eine Kurzcharakteristik wichtiger Orte (u. a. Bregenz / Rorschach / Arbon / Rommishorn / Kreuzlingen / Costanz / Steckbohren / Mei-

nau / Sernatingen [das heutige Ludwigshafen] / Ueberlingen / Meers- oder Mörsburg / Buchhorn [das heutige Friedrichshafen] / Langenargen / Kreßbrunn / Wasserburg / Lindau). Wählen wir daraus einmal Langenargen: „ . . . 2 Stunden von Buchhorn entfernt . . . das nächst bey demselben auf einer kleinen Insel in dem See gelegene Schloß Argen wurde 1332 von Graf Wilhelm von Montfort erbauet . . .“. Oder am Untersee: „Fernerhin lieget gegen die schwäbische Seite Hegnen und denselben gegen über auf einer Insel die ehemahlige Benedictiner Abtey Reichenau, es soll sich noch ein ansehnlicher Bücherschaz hier befinden.“ Das Glanzstück dieses 1. Kap. besteht in einer Gedichteinfügung (über zwei S.) zu Ehren des „Vatter Rhein“ (Verf. J. J. Bodmer, † 1783).

Das 2. Kap. setzt mit der Frage ein, „ob die Meere und deren Gebrauch wie andere Sachen die nach dem Völkerrecht gemein sind, einer oberherrschafft fähig seyen . . .“. Und die Antwort darauf: „ . . . so wird auch insgemein ein Theil eines Sees so weit zu einer an derselben gelegenen Land- oder Herrschafft gerechnet, als ihr Gebiet sich an dessen Ufern hin erstreckt . . .“; es folgen hier ein gutes Dutzend Rechtsableitungen, vom Fischfang bis zur Jurisdiktion und von der Vogeljagd bis zur Schifffahrt. Der Rivalität des Hauses Österreich und des Fürststiftes St. Gallen sowie der Stellung der Reichsstadt Lindau werden besondere Abschnitte in diesem Kap. gewidmet.

Hübsch nimmt sich das 3. Kap. aus, erst ist von den verschiedenen Fischarten des Sees ausgiebig die Rede (etwa Rheinlanken / Hechte / Schleyen / Aele / Brachsmen), alsdann kommt es zu einigen Vergleichen mit dem Zürichsee, der Verf. läßt sich über Sitten und Gebräuche seiner Anwohner aus (z. B. „So ergötzet sich auch dasige Musikgesellschaft, wie auch die Gesellschaft der Feuerwerker zum öftern auf diesem See; da sich dann die erstere mit ihrer Instrumental- und Vocalmusic mit einer besondern Lieblichkeit hören lasset; die letztere aber bey Tage in Abfeuerung der Stucken, bey Nachtzeit aber in Loßbrennung schöner Feu-

erwerke sich zu üben pfliget.“) Des weitern: „Neben dem dient dieser See auch den Betagten, die wegen Beswehrlichkeit ihres Alters . . . mit einem geringen Kosten zu Wasser dahin zu fahren. – Nicht zu gedenken der großen Lustbahrkeit, so auch dieser See der Jugend zu Uebung im Schwimmen verschaffet, welche Kunst hier sehr werth gehalten und weit getrieben wird.“ Eine Reihe von Parallelen zu heutiger Reisewerbung gibt sich ganz ohne unser Dazutun: „. . . so kann doch das schöne anmuthige Geländ bey hellem Wetter auf beyden Seiten und die daran befindliche Städte, Klöster, Flecken, Schlösser, Dörffer, Landgüter, Weinberge u. s. w. sowohl und gemächlich beschauet werden, daß man alsdann bey einer solchen entzückenden Augenweyde nicht weißt, nach welcher Gegend man sich vorzüglich wenden solle; so sehr verursacht die reizende Lage des umliegenden Landes dem Schiffahrenden die angenehmste Empfindungen . . .“ hier werden abermals einige Verse des „belobten Herrn Bodmers“ wiedergegeben: „Der Schiffer, der an Schwabens fruchtbahnen Ufern / Den Bodensee mit leichten Kähnen besegelt . . .“ Aber: „Der prächtigste Anblick an der schwäbischen Seite des Sees ist ohne Zweifel derjenige, den die gegen über mit ewigem Schnee bedeckte Berge bey dem Untergang der Sonne geben; diese Pracht kann von keiner menschlichen Hand geschildert noch beschrieben werden . . . Der hohe Sentis ist der höchste; der Tiefe dessen Schnees beträgt viele Klafter . . .“ – Nach nochmaligen Detaillierungen über Fischerei und Fischereirechte kommt der Verf. auch wieder auf die Schifffahrt zu sprechen: „Die gröste Schiffe auf diesem See werden allein in den Städten Lindau und Bregenz geladen, und zwar bis nach Stein an dem Rhein, und nach Schaffhausen . . . Die grössere Schiffragen tragen überhaupt eine Last von 2000. Centner . . .“

Das 4. Kap. ist das Geschichtskapitel, relativ breit ist von den Römern, Galliern und „Allemaniern“ die Rede, es folgt die Kaiserzeit des frühen und hohen Mittelalters (u. a. „Kaiser

Heinrich der 3te hielt verschiedne Reichstäge zu Costanz . . . Da aber sein unmündiger Nachfolger Heinrich der 4te zwar eine der langwierigsten aber unglücklichsten Regierungen . . . hatte, zumal da er auch von dem P. Gregor den 7ten auf den Tod verfolgt wurde . . . Es zeigte Rudolph [von Habsburg] seine vermeintliche kaiserl. Autorität auch in Bestellung oder Absetzung der Bischöffe von Costanz . . .“). Im folgenden ist der Stadt und dem Kloster St. Gallen reichlich Raum gegönnt, danach geht der Verf. mehr chronikalisch und gewissermaßen anhand eines Jahresregisters vor (etwa: „Im Jahr 1414. wurde endlich die in der Geschichte so berühmte Kirchenversammlung zu Costanz gehalten, deren vornehmste Handlungen in der Absetzung der damaligen 3 Päbsten und Erwählung Martin des 5ten, Verbrennung Johann Hussens und Hieronymi von Prag, wegen standhafter Behauptung ihrer Lehrsätze . . . bestand.“). Oder: „1488. kam der schwäbische Bund zustande; welcher anfangs sich nur auf die Vereinigung der Stände in Schwaben erstrecken sollte . . . K. Maximilian wollte endlich noch einen Versuch gegen die Eydgenossen mit denen ihm noch ergebnen Völkern wagen . . .“ Mehr und mehr fließt dem Verfasser nunmehr auch wieder Naturgeschehen und rein Chronikales mit ein: „1540. War wieder ein so heisser Sommer, daß das Wasser in demselben theurer als der Wein wurde; die Wälder geriethen wieder solchermassen in Brand, daß man sie nicht löschen konnte . . .“ Mitunter verfährt unser Verfasser auch recht summarisch, so etwa „Daß auch die leidige Pest an den öftern Theurungen und Hungersnöthen . . . Schuld gehabt . . . daß man oft nur in der Eydgenossenschaft, in einem halben Tag 40 biß 50. starke Mann- und Weibspersonen auf den Kirchhöfen zusammen in grosse Gruben schichtenweise geworffen. Die Leute flüchteten auf hohe Berge . . .“). Oder: „Bald darauf folgte wegen dem Unterschied der Religionen der 30jährige Kriegsjammer . . .“ (es werden hier Einzelheiten belagerter Städte am See gegeben, ähnlich auch hinsichtlich des Spanischen sowie des Österrei-

schen Erbfolgekrieges: mit dem Jahr 1744 schließt das 4. Kap. abrupt).

Im letzten (5.) Kap. versucht der Verfasser kulturgeschichtlich vorzugehen. Er gelangt freilich nicht über die Römerzeit und die Römerzeugnisse zurück hinaus, kommt nachgerade auf die Gerichtsgeschichtliche Aspekte des Mittelalters zu sprechen, um schließlich der christlichen Missionierung und der Klostergründung breiteren Raum zu gewähren: „Obwohl die christliche Religion . . . durch die fränkischen Könige eingeführt wurde, so hatte es doch damit einen langsamen Fortgang.“ Oder: „Man hält zwar heute [im Zeitalter der Aufklärung und des Josephinismus!] . . . den starken Anwachs der reichen Klöster . . . nicht für vortheilhaft . . . In diesen lagen nun auch die Wissenschaften lange Zeit hindurch wie begraben . . .“

Beispielhaftes verliert sich in diesem 5. Kap. zunehmend ins Anekdotische. Da ist von altererbten Rechten ebenso die Rede wie von Kreuzfahrereifer, von Klöstern und Edelleuten, aber auch von Leibeigenen, von Freigelassenen, die sich dem Müßiggang ergaben (wie sollte das im Ancien Régime letztendlich anders gesehen werden?), und häufig genug von der Schifffahrt und deren „vorzüglicher Vermehrung . . . in unserer Gegend in das 14te Seculum . . .“, end-

lich aber auch von der „Industrie“, von deren Ausgangspunkten, etwa dem „Leinwandgewerb“ des „benachbarten St. Gallen“. Immer wieder versteht es der Verfasser, allgemein Bekanntes und Gültiges mit spezifisch „Bodenseischem“ zu verbinden, hierbei ist er bemüht, es der deutschen und der schweizerischen Seite gleichermaßen rechtzutun: „Man muß zwar gestehen, daß die bessere Cultur und Industrie an der helvetischen Seite nicht unbekannt ist; doch ist der Feldbau auch dort an vielen Orten noch sehr mangelhaft . . . wo die Wein wegen der schlechten Auswahl des Bodens und der Traubenarten oft so schlecht ausfallen, daß sie kaum trinkbar sind . . . wo sonst alle Früchte und Gewächse zu einer so guten Zeitigung gelangen, daß manche derselben wegen ihres besonders guten Geschmacks auch in entfernten Städten . . . sehr beliebt sind . . . wie dann auch verschiedene Reisende diese schöne Landschaft die andere Lombardie nennen . . .“

So gesehen, bietet ein Band wie die hier vorgelegte „Beschreibung des Bodensees . . .“ auch nach nahezu 200 Jahren nicht nur eine nach wie vor informationsreiche und immer wieder interessante Lektüre, darüber hinaus kann ohne weitere Einzelheiten festgestellt werden, daß das Gros der Merkmale eines heutigen Reiseführers schon in einem solchen spätaufklärerischen Werk munter versammelt ist.

Wanderland Hegau

Herbert Berner, Singen

Die Landschaft zwischen Bodensee, Rhein und Donau, im Westen begrenzt durch das Randengebirge, ist der Hegau. Dieser Hegau ist eine historische Landschaft, wie dies auch bei den Nachbargauen Linzgau oder Klettgau zutrifft. Der Hegau ist ein ausgesprochenes Wanderland. Hier findet der historisch und kunstgeschichtlich interessierte Heimatfreund, nicht minder der Naturfreund, landschaftliche Besonderheiten und Schönheiten von hohem, zugleich eigenartigem Reiz.

Wiederentdeckung des Hegaus als historische Landschaft

Dieser unser Hegau war bis vor wenigen Jahrzehnten noch eine fast vergessene Landschaft. Eine erste Gesamtdarstellung veröffentlichte die „Badische Heimat“ im Jahre 1930, nachdem schon 1926 über den „Untersee“ ein eigener Jahresband erschienen war und 1934 ein weiterer Band über den damaligen Amtsbezirk Stockach folgte. Man verstand damals unter Hegau nach naturräumlichen Vorstellungen im wesentlichen nur das vulkanische Kegelbergland. Ludwig Finckh beschrieb erstmals im Jahre 1935 den historischen Hegau in einem danach mehrfach aufgelegten Büchlein. Einleitend stellt er fest: „Seltsam, daß eine der gewaltigsten und zugleich lieblichsten deutschen Landschaften im Großen Reich noch fast unbekannt ist, obwohl zum Platzen voll von Urgeschichte, Geschichte und Gegenwart“. So gab er denn auch seinem Büchlein folgerichtig den Namen „Der UNBEKANNTE HEGAU“. Es gibt verschiedene Gründe und Erklärungen, warum der Hegau auch im Selbstverständnis seiner Bewohner bis in die jüngste Vergangenheit eine unbekanntere Landschaft geblieben ist. Ausschlaggebend dafür waren sicherlich das

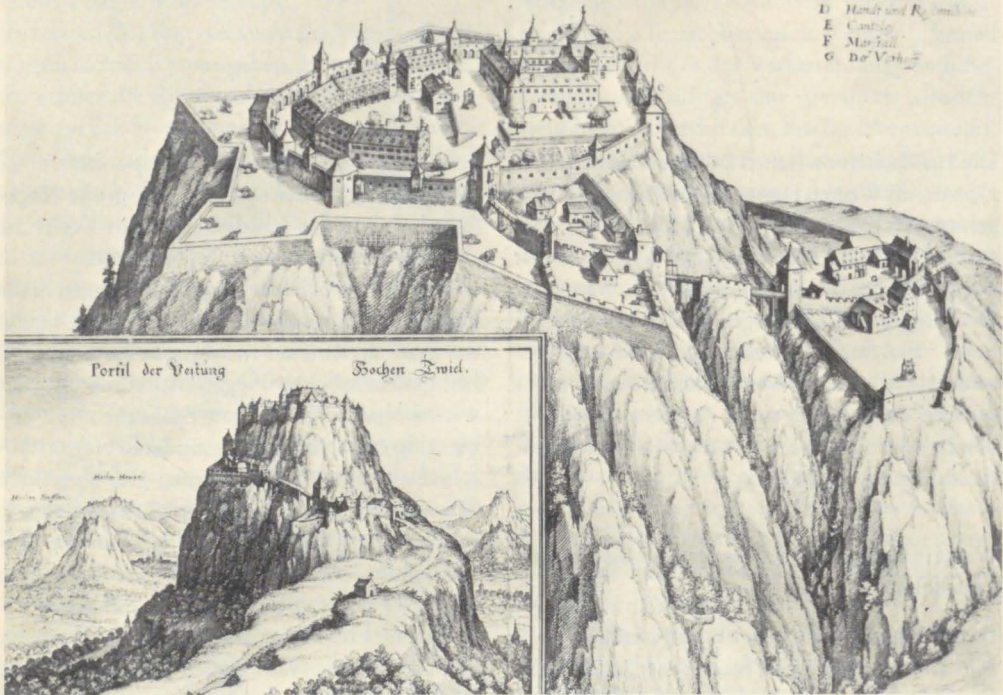
Fehlen eines verbindenden Mittelpunktes, einer „Hauptstadt“, aber auch die sehr große Ablegenheit von der Landeshauptstadt Karlsruhe an der schweizerischen Nordgrenze. Erst in neuerer Zeit wuchs die junge Stadt Singen in die Rolle der „Hegau-Metropole“ hinein. Die von der Stadt errichteten Institutionen des ur- und frühgeschichtlichen Hegau-Museums und der wissenschaftlichen Hegau-Bibliothek in Verbindung mit dem 1955 gegründeten Hegau-Geschichtsverein bewirkten einen grundlegenden Wandel. Nicht allein die Zeitschrift „Hegau“, sondern auch über 40 seither erschienene Monographien machten aus dem „Unbekannten HEGAU“ eine gut erforschte Landschaft.

Folgende Hinweise sind noch anzubringen, nämlich über den räumlichen Umfang, über die Grenzen des Hegaus und seine Bedeutung als eine kunsthistorische Landschaft. Der langjährige Pfleger des Landesvereins Badische Heimat in Singen, der vor allem um die Erforschung der hiesigen Ur- und Frühgeschichte verdiente Apotheker Albert Funk, beschrieb 1955 die Grenzen des Hegaus (mit exakten urkundlichen Belegen) wie folgt:

Im Süden der Rhein von der Mitte der Konstanzer Brücke über Stein am Rhein bis nach Schaffhausen; im Westen der Grat des Randengebirges und die Wasserscheide Aitrach-Wutach; im Norden von der Länge über den Gutmadinger Kapf zum Wartenberg, weiter über Immendingen-Hattingen-Emmingen ab Egg – Liptingen nach Neuhausen ob Egg; im Osten von Schwandorf über Mahlsbüren im Tal – Nesselwangen durch den Hödinger Tobel zum Überlinger See bei Goldbach, weiter über den See nach Dingelsdorf und unter Umgehung von Mainau, Egg und Staad wieder zurück zur Rheinbrücke. Im großen und ganzen entspricht diese historische Landschaft des Hegaus, zu der

Die Festung Sochen Zwiel.

- A Die Festung Hohen
- B Der Zwiel
- C Die Hohen
- D Hohen und R.
- E C.
- F M.
- G Die Festung



Festung Hohentwiel, Kupferstich von Mathäus Merian, 1643

die Stadt Konstanz allerdings nie gehört hat, räumlich dem durch die Verwaltungsreform 1973 vergrößerten Landkreis Konstanz – eines der nicht allzuhäufigen Beispiele für eine glückliche administrative Neuordnung.

In dem 1970 im Auftrag des Schwarzwaldvereins und des Hegau-Geschichtsvereins von Helmut Gerber herausgegebenen Wanderbuch „Hegau“ (der Verlag Rombach bringt 1978 eine 2. veränderte Auflage heraus) habe ich zum Abschluß meines geschichtlichen Überblicks auch auf die Ergänzung der großen vielschichtigen Vergangenheit durch die Bau- und Kunstdenkmäler des Hegaus hingewiesen.

In diesem gesegneten Lande ist der Mensch seit der Mittleren Steinzeit sesshaft. In seltener Kontinuität und Reichhaltigkeit treten Epochen der Steinzeit, der Pfahlbauern, der Urnenfelderkul-

tur, der Hallstattleute, der Römer und Alamannen bis zum Auftreten der ersten schriftlichen Quellen in charakteristischen, zum Teil einmaligen Funden aus dem Dunkel der Ur- und Frühgeschichte hervor. Wir finden im Hegau alle Siedlungsformen vom Einzelhof, Weiler, Mönchsmeiereien, Dorf, Marktflecken über Zwerg- und Burgstädte, eine vorderösterreichische Land- sowie Oberamtsstadt (Radolfzell und Stockach), eine fürstenbergische Amtsstadt (Engen) bis zur ehrwürdigen Bischofs- und Reichsstadt Konstanz. Diesen historisch und kulturgeschichtlich so bedeutsamen Stätten steht als Gegensatz und als Beispiel moderner Sachlichkeit die junge, überaus rasch gewachsene Industriestadt Singen mit zwei ähnlich strukturierten Gemeinden, nämlich Gottmadingen und Rielasingen, gegenüber. Nicht

minder eindrucksvoll präsentieren sich uns mannigfaltige Kunstdenkmäler kirchlicher und weltlicher Art. Im Hegau läßt sich die Kunst- und Baugeschichte von der karolingischen Zeit bis in die Gegenwart mit glänzenden Beispielen belegen. Als hierfür wichtigste Orte seien genannt: Romanik auf der Reichenau, in Obergailingen, Schienen und Büsingen; Gotik in Konstanz, Radolfzell und Engen; Barock in Hilzingen und Liptingen und gültige zeitgenössische Kirchenbauten in Rielasingen, Arlen, Singen und Konstanz. Dazu Profanbauten vor allem in Konstanz, Radolfzell (österreichisches Schloßchen), Engen, Allensbach, Öhningen, Büsingen, Eigeltingen, Bodman und Sipplingen. Auch der Reichtum an Burgen und Schlössern ist beachtlich: Riedheimer Turm, Friedinger Schloßle, Wasserburg Möggingen, Langenrain, Freudental, Mainau, Bodman, Oberstaad (Öh-

ningen), Langenstein und viele Burgruinen, darunter die wohl größte deutsche Festungsruine des Hohentwiels.

Geologisch-geographisch-botanisches Brevier

Das Herzstück der Hegaulandschaft ist das vulkanische Kegelbergland mit Hohentwiel, Krähen, Mägdeberg, Stoffeln, Hewen, Hewenegg und Neuhewen, um nur die bekanntesten und höchsten Berge zu nennen. Die Höhenlage im Hegau geht von 400 bis 869 Meter. Im Süden haben wir den Schienerberg mit den Aussichtspunkten Schrotzburg und Herrentisch, im Osten die Drumlinlandschaft (Kieshügel) des Bodanrück mit Mindelsee und der Burgruine Bodman, im Norden das Stockacher Bergland – Nellenburg, Tudoburg – und der langgestreckte

Bodman mit Frauenberg und der Ruine Altbodman. Stahlstich von I. Riegel nach Conradi, 1850





Engen mit Hohenhöwen, Stahlstich von E. Höfer nach Conradi. 1850

Jura-Höhenzug von Hewenegg bis zur Witt-hoh und im Westen der Tengen-Blumenfelder Randen. Jede einzelne dieser Kleinlandschaften verdiente eigentlich eine ausführliche Schilderung, doch geht es hier nur um einen großen, einführenden Überblick.

Wir wollen nun den Wanderer und Naturfreund auf Orte und Stellen aufmerksam machen, wo er schöne und teilweise bedeutende Beispiele aus der Entwicklungsgeschichte des Hegaus sehen und das in seiner Vielgestaltigkeit bewundernswerte und einmalige Land verstehen lernen kann. Drei geologische Ereignisse sind es im wesentlichen, die unsere Landschaft geformt haben: Starke Krustenbewegungen der Erdoberfläche im Tertiär (rund 60 Mill. Jahre) mit Aufschüttungen und Abtragungen, der im Alpenvorland bis an den Jurarand tätige Vulkanismus (etwa 7 Mill. Jahre im jüngeren Ter-

tiär) und die Vergletscherung während der Eiszeit (1–2 Mill. Jahre). Aber auch die vor dem Tertiär liegende ältere erdgeschichtliche Periode des Jura hat vor allem den nordwestlichen Hegau geprägt.

Das Jurameer überdeckte vor etwa 150 Mill. Jahren den größten Teil Europas und damit auch unsere Heimat. Die Massenkalksteine des Weißjura können wir im Donautal bei Immen-dingen an den Felsen, in den Tälern bei Tengen und Wetterdingen, im Bruder-, Talmühle und Zimmerholzer Tal als turmartige Riff-Felsen beobachten; am bekanntesten ist wohl der Petersfels unterhalb von Bittelbrunn, wo die reichste süddeutsche Station des späteiszeitlichen Menschen mit rund 50000 Fundstücken geborgen wurde. Hier haben wir auch die Standorte seltener Pflanzen (z. B. am Ramberg).

Die im Gebiet von Hattingen-Biesendorf-Lip-tingen-Schwandorf vorhandenen Bohnerze sind in der etwa 110 Mill. Jahre währenden Festlandperiode vom Ende des Jura bis in die Mitte der Tertiärzeit gebildet worden. Man kann die erbsen- bis bohnen großen Kügelchen aus Brauneisen heute noch leicht finden und auflesen; bis in die Mitte des vorigen Jahr- hundert wurden sie in Kleinarbeit in zahlreichen noch sichtbaren Bohnerzgruben abgebaut und in den Eisenhütten von Zizenhausen und Lud- wigstal zu Eisen verhüttet.

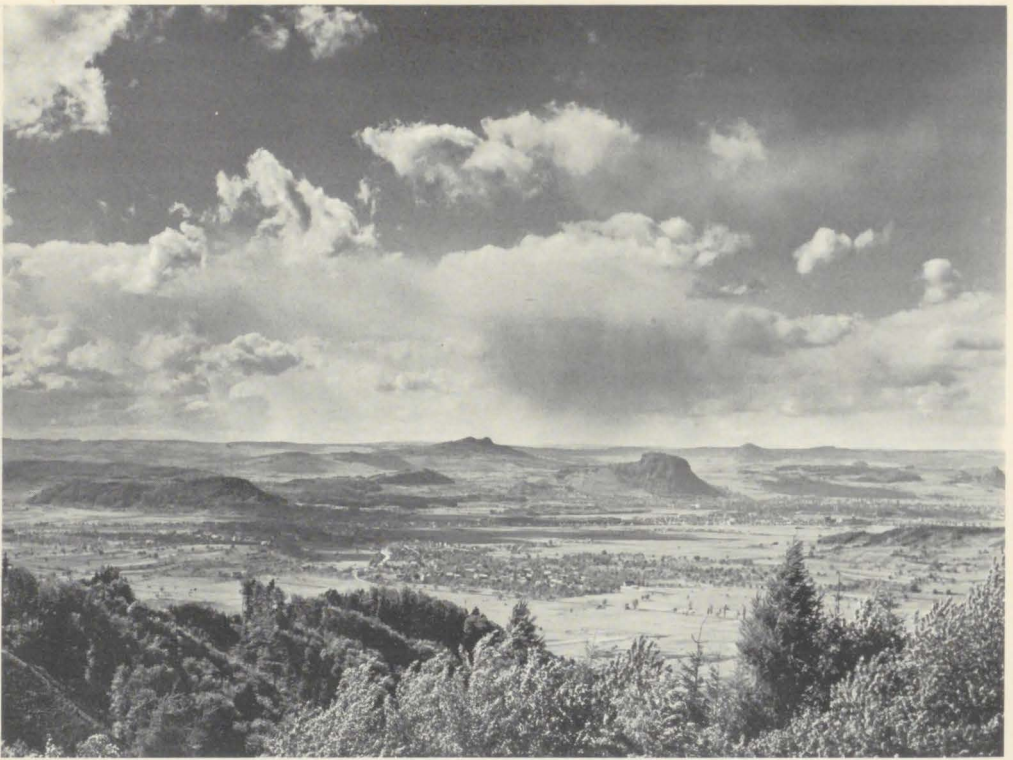
Der Schiener Berg und der Bodanrück entstan- den in der nachfolgenden Molassezeit, wie man auch die Gesamtheit der tertiären Ablagerungen im Voralpengebiet nennt. Zweimal hatte der Molassetrog am Nordfuß der neu entstandenen Alpen Verbindung mit dem Weltmeer, was uns

Versteinerungen (Haifischzähne, Austernscha- len) erkennen lassen. Durch Hebungen und Aufschüttungen war diese Meeresverbindung zweimal unterbrochen worden (Untere und Obere Süßwassermolasse). Besonders die letz- tere ist im Hegau stark entwickelt, in ihr befin- det sich das „Mekka der Petrefaktensammler“, die Öhninger Steinbrüche mit zahlreichen, in fast allen Museen der Welt befindlichen Ver- steinerungen der in einem wärmeren Klima le- benden Pflanzen- und Tierwelt (Obermiozän). Über diese Öhninger Steinbrüche sind seit 1700 bis heute mehr als 200 eigene wissenschaftliche Arbeiten erschienen; beschrieben wurden bis jetzt 923 Tierarten (davon allein 826 verschie- dene Insektenarten) und 475 Pflanzenarten. Am berühmtesten wurde der von dem Zürcher Stadtarzt Johann Jakob Scheuchzer

Blick von Wittboh auf Hohenhewen und Hohenstoffeln

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen





Hegau-Panorama vom Herrentisch (Schienerberg)

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

(1672–1733) irrtümlich als ein in der Sintflut ertrunkener „armer Sünder“ gedeutete Riesensalamander. Diese Steinbrüche liegen am Ort eines ehemaligen Maarsees, der sich über einem Deckentuffschlott am südlichen Schienerberg zur Zeit des tertiären Vulkanismus gebildet hatte – ein Gegenstück zum Hewenegg-Maarsee. Neben den Öhninger Steinbrüchen (die sich übrigens auf Gemarkung Wangen befinden!) ist auch die Bohlinger Schlucht durch das Vorkommen zahlreicher Versteinerungen berühmt geworden. Beide Fundstellen sind zum Naturdenkmal erklärt, Grabungen daher verboten. Sehr interessant ist auch das dieser Erdperiode angehörende „Siplinger Bruchfeld“ mit Steinbalmen („7 Churfirsten“) und dem Hödinger Tobel, der über dem See sein Pendant in der Marienschlucht findet; auch die so-

nannten „Bodman-Sande“ gehören in diese Zeit.

Im Jungtertiär, beginnend vor etwa 15 Mill. Jahren, spielte sich zwischen Bodensee und Randen der „Hegau-Vulkanismus“ ab. Vor 10 bis 12 Mill. Jahren wurden die basaltischen „Magmen“ (Hohenstoffeln, Hewen, Hewenegg u. a.) gefördert, während Hohentwiel, Krähen, Mägdeberg, erst vor 7 bis 9 Mill. Jahren durch Förderung von Phonolith entstanden. Man ist sich heute allerdings nicht mehr ganz sicher, ob diese Altersfolge stimmt. Südöstlich des Hewenegg kam es in der Nähe des Basaltsteinbruches zur Bildung eines Maarsees, in dem bei späteren vulkanischen Eruptionen viele Tiere ums Leben kamen. Dieser Tierfriedhof aus dem sogenannten Unterpliozän wurde in den letzten Jahrzehnten ausgegraben. Am

wichtigsten sind die hier fast vollständig geborgenen Skelette von Säugetieren – ein Novum innerhalb der zahlreichen europäischen, asiatischen und afrikanischen Fundstellen aus dieser Zeit. Es handelt sich dabei um ein elefantenartiges Rüsseltier mit fast 5 m Schulterhöhe (*Dinotherium giganteum*), um Funde von Mastodon (Vorläufer des heutigen Elefanten), Nashörner und vor allem von zahlreichen dreizehigen Hipparions = Urpferden, um Antilopen und Raubtiere wie etwa den löwenähnlichen *Machairodus*. Viele dieser sensationellen Funde sind im Museum zu Donaueschingen ausgestellt.

Bis heute sind sich die Gelehrten nicht einig darüber, wie die Ursachen des Vulkanismus zu erklären sind. Am naheliegendsten dürfte sein, die vulkanische Tätigkeit mit der Alpenfaltung in Verbindung zu bringen; andere erklären sie mit sogenannten Konvergenzströmen in der Erdkruste. Sicher ist nur, daß der Vulkanismus mit den gewaltigen tektonischen Bewegungen jener Zeit zusammenhängt. Gefördert wurde während der vulkanischen Tätigkeit hauptsächlich Asche, die sich zu Deckentuffen bis 100 m Mächtigkeit ausbildete; aus Deckentuff bestehen z. B. der Rosenegg, der Plören, der westliche Teil des Hohentwiel, die Hügel zwischen Hohentwiel und Welschingen, sowie Teile des Hohenstoffeln. Tuff ist die Grundlage der großen Fruchtbarkeit im Hegau, der als Getreide- und Weinland berühmt war. – Erst beim letzten Ausbruch erstarrte das Magma zu einem festen Pfropfen und verhinderte jegliche weitere eruptive Tätigkeit; diese Pfropfen wurden später durch das Eis der Gletscher zu der uns bekannten Kegelform der Berge herauspräpariert. Wir haben es also im Hegau nicht mit Vulkanbergen, wie z. B. dem Vesuv zu tun, sondern eigentlich nur mit „Vulkanruinen“. In dem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß bezüglich der Beschaffenheit der Berge zu unterscheiden ist zwischen der westlichen Basaltreihe mit allen Hewen-Bergen und dem Hohenstoffeln (Basaltsäulen!), ein Gestein, das sich vorzüglich als Straßenschotter eignet (Abbau am

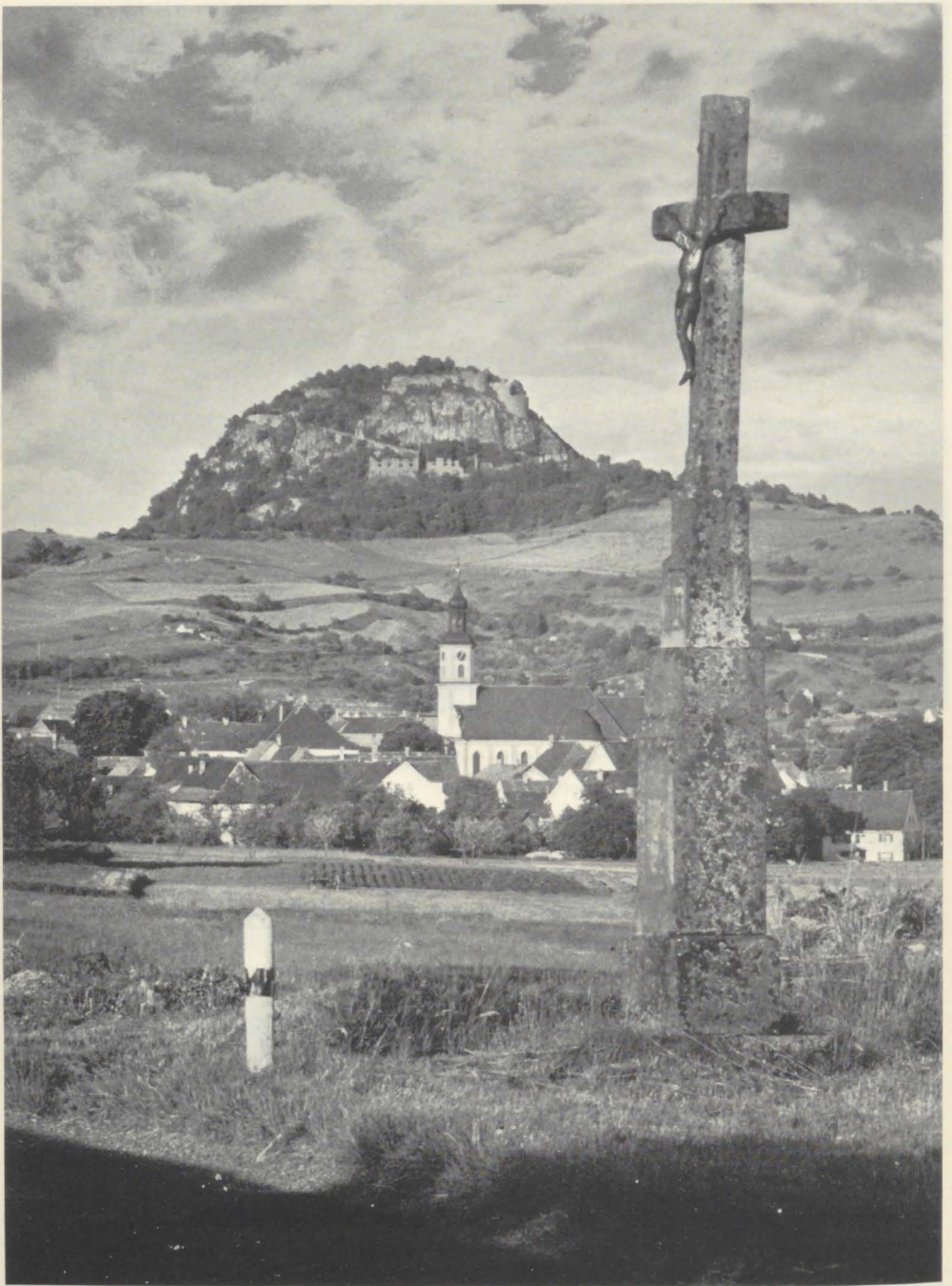
Hohenstoffeln 1940 durch Reichsnaturschutzgesetz eingestellt; am Hewenegg wird der Basaltschlot in das Berginnere abgebaut). Zur östlichen Phonolith-Reihe gehören der Hohentwiel, Krähen, Mägdeberg mit Schwindel, der Staufen und der kleine Gönnersbohl bei Hilzingen. Charakteristisch für den Phonolith des Hohentwiel ist der goldgelbe, dem Feldspat ähnliche Natrolith; er wurde ehemals abgebaut und u. a. zur Täfelung des Neuen Schlosses in Stuttgart verwendet.

In den 1–2 Mill. Jahren Erdgeschichte umfassenden Eiszeiten, besonders der Riß- und der Würmeiszeit wird, wie wir eben sahen, das Antlitz der Hegaulandschaft modelliert. Typisch sind die Moränen- und die Drumlinbildungen im Bodanrück und Linzgau sowie weit ausgedehnte Schotterablagerungen in der mittleren Hegau-Untersee-Senke. Aus Nagelfluh (= verfestigter Schotter) bestehen der Bodanrück, die Homburg, der Friedinger Schloßberg, zum Teil auch der Rauhenberg, Heilsberg und Buchberg bei Thynggen. Am Sipplinger Berg und bei der Schrotzburg sind die Schotter mit Moränen verbunden. – Aber auch in der Nacheiszeit, d. h. während der letzten 12–15 000 Jah-

Romanische Kapelle Goldbach bei Überlingen.

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen





Blick über Hilzingen auf den Hohentwiel

Foto: Dr. Hell, Reutlingen

re, wird das Landschaftsbild durch Schuttablagung, Erosionen, und nicht zuletzt durch den Menschen verändert.

Ein Wort noch zu unseren Wasserläufen und Seen. Zum Hegau gehören zunächst einmal der liebliche Untersee und der westliche Teil des fjordartigen Überlinger Sees. In herrlicher, unberührter Landschaft träumt auf dem Bodanrück nahe Möggingen, der Mindelsee, nördlich von Radolfzell an der Bundesstraße 34 die 3 Buchenseen – Eiszeitrelikte –. Als Badeseen beliebt sind der Böhlinger und der Steißlinger See. – Die Hegauer oder Radolfzeller Aach entspringt als größte deutsche Karstquelle mit einer mittleren Schüttung von $6,5 \text{ m}^3 / \text{sec.}$ beim Städtchen Aach; es ist das in der oberen Donau versickerte Wasser, weshalb man auch von der Donauversinkung spricht. Es gibt aber in den Jurakalken noch mehrere kleine Karstquellen, besonders die Bleichequelle 1000 m östlich von Welschingen ($381 / \text{sec.}$) und weitere Quellen bei Ehingen, Welschingen und Neuhausen. Im nördlichen Juragebiet versinken Bäche im klüftigen Kalkstein, etwa bei Hattingen; interessant sind die Trockentäler – Talmühle, Kriegertal, Zimmerholzer Tal – und die Tatsache, daß von Zeit zu Zeit unterhalb von Bittelbrunn das Wasser aufsteigt und über Wochen und Monate hinweg einen See bildet. Weitere Wasserläufe von Bedeutung sind die zwischen Ludwigshafen und Bodman in den Überlinger See einmündende Stockacher Aach und die zum Hochrhein eilende Biber. Eines der schönsten Naturerlebnisse unserer von Feuer und Eis geformten Landschaft aber ist eine Bootsfahrt auf dem Hochrhein von Schaffhausen nach Öhningen und von da durch den Untersee, an der Insel Reichenau und dem mit dem Europa-Diplom prädikatisierten Naturschutzgebiet Wollmatinger Ried vorbei auf dem Seerhein nach dem alterwürdigen Konstanz.

Herrliche Wälder, satte Wiesen und eine Fülle von seltenen Pflanzen schmücken und bereichern diese morphologisch so ungemein ab-

wechslungsreiche Landschaft. Der Hegau liegt im Schnittpunkt mehrerer Pflanzenwanderwege und hat daher Pflanzen aus gegensätzlichen Heimatgebieten, denen er günstige Standort- und Wachstumsbedingungen bietet: So gedeihen hier Pflanzen alpiner und nordischer Herkunft (z.B. verschiedene Enziane, Mehlprimel, Trollblume), atlantische Arten finden hier ihr östlichstes Vorkommen (z.B. Stechpalme, Sumpfbärlapp), mediterrane Arten kamen über Rhone-burgundische Pforte zu uns (Osterluzei, Orchideen, Reckhöldele) und pontische Pflanzen (z.B. Diptam, Steppenheide, Küchenschelle) aus dem Donauraum und Schwarzmeergebiet. Von den in Deutschland vorkommenden 60 Orchideenarten wächst die Hälfte im Hegau. An den Hängen des Hohentwils sonnen sich die höchstgelegenen deutschen Weinberge. Die schönsten und lohnendsten Aussichtspunkte im Hegau sind naturgemäß alle Berge, besonders aber der Hohenstöffeln, von dessen Gipfel aus man den ganzen historischen Hegau überblicken kann. Großartige Ausblicke in den Hegau und im Süden zum Untersee und Hochrhein bietet immer wieder die Straße von Bankholzen über Schienen nach Öhningen (empfehlenswert sind Schrotzburg und Herrentisch, Hohenklingen ob Stein am Rhein und der Platz bei der Horner Kirche). Eine wenig bekannte Aussichtsstraße im nördlichen Hegau ist jene von Mühlhingen über Zoznegg nach Stockach (Nellenburg!) oder jene von Engen nach Bittelbrunn. Unvergessliche landschaftliche Panoramen vermitteln der Witthoh, der Haldenhof auf den Überlinger See und in den Hegau, der sogenannte Hegaublick oberhalb Engen an der Bundesstraße 33, der Wanenberg bei Tengen und die vom Randen über Kommingen und das Gewick (am höchsten Punkt treffen hier 7 alte Straßen zusammen) über Tengen herniederführende Bundesstraße 314. Ludwig Finckh sprach einmal vom Hegau als des „Herrgotts Kegelspiel“; da überall liegt es eindrucksvoll und einzigartig zu unseren Füßen.

Bodman

Im Gsicht de See:
Sägel wiß venäehet
Ufer mit Ufer.
En helle Oscht
wirblet e Blau uf
daß d schreie kennsch
vor Glick.

Im Rucke
hinne
gohsch dure Wolke
grie und still
vu allmachts Bueche
in Berg.

Dert hinne
im griene
stille Grund schlooft
s Echo.

Sibefach seis
hani heere sage.
Monnsch
du meesch riefe
obs wohr ischt.

Aber
ob äbbes z riefe wosch
wo it veschricksch
wa sibe-
fach
zruckkunnt uf di?

Bruno Epple

Wald am See

Vergangenheit und Gegenwart

Wilhelm Bernhard, Jestetten

Der unter dem Namen Bodenseegegend bekannte südöstliche Teil des alten Landes Baden, seit Bestehen Baden-Württembergs administrativ dem Regierungsbezirk Freiburg zugehörig, umfaßte bis zur Gebietsreform im Jahre 1974 die Landkreise Konstanz, Stockach und Überlingen. Dieser im südwestdeutschen Alpenvorland inbegriffene Großraum ist zu rd. 30% mit Wald bestockt. 1973 betrug die Waldfläche insgesamt 58 324 ha, – mehr als die Wasseroberfläche des Bodensees von Bregenz bis Stein a. Rh. (= 593 qkm).

Die Wälder liegen – um die räumliche Forstorganisation kurz zu streifen – in den von Ost nach West nahtlos aneinandergrenzenden staatlichen Forstbezirken Überlingen, Pfullendorf, Meßkirch, Stockach, Konstanz, Radolfzell und Engen. Innerhalb dieser Forstamtsbereiche finden sich u. a. auch bedeutende Privatforsten mit eigener Verwaltung und Wirtschaftsführung, wie die des Markgrafen von Baden, des Fürsten von Fürstenberg, des Grafen von und zu Bodman und des Grafen Douglas.

Im Zuge der Neuordnung von 1974 wurden die alten badischen Forstämter Überlingen und Pfullendorf dem Wuchsgebiet schwäbisches Oberland, das Forstamt Meßkirch der schwäbischen Alb zugeteilt. Sie sind somit auch statistisch aus der früheren Bodenseegegend ausgeschieden. Übriggeblieben sind im südbadischen Raum des Landes die Bodenseeforstämter Stockach, Konstanz, Radolfzell und Engen. Dazu kam neuerdings als Grenz- und Sonderfall das Forstamt Jestetten. Ihre gesamte forstliche Betriebsfläche beträgt 32 141 ha. Sie teilt sich nach Besitzkategorien folgendermaßen auf:

	ha	%
Staatswald	6.180	19
Gemeinde- und sonst.		
Körperschaftsw.	12.833	40
Bundeswald	66	–
<hr/>		
Öffentlicher Waldbesitz zusammen	19.079	59
Privatwald mit eigener evtl. forstlicher Wirtschaftsführung	5.178	16
Privatwald mit eigenem forstlichem Betriebspersonal	3.066	10
Privatwald ohne eigenes forstliches Betriebspersonal	4.818	15
<hr/>		
Privatwaldbesitz zusammen	13.062	41
Gesamtwaldfläche (forstl. Betriebsfläche)	32,141	100 ¹⁾

Auf dieses Gebiet nun, im wesentlichen also auf die Bodenseeumrandung und deren landschaftliches Kernstück, die Halbinsel Bodanrück, wollen wir unsere weitere Betrachtung richten. Dabei soll, besonders im historischen Rückblick, auch die „alte“ Bodenseegegend mit ihren fernerabgelegenen Waldungen nicht völlig außer acht gelassen werden.

Die im Tertiär vorgeformte Landschaft hat während der Würmeiszeit Gestalt und den letzten Schriff erhalten. Nennenswerte alluviale Züge weist sie kaum auf. Hügel und Berge steigen von der Höhe des Seespiegels (396 m ü.d.M.) bis 800 m hoch an. Eine Ausnahme bildet die Ebene der Hegau-Niederung. Molasse, wie die Geologen die tertiären Ablagerungen am Alpenrand nennen, bildet ringsum den Untergrund. Besonders markant tritt sie mit lotrecht abstürzenden Felswänden zwischen Überlingen und Ludwigshafen zutage und gegenüber im Bodmaner Echotal. Die Schlösser von Meersburg und Heiligenberg stehen auf Molasse.



Stadtwald Konstanz, Distr. Schwarzenberg, Grabhügel

Foto: Walter Tilgner, Konstanz

sefelsen. Bodanrück, Schienerberg, Gehrenberg, der Thurgauer Höhenrücken und andere hervorstechende Bergzüge bestehen aus Molasse, häufig von Deckenschotter überlagert. Ortweise durch Terrassen unterbrochene, unruhige Steilhänge, Rutschhalden und tief eingeschnittene Täler charakterisieren hier die Geländeformen. Bekannt sind die ruinengekrönten, malerischen Phonolit- und Basaltkegel Hohentwiel, Hohenhöwen, Hohenstoffel,

Hohenkrähen und andere Wahrzeichen des Hegaus, in Jahrmillionen selbst zu Ruinen gewordene Reste des tertiären Vulkanismus. Das Stockacher Hügelland setzt sich überwiegend aus Molasserücken zusammen, zwischen denen sich im nachfolgenden Diluvium Moränenschutt abgelagert hat. Im Salemer Tal und auf dem südöstlichen, dem Gnadensee zugewandten Teil der Bodan-Halbinsel fallen sanftgeschwungene, ovale, bewaldete Hügel auf:

Drumlins, auch Schweinerücken geheißen. Sie treten meist herdenweise und immer in der ehemaligen Gletscherrichtung auf, von SO nach NW.

Die seenahen Wälder stocken durchweg auf Molasse- und Moräneboden. Zwischen der Jungmoränelandschaft und der westlichen Altmoräne, welche die höheren Lagen im Norden des Gebietes einnimmt, bildet die Ablach eine Grenze. Die Böden sind ihrer Herkunft nach vielgestaltig und weisen naturgemäß in den einzelnen Wuchsbezirken beträchtliche Unterschiede auf. Doch bilden sie im allgemeinen lockere, nährstoffreiche, fruchtbare Substrate. Das ausgeglichene, milde Binnensee-Klima mit einer erstaunlichen Lichtfülle, deren Intensität im Sommer diejenige von Davos übertrifft, begünstigt Gemüsekulturen, Obst- und Weinbau. Es erlaubt im Wald den Anbau aller einheimischen Baumarten und einiger Fremdländer. Das Arboretum auf der Insel Mainau ist weithin bekannt.

Von Bedeutung für den Waldbau ist der Umstand, daß über die Hälfte der Niederschläge, die im Jahresdurchschnitt je nach Exposition und Höhenlage 700–900 mm bringen, in die Vegetationszeit fällt. In den seenächsten, tiefen Lagen werden die geringeren Regenfälle durch erhöhte relative Luftfeuchtigkeit ausgeglichen. An etwa 35 Tagen im Jahr breiten sich überm See und den benachbarten Landstrichen Nebel aus. „Im Winter hont mer de Nebel und im Sommer de B'such“, klagen die Seehasen mit ihrem trockenen Humor.

Die Frühsiedler um den See können nicht allzu tief in die damaligen Urwälder eingedrungen sein. Größere Einbrüche erfolgten erstmals zur Zeit der alemannischen Landnahme. Der alemannische Bauer brauchte offenes Land und das war allein durch Rodung zu gewinnen. Die bis dahin noch weitgehend unberührten Wälder dienten mit ihren vielfältigen Holz- und Nebennutzungsmöglichkeiten dem allgemeinen Gebrauch. Sie waren Weide- und Jagdgebiet, bildeten zugleich aber auch die „marca“, die Grenze zwischen den einzelnen Marktgenossen-

schaften. Beim Landausbau wurden dann, unterstützt und gefördert von den Klöstern, weitere und weit größere Waldflächen durch Brand in Kultur gebracht. Rodungen galten als wohlgefällige Werke. Der nachfolgende Flachs- und Rebanbau brachte Neubruchzinsen.

Nach dem Untergang des alamannischen Herzogtums hatten die fränkischen Herrscher im Hegau ein umfängliches Krongut geschaffen und an sich genommen. Land und Wald bedeuteten Macht! Beispielhaft ist die mit der Siedlungs- und Territorialgeschichte eng verwobene Eigentumsentwicklung der Wälder auf dem Bodanrück, der zum Reichsgut gehört hat. Andernfalls hätte Karl Martell 724 das Inselkloster Reichenau nicht so großzügig mit Dörfern und Wäldern aus dem Fiskus Bodman ausstatten können. Der Klostergründer Abtbischof Pirmin und seine Nachfolger im Amt haben ein halbes Jahrtausend lang den weitaus größten Teil des Bodanrück beherrscht und besessen, bis der deutsche Ritterorden auf den Plan getreten ist. 1272 verzichtete der Abt zugunsten der Weißmüntel auf seine Rechte an der Insel Mainau, an Allmannsdorf, Litzelstetten und Dingelsdorf. Später kam noch Dettingen dazu. Der Burghof, das einsam im Wald bei Wallhausen hoch überm See thronende alte Försterhaus, kündigt von der Zeit der Ordensritter. Die unweit davon in der Waldestiefe verborgene St. Katharina-Schlucht schied einst Mainauisches von Bodman'schem Territorium. Heute bildet sie die Grenze zwischen gräflich Bodman'schen und staatseigenen Forsten.

Wie die Reichenau, so verfügten auch die Klöster St. Gallen, Petershausen, Salem, Öhningen, Schienen und das Frauenkloster St. Katharinental über reiches Waldeigentum im westlichen Bodenseegebiet und darüber hinaus. Das Bistum Konstanz hatte um seinen Herrrensitz im Massiv des Güttinger Waldes Eigentums- und Nutzungsrechte. Zu weiterem wertvollem Waldbesitz entlang des Gnadenseeuferns kamen die Konstanzer Kirchenfürsten, als sie 1540 mit der Inkorporation des Inselklosters Herren der Reichenau geworden waren.



Waldlandschaft Schienerberg bei der Schrozburg

Foto: Dr. R. Jahn

Den meisten dörflichen Gemeinschaften war es gelungen, sich Holz-, Mast- und Weiderechte für immer zu sichern, „ihren“ Wald früh- und rechtzeitig in eigene Hände zu bekommen. Andere dagegen blieben jahrhundertlang in Abhängigkeitsverhältnissen oder waren auf gemeinsame Nutzung angewiesen. Gelegentlich entstanden Gemeindewälder auch durch Schenkung, häufiger hingegen zur Ablösung drückender Lasten, die in Form von Holz- und Nebennutzungen, Streulaub- und Weiderechten auf ehemals geistlichem Besitz ruhten. Nach der Säkularisation suchte sich der junge badische Staat ihrer alsbald zu entledigen. Noch

1872 bekam die Gemeinde Schienen jährlich 50 Wagenladungen „Gnadenlaub“ aus dem Domänenwald.

Mit ihrem Aufblühen haben auch die Städte um den See Waldeigentum erworben, mehrten oder vergeudeten es wieder. Radolfzell ist schon früh als waldbesitzende Ausmärkerin in Erscheinung getreten. Das reizvolle Friedinger Schlößle erinnert daran, daß die Stadt 1539 durch die Belehnung mit Friedingen auch das umliegende Waldland erworben hat. Die Stadt Konstanz, im Gegensatz zu ihren begüterten Bischöfen forstlich ein Habenichtes, kam erst in jüngster Zeit durch die Eingemeindungen von

Wollmatingen 1934 und weiterer Nachbarorte 1974 zu eigenem Waldbesitztum. Überlingen, im 13. Jahrhundert eine der reichsten Städte Oberschwabens, hatte schon immer stolze Wälder. Das zu jener Zeit ins Leben gerufene Spital zum Heiligen Geist in Überlingen war Ende des Mittelalters Grundbesitzer in rund 100 Ortschaften. Noch in der Gegenwart zieht sich der Überlinger Spitalwald durch drei staatliche Forstbezirke hin.

Alte Bergfesten und deren Ruinen, Wasserburgen und Schlösser stehen rings um den See. Zu allen gehörte einst Wald und deshalb spielt, historisch bedingt, der Privatwaldbesitz ehemaliger Standes- und Grundherren im Hegau und Linzgau flächen- und leistungsmäßig eine überragende Rolle.

Die bekannten politischen Ereignisse der napoleonischen Ära an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hatten einschneidende Territorial- und Eigentumsänderungen zur Folge. Im Zug der Säkularisation sind die Reichsstifte Salem und Petershausen aufgelöst worden. Ihre Güter wurden den Markgrafen von Baden als Entschädigung für linksrheinische Gebietsverluste in Frankreich zugesprochen. Die auf nunmehr badischem Hoheitsgebiet am Bodensee, am Hochrhein und in der hinteren Herrschaft Tengen gelegenen Forsten des Hochstifts Konstanz und des Deutschritterordens gingen nebst zahlreichen kleineren und größeren Klosterwäldungen an das junge Kurfürstentum über. Bei diesen Transaktionen mußten auch weltliche Herren Federn lassen. 1811 wurde fürstlich Auersperg'scher Besitz im Hegau vom badischen Domänenärar käuflich erworben. 1812 veräußerte Fürst von Schwarzenberg die ihm nach der Mediatisierung verbliebenen Rechte und Eigengüter am Hochrhein (im späteren Zollausschlußgebiet) an Baden. Turbulente Zeiten! Der Gailinger Staffelwald, Eigentum des Klosters St. Katharinental/Thurgau war 1803 an Österreich gefallen. 1807 kam er zunächst in württembergische, 1810 in badische Hände. 1821 ans Kloster zurückgegeben, wurde der Staffel 40 Jahre später vom badi-

schen Domänenärar erneut käuflich erworben. Was ist nicht alles im Lauf der Geschichte mit unseren Wäldern geschehen! Gekauft, getauscht, als Mitgift, zu Lehen und Afterlehen gegeben, allodisiert, vererbt, verschenkt und verschachert, erstritten und erschlichen sind sie worden. Daß es im 12. Jahrhundert auf der Reichenau Profis in Sachen Grundstücksschwindel und Urkundenfälschung gegeben hat, ist ein offenes Geheimnis.

Zahlreiche Urkunden weisen auf Eigentumsentstehung, Besitzstand und Grenzen hin. Von der **Behandlung** des Waldes ist darin allerdings kaum die Rede. Für unsere Vorfahren war er ein **scheinbar** unerschöpflicher Rohstoffquell. Endlich an der Wende zur Neuzeit tauchen unter dem Druck zunehmender Holzverknapp-

Aus Schirmschlag-Verjüngung hervorgegangener 120j. Buchen-Reinbestand auf dem Bodanrück (Staatswald Konstanz) Foto: Günter Bernhard, Allensbach





St. Katharina-Schlucht, uralte Grenze zwischen gräflich Bodmanschem und ehemals deutschordensritterschaftlichem Waldeigentum.

Foto: Günter Bernhard, Allensdorf

Die ersten Forstordnungen auf. Dabei mag neben der oft zitierten „Angst vor Holznot“ vielleicht auch die in der Renaissance allgemein gewandelte geistige Einstellung zur Natur Pate gestanden sein. Schon 1464 hatte die Wollmatinger Öffnung in einem Abschnitt „von dero Hölzer und Aynungen wegen“ erstmals Pflichten und Rechte der Waldbenutzer schriftlich fixiert. Eine reichenaussische Waldordnung des Abtes Georg von 1519 und die Heiligenberger Forstordnung des Grafen Friedrich von Fürstenberg aus dem Jahre 1615 entsprangen gleichen Sorgen. Alle wandten sich gegen Holzverschwendung und Waldverwüstung. Neben wahllosen, unregelmäßigen, plenterartigen Hieben nutzte man seit dem 16. Jahrhundert die Ausschlagfähigkeit der Laubbäume in einem Gebiet, das vom Standort her für Mittel- und

Niederwaldformen geradezu prädestiniert war. Aus einem Beschrieb der an den Mindelsee angrenzenden hochfürstlich-konstanzer Kameralwäldungen aus dem Jahre 1768 läßt sich unschwer ein Bild vom Waldaufbau jener und der vorausgegangenen Zeit gewinnen. In der Hauschicht, dem Unterholz, dominierten teils Weichhölzer – durchweg stockausschlägige Birken, Weiden, Hasel-, teils Eichen, auf 80% der Fläche aber Buchen. Nur einige spärliche Fichten oder Forlen waren übergehalten. Eine anno 1776 von K. K. Oberjäger Liebherr aus Winterspüren auf Gemarkung Bodman durchgeführte Waldvisitation ergab das gleiche: weder Eichen noch forlenes oder tannenes Bauholz war stehengelassen worden. Wie im Gemeindewald so waren auch im freiherrlichen überall in jungen und älteren Schlägen „wenig oder gar kein Waldrecht (Überhälter) oder Sämlinge (Samenbäume) stehen geblieben“. Die Verantwortung wird dem Waldmeister in die Schuhe geschoben, der sie „stahn zu lassen nicht Leiden“ wollte. Auf diese Weise verringerten sich überall die Holzvorräte und verarmten die Bestände. Daß auch die kriegerischen Ereignisse im ausgehenden 18. Jahrhundert den ohnehin schon ausgepowerten Wäldern schwere Wunden geschlagen haben, läßt sich denken. Vom Wahlwieser Bogental bis hinauf nach Liptingen waren den Waldbesitzern von Freund und Feind, österreichischem und französischem Militär, größte Schäden zugefügt worden. Infolge der Kriegslasten waren die Gemeinden völlig verschuldet. Um ihrer Schuldenlast Herr zu werden, griffen sie nun noch stärker als zuvor in die Waldbestände ein. Es war ein Teufelskreis.

In der Bodenseumrandung, der natürlichen Region des submontanen Buchenwaldes, blieb schließlich die **Rotbuche** der beherrschende Waldbaum. Hier in ihrem Optimum wußte sie sich mit ihrem Schattenertragnis, ihrer Ausschlags- und Verjüngungsfreudigkeit gegen jegliche Konkurrenz durchzusetzen. Ohne Zweifel hat die Buche den Grundstock der Mittelwaldwirtschaft gebildet. Ob diese wirklich je in

ihrer **klassischen** Form betrieben worden ist, bleibe dahingestellt. Die Buche jedenfalls, ehemals bedeutendste Brennholz-, Laubstreu- und Eckerichproduzentin, ist bis zur Stunde ein Charakterbaum der Bodenseelandschaft geblieben. Lediglich auf der trockenen Schotterebene um Singen hatten einmal **Eiche** und **Hainbuche** ihre Stelle eingenommen. Wohl deshalb, weil die Rotbuche im Überfluß vorhanden gewesen ist, findet sie in den alten Forstordnungen kaum Erwähnung. Anders die **Eiche**, der schon immer größte Beachtung geschenkt worden ist. Sie allein genoß besonderen Schutz. Im Unterschied zur Buche mußte sie wegen ihrer Verwendung als Haus-, Brücken-, Torkel- und Schiffbauholz weit größere Dimensionen erreichen. Und das brauchte eben seine Zeit bei ihrem gemächlichen Wachstumsgang. „Ohne Holz kein Wein“, hieß es, – Eichenholz wohlverstanden, das als Werkstoff für Fässer und Bütten unentbehrlich gewesen ist. Rings um Gnaden- und Überlingersee und am Seerhein blühte der Rebbau. Noch inmitten des letzten Jahrhunderts hat die Kellerküferei unglaublich viel Eichenholz verschlungen. Dennoch wurde damit hausgehalten. Daß bis in die Gegenwart Relikte uralter Eichenbestände und mehrhundertjährige markante Einzelbäume erhalten geblieben sind, ist bemerkenswert. Mit ihren weitausladenden Kronen sind diese Baumgestalten die eindrucksvollsten Zeugen vergangener Mittelwaldwirtschaft. Alle anderen Laubbäume, die Aspe, Erle, Birke, Salweide, Esche, Ulme, Linde und Hainbuche, der Ahorn, Hasel und Maßholder, auch Wildobstarten, haben vorwiegend zur Unterholzbestockung der Ausschlagwälder beigetragen.

Die Nadelbäume, von Natur aus in der Minderheit, waren dazu verurteilt, im Laubholzgewirr der Ausschlagwälder unterzugehen. Die **Fichte** (Rottanne), schon vor vielen Jahrhunderten in einem ersten „Vorstoß“ von Oberschwaben her auf der Altmoräne nach Westen vorgedrungen, war späterhin ausschließlich von Menschenhand in der Laubwaldregion am See angesiedelt worden. Mit Gewißheit seit dem

17. Jahrhundert, wenn nicht schon früher. Die **Tanne** (Weißtanne) mag wohl die ihr zusagenden höheren Lagen, Schluchtränder und dergleichen schon immer in geringem Umfang bestockt haben. Gelungene Naturverjüngungen aus letzter Zeit und sehr alte, wüchsige Tannen beweisen freilich, daß sie selbst in den Tieflagen der Seeumrandung vorzüglich gedeiht. Die Erklärung für die Tatsache, daß Fichte und Tanne ausgangs des 18. Jahrhunderts ein Aschenbrödel dasein geführt haben, ist einleuchtend. „Neben einseitiger Auslese und künstlicher Förderung der vom Stock ausschlagenden Laubbaumarten wurden die Nadelbaumarten, wie anhand von Archivalien ausgewiesen werden konnte, ausgemerzt.“⁽²⁾ Ausnahmen bestätigen die Regel: in der Schotterebene auf einem, wie man meinen sollte, eher ungeeigneten Standort, hat sich die Weißtanne seit dem 16. Jahrhundert bis heute behauptet. Sie hat den Distrikten Groß- und Kleintannenwald bei Singen ihre Namen gegeben. Auf armen, trockenen Böden autochthon, hat sich die **Forle** (Kiefer) zäh und stetig weitere Gebiet erobert, obwohl sie „fleißig ausgehauen“ worden ist. In allen Wäldern, egal, wem sie gehörten, herrschten bis zum Inkrafttreten des badischen Forstgesetzes 1834 schonungsloser Vieheintrieb und eine derartige „Bestreuung, daß nicht ein Laub dem Walde verbleibt.“ „Die Waldungen“, steht in einem Ersteinrichtungswerk der späten 30er Jahre des verflossenen Jahrhunderts zu lesen, „sind so ruiniert, daß nichts anderes übrig bleibt, als den größten Teil in Forlenwald umzuwandeln . . .“ Und also hat man die Forle, ihre Pioniereigenschaften nutzend, durch breitwürfige Saaten mit mehr oder minder großem Erfolg in die mißhandelten Buschwälder eingebracht.

Bleibe noch, über die **Lärche** ein Wort zu sagen. Schon bevor es mit den Ausschlagwäldern dem Ende zu gegangen war, zwischen 1780 und 1810, sind in der Umgebung von Salem, Hegne, Schloß Langenstein und auf der höchsten Erhebung des Bodanrückens die ersten Lärchen eingesät worden. Eine weitere Lärchen-Welle



Forstverwaltung Graf Douglas – Prinz zu Fürstenberg, Lärchen-Altholz mit Buchen

Foto: Dr. R. Jahn

überzog vor 120 Jahren das Land. Damit nähern wir uns bereits einem Zeitabschnitt, in dem beim privaten Großwaldbesitz und in den Staatsforsten die Umwandlungen der ehemaligen Mittel- und Niederwälder in schlagweisen Hochwald schon ziemlich weit fortgeschritten waren. In den Domänenwäldungen galt seit den 60er Jahren die Erziehung gemischter Hochwaldbestände als oberster Grundsatz, dem sich schließlich auch die Gemeinden beugten. 1871 sah das Baumartenverhältnis in den Staats- und Korporationswäldungen der Bodenseegegend folgendermaßen aus:

Fichte 31, Tanne 1	= Nadelholz 45%
Forle/Lärche 13	
Buche 45, Eiche 3	= Laubholz 55%

sonst. Laubhölzer 7

Buche und Fichte sollten Hauptholzarten bleiben, da sie „sowohl den Bedürfnissen der Gegend, als den Standortverhältnissen angemessen“ seien. Bis 1897 hatte die Fichte auf Kosten der Buche weitere 5% der Waldfläche erobert. „Aus den Einrichtungswerken ergibt sich, daß die Planung während dieses Zeitraumes die Tendenz des Betriebsvollzugs zu einer verstärkten Einbringung dieser Baumart zu dämpfen versuchte. Man kannte bereits die Nachteile der Fichte, vor allen Dingen ihre Sturmgefährdung . . .“³⁾ Der Sturm ist nun einmal im westlichen Bodenseegebiet der Waldfeind Nummer eins! Trotzdem setzte man weiterhin auf die Fichte – Rendite mit Risiko! –, zumal es mit dem Tannenanbau gehapert hat. Resignierend streckten die Forstleute im wahren Sinne des Wortes vor dem Rehwildverbiß die Waffen. Sie beschränkten sich auf Fichte, Forle und Lärche. Hieraus sind dann die in Fachkreisen als „Bodensee-Mischung“ bekannten, charakteristischen Bestände hervorgegangen: Forle, Fichte, etwas Lärche, dazu reichlich Buche im Unter- und Zwischenstand.

Der allgemein angestrebte, mehr oder minder gleichalterige schlagweise Hochwald hat sich als zweckmäßige Bestandsaufbauform bewährt. Bereits 1810 war der erste „Schirmschlaglerlaß“

erschienen, und über Dezennien hinweg wurde am Bodensee großflächig und großzügig im Schirmschlag verjüngt. Das kam natürlich allein der Buche zugute. Gegen die Jahrhundertwende ging man in den Staats- und Gemeindegewaldungen zur horst- und gruppenweisen Verjüngung im Femelschlag über. Die damit angestrebte Ungleichalterigkeit innerhalb der Bestände ließ sich jedoch unter den gegebenen standörtlichen Bedingungen nicht erzwingen.⁴⁾ Die „Löcherwirtschaft“, wie sie von den Forstleuten am See abschätzig genannt worden ist, riß die Althölzer vorzeitig auf und führte zu den größten Sturmschäden. Sie wurde deshalb alsbald wieder fallen gelassen. An ihre Stelle trat nun die Saumverjüngung, wobei die Hiebe von NO nach SW, der Hauptsturmrichtung entgegen, geführt wurden. Wo ein Altbestand zur Verjüngung untauglich war oder diese mißlang, ist schon immer kahlgehauen und gepflanzt worden. Daß aus solchen künstlichen Nadelholzkulturen in Verbindung mit den von der Natur gratis gelieferten, üppig ankommenden Laubbäumen wirtschaftlich hochwertige und ästhetisch mustergültige Bestände hervorgegangen sind, wird niemand bestreiten. In den öffentlichen Wäldungen durften Buche, Eiche, Fichte und Forle nur dort, wo sie keine Fällungsschäden verursachen konnten, übergehalten, d.h. in die Jungbestände übernommen werden, in die sie alsdann einwachsen sollten. Daß es mit dieser amtlichen Vorschrift nie sonderlich genau genommen worden ist, beweisen die unzähligen stattlichen Forlen-, Lärchen- und Eichenüberhälter, die sich allerorten vorfinden. Im Großprivatwald waren schon immer Überhaltbetrieb und Buchenstarkholzzucht nachhaltig gefördert worden. Eindrucksvolle Bestände sind das Ergebnis.

Wie die Forsteinrichter um 1925 einhellig bestätigten, hatten die Wälder am See zu jener Zeit ein Optimum an Masse und Wert erreicht. Soweit sie der öffentlichen Hand gehörten, waren der stehende Holzvorrat mit durchschnittlich 257 Vfm D je ha und der dGz mit 7,4 fm an einem zuvor nie erreichten Stand angelangt.⁵⁾

Hatte sich die waldbauliche Entwicklung im großen und ganzen stetig aufwärts und in gewollten Bahnen bewegt, so ist sie am Ende des Zweiten Weltkriegs infolge von Naturereignissen höherer Gewalt den Eigentümern und Betreuern der Forsten fast völlig entglitten. Die von verheerenden Stürmen begleitete Borkenkäferkatastrophe 1945–1950 ist als schmerzliches Kapitel in die Forstgeschichte des Landes eingegangen.

Wenn Alb und Schwarzwald im Frühjahr noch unter Eis und Schnee stöhnen, können aus den seenehnen Wäldern angesichts der hierzulande gewöhnlich recht milden Winter Stamm- und Schichthölzer auf gut ausgebauten Waldstraßen zu den Verbrauchsorten abgefahren werden. Manche Verarbeiter, wie die Zellstoffindustrie, sind auf diese jederzeit leicht erreichbare Rohstoffquelle existenzbedingt angewiesen. Andererseits bietet immer wieder vielen Gemeinden der eigene Waldbesitz eine gewisse finanzielle Stütze, sei es als Beitrag zum ordentlichen Haushalt, sei es zur Teilfinanzierung außerordentlicher Investitionsvorhaben. Im Forstwirtschaftsjahr 1976 (1.10.75–30.9.76) haben Staats- und Gemeindeforstbetriebe im Bodenseeraum 98 540 fm Rohholz auf den Markt gebracht, – etwas mehr als der planmäßige ordentliche Jahreshiebsatz beträgt (94 790 fm).

Der Zuwachs ist bei **allen** Baumarten überdurchschnittlich hoch. Tanne und Fichte überflügeln sogar ihre berühmten Schwestern im Schwarzwald. Forle, Lärche und Buche erreichen Spitzenleistungen an Masse und Wert. Wenn es in 120 Jahren, der Lebensspanne einer einzigen Baumgeneration also, gelungen ist, durch Umwandlung größtenteils devastierter Ausschlagwälder in nutzholztüchtigen Hochwald insgesamt gesehen den Zuwachs und damit auch die Nutzung zu verdoppeln, ortweise zu verdreifachen, so erhellt daraus, welche **wirtschaftliche** Wertschätzung dem Wald entgegengebracht worden ist. Man kann nicht umhin, diesen Wert und seine unbedingte Bewahrung auch heute noch in den Vordergrund zu stellen. Ist er doch im Grunde genommen die

treibende Kraft für die Waldpflege und bildet die Voraussetzung für die Waldsubstanzerhaltung schlechthin. Die Waldpflege leistet zugleich einen wichtigen Beitrag zur Gestaltung einer Freizeit-Landschaft von anerkannter überregionaler Bedeutung und zur Sicherung der Sozialfunktion. Auf Schritt und Tritt sind Erholungseinrichtungen jeglicher Art in den Wäldern aller Besitzkategorien anzutreffen: Park-, Rast- und Zeltplätze, Spielwiesen, Lehr- und Sportpfade, Wander- und Reitwege, Wildgehege, ein Golfplatz u. a. m. Mitunter fragt man sich, ob nicht zu viel des Guten getan worden ist. Schon wird von eidgenössischen und deutschen Naturschutzkreisen ein weiträumiger „Naturpark Bodanrück-Schienerberg“ angestrebt, der sich bis in den Kanton Schaffhausen hinein erstrecken soll.

Im Dreieck Singen-Radolfzell-Steißlingen geht es um handfeste wirtschaftliche Interessen. Es ist damit zu rechnen, daß in absehbarer Zeit 500–600 ha Wald vorübergehend oder auf Dauer anderweitigen Nutzungen zugeführt werden, der Kiesgewinnung, der Industrie- und Siedlungsausweitung, dem weiteren Ausbau eines ohnehin schon engmaschigen Verkehrsnetzes. Im Kampf um die geplante Autobahn und deren Trassenführung über den Bodanrück erhitzen sich seit Jahren die Gemüter. Kein Wunder, – stehen doch annähernd $\frac{9}{10}$ der Wälder auf dieser schmalen Landzunge unter Natur- oder Landschaftsschutz.

Insgesamt 3 193 ha nehmen im südbadischen Bodenseeraum die Flächen mit Schutzwaldcharakter ein: Erosions- und Immissionsschutzwälder, Wasserschutzwälder und solche in Naturschutzgebieten. Hier wird die bunte Vielfalt der herkömmlichen Wirtschaftsforsten ergänzt und bereichert durch Waldformen, die ausschließlich ihrem Sonderzweck gemäß behandelt werden oder völlig von der Axt verschont bleiben: urige Schluchtwälder in feucht-dumpfen Tobeln, Baum- und Buschweidenansiedlungen um Toteislöcher, erlenbruchartige Bestockungen in verlandeten Rieden und über allem großflächige Buchen-Laubbaum-Bestände auf abschüssigen

Molasse-Rutschhängen, die kaum eines Menschen Fuß betritt.

Anmerkungen:

¹⁾ Soweit nichts anderes vermerkt, sind die Zahlenangaben dem Forststatistischen Jahrbuch 1976, 24. Jahrgang, herausgegeben vom Bad.-Württ. Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt, entnommen.

²⁾ Otto Josef **Seitschek**, Die Weißtanne im Bodenseegebiet. Forstwissenschaftliche Forschungen, Beiheft zum Forstwissenschaftlichen Zentralblatt Nr. 26/1967 (Verl. Paul Parey Hamburg und Berlin).

³⁾ Eugen **Huber**, Die Auswertung der Forsteinrichtungsstatisitk. Vortrag anlässlich der Jahrestagung der

Arbeitsgemeinschaft für Forsteinrichtung in Bodman 1977.

(Unveröffentlichtes Manuskript, dem Verfasser freundlicherweise zur Verfügung gestellt).

⁴⁾ Der an sich dankenswerte Versuch eines unabhängigen Waldeigentümers, in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg seinen rd. 120 ha großen, vorratsreichen, gleichalterigen Hochwald auf dem Bodanrück gezielt in einen Blenderwald umzuwandeln, mußte aus dem gleichen Grund scheitern. In kürzester Frist hatte die Buche das Feld beherrscht. Die kleinflächigen Nadelholzkulturen waren im Buchenmeer unrettbar verloren.

⁵⁾ Vfm D = Vorratsfestmeter Derbholz.

dGz = durchschnittlicher Gesamtzuwachs. dGz 7,4 bedeutet – auf 100 Jahre bezogen – einen durchschnittlichen jährlichen Gesamtzuwachs von 7,4 fm je ha. – Zahlenangaben nach Eugen **Huber**, a. a. O.

Es gibt viele Banken in Baden-Württemberg, aber nur eine Baden-Württembergische Bank.

Unsere Kunden schätzen die Atmosphäre in unserem Haus. Sie profitieren von unserer Börsenerfahrung und nutzen unsere weltweiten Verbindungen für ihren Außenhandel. Sie legen ihr Geld mit unserem Rat erfolgreich an und investieren zum richtigen Zeitpunkt mit unseren Krediten. Für unsere Kunden sind wir



BW
BANK

nicht irgendeine Bank in Baden-Württemberg. Für sie sind wir „Die Baden-Württembergische Bank“. Und das nicht erst seit gestern. Übrigens: Kennen Sie schon unsere Gold- und Silbermünzen-Abonnements und unsere Aufbau-Goldmünzen-Sammlung für Numismatiker? In Goldmünzen sind wir führend.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK AKTIENGESELLSCHAFT

7000 Stuttgart 1, Kleiner Schloßplatz, Telefon (07 11) 20 94-1 – ehemals Württembergische Bank
7500 Karlsruhe 1, Friedrichsplatz 1-3, Telefon (07 21) 1 40-1 – ehemals Badische Bank
7100 Heilbronn, Allee 11, Telefon (07 1 31) 8 84-1 – ehemals Handelsbank Heilbronn AG

90 Geschäftsstellen im ganzen Land



Konstanzer Rathaus

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

Konstanzer Gastfreundschaft im Spiegel der Geschichte

Schon im Mittelalter straffe Organisation zum Wohle der Besucher

Berthold Schlegel, Konstanz

Schon immer war Konstanz, die alte Reichs- und Handelsstadt an den gesegneten Gestaden des Bodensees wegen ihrer Gastfreundschaft berühmt. Das ist nicht erst in unseren Tagen so, wenn im Laufe der Saison zwischen Mai und Oktober viele zehntausende Erholungssuchende hier ausspannen oder wenn sich in ihren Mauern Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und öffentlichem Leben zu wichtigen Tagungen und Kongressen versammeln. Die vielgepriesene Gastlichkeit hat hier wie manches andere eine gute Tradition, die von den Bürgern als Selbstverständlichkeit und von den Gästen als dankenswert betrachtet wird.

Eine erste Bewährungsprobe für den Konstanzer Fremdenverkehr war vor über 500 Jahren das Konstanzer Konzil (1414–1418), das Kaiser, Päpste, Herzöge und unzählige geistliche und weltliche Würdenträger nach Konstanz brachte. Ihnen gelang es noch einmal, die Einheit der Kirche zu wahren. Um das Wohl der Gäste besorgt, mußte der Rat der Stadt Verordnungen erlassen, um die Lebensmittelversorgung sicherzustellen und jedem Besucher zu annehmbarem Preis ein Bett zu sichern. Ja, es wurde sogar vorgeschrieben, daß in gewissen Zeitabständen vom Gastgeber die Bettwäsche zu wechseln war. Die Bedeutung dieser Verordnungen kann man leicht an der Tatsache abschätzen, daß die damals rund 6000 Seelen zählende Stadt zeitweise mehr Gäste als Bürger innerhalb ihres wehrhaften Mauerrings zählte. Den hohen und niederen Besuchern scheint es schon damals in Konstanz gut gefallen zu haben, wurde ihnen hier doch allerhand Kurzweil

geboten. Dafür sorgten Gaukler, Spielleute und Musiker in großer Zahl – Oswald von Wolkenstein war der wohl berühmteste von ihnen. Der Kaiser hielt prächtig Hof und feierte glanzvolle Feste. Als er abzog, vergaß er freilich, seine Schulden zu bezahlen, so daß die pfiffigen Konstanzer ihm seine Staatsgewänder pfändeten, die er niemals mehr einlöste. Aber er verlieh der Stadt auch wichtige politische und wirtschaftliche Privilegien, die ihre Macht sicherten.

Hundert Jahre später waren die Bräuche schon erheblich strenger. Das weiß uns die Stadtchronik zu berichten. Konstanz war schon im 16. Jahrhundert – vor und während der Reformation – nach dem Verlust der reichsstädtischen Privilegien und der Einbeziehung in die vorderösterreichischen Lande eine Grenzstadt mit allen Freuden und Leiden einer solchen. Der Fremde mußte deshalb nach einer etwa 1525 erlassenen Vorschrift am Tore eidesstattlich versichern, daß er „disselbigen tags oder aber morgen widerum hinweg well“. Außerdem mußte er geloben, daß er mit niemandem etwas Ungutes vornehmen wolle. Er mußte seinen Namen und die voraussichtliche Herberge nennen, alles sorgfältig aufschreiben, was beim Wegfahren wieder ausgestrichen wurde. Die Wachtmeister mußten dann „täglichs herumbligon und die selbigen, die also hinnen plibent, suchen!“ Waffen sollten nicht getragen werden und mehr als fünfzig Fremde wollte man nicht gleichzeitig in der Stadt haben. Die Gäste mußten ferner „an einem offenen Wirt“ zehren und durften ohne Erlaubnis des Rates weder von ei-

nem Bürger beherbergt werden noch sonst sich wohnhaft niederlassen.

Der Rat der Stadt wurde – das entspricht genau der heutigen gastfreundlichen Übung bei Tagungen und Kongressen und hohen Besuchen – von der Ankunft angesehener Persönlichkeiten benachrichtigt, damit er dann „nach seinem guet bedunken“ dem Gast eine oder mehrere

Kannen Wein verehren oder ihn sonst auf gebührende Art begrüßen konnte.

Die Gastfreundschaft war gut, aber sie war straff organisiert, was man heute in der Zeit des Massentourismus nur noch mit einem vergnüglichen Lächeln als eine Reminiszenz aus einer lange verschwundenen Vergangenheit zur Kenntnis nehmen kann.

Herbstsonne

Der Sommer wandert in den Herbst hinüber.

Man weiß es kaum. Die Sonne leuchtet noch.

Der Wind streicht sachte an dem Laub vorüber.

Es zittert leise, denn es spürt ihn doch.

Der Garten rüstet langsam sich zur Feier

Und schwelgt in satten Farben, gold und rot.

Zum Feld hin wird der Blick nun immer freier.

Das Korn stand gut und schirmt uns nun vor Not.

Es sitzt sich gut am Abend vor dem Schlafen

Im letzten Licht der Sonne vor dem Haus.

Blick einmal auf! Die Wolken ziehn zum Hafen

Der Stille hin und ruhen dankbar aus.

Genieße diese Zeit auf deine Weise!

Der Glanz der Sonne, die so milde scheint,

Macht allen Sturm in dir und um dich leise.

Will dir sich schenken und hat dich gemeint.

Hans Bahrs

Die Konstanzer Tracht – ein Stück lebendiger Vergangenheit

Berthold Schlegel, Konstanz

Zu dem aus der Vergangenheit überlieferten Kulturerbe gehört am Bodensee auch die überlieferte Tracht. Natürlich ist es auch hier schon sehr lange nicht mehr so wie in ländlichen Gegenden des Schwarzwaldes oder des Allgäues, wo die Menschen an hohen Festtagen ihre schmucken alten Trachten aus den Kleidertruhen hervorholen und sich stolz darin zeigen.

Trotzdem ist wohl auch jedem Konstanzer die alte Tracht seiner Heimatstadt bekannt. Gemeint ist eben das Festgewand, welches die Bürgerinnen der Bodenseestadt bis zur Wende des 18. Jahrhunderts trugen. Die Erhaltung – oder besser gesagt Wiedererweckung – der Tracht ist in erster Linie der Trachtengruppe „Alt-Konstanz“, und vor allem Emma Einhart,

Junge Konstanzerinnen in ihrer schmucken Tracht

Foto: Heinz Finke, Konstanz





Foto: H. Einke, Konstanz

zu danken, die diese Gruppe vor dreißig Jahren gründete. Bei vielen festlichen Anlässen tritt diese Trachtengruppe heute in Erscheinung. Wer einmal einen Blick in alte Konstanzer Ratsbücher tut, der findet darin das ganze Mittelalter hindurch Kleidervorschriften, die bis ins kleinste Detail gehen. Welche Frau könnte sich heute vorstellen, daß ihr die Länge des Rocks oder die Form der Ärmel, der Höchstwert des getragenen Schmucks oder die Frisur und die Farbe der Schuhe genau behördlich vorgeschrieben werden, wie das bei ihren Geschlechtsgenossinnen des Mittelalters der Fall war. Übertretungen wurden streng geahndet. Auch darüber gibt es schriftliche Überlieferungen. Die Kleidung war eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse und nicht wie in unseren Tagen ein Ausdruck individueller Freiheit. Erst mit der Renaissance, die Wert und Eigenständigkeit der Persönlichkeit propagierte, nimmt die Kleidung im Rahmen der wechselnden Mo-

den ihre eigene Note an. So war es in den Städten, während auf dem Lande dank der konservativen Einstellung der Bevölkerung die angestammte Tracht noch weiterlebte.

Bei den Männern verschwand die Tracht in den Tagen der Französischen Revolution. Die Konstanzer Ratsherren allerdings blieben gleichfalls noch lange konservativ. Sie trugen bis Mitte des vorigen Jahrhunderts bei feierlichen Anlässen Dreispitz, Frack und Kniehosen, ja sogar den Degen. Es muß ein prächtiges und farbenfrohes Bild gewesen sein, wenn damals der Rat aufmarschiert ist. Freilich darf man das Alter der Frauentracht, wie sie in Konstanz zum Begriff wurde, nicht überschätzen. Sie geht kaum weiter als in das 18. Jahrhundert zurück – also in eine Zeit, in der im deutschen Südwesten noch in den Städten Trachten getragen worden sind. Die Tracht war auch beileibe kein einheitliches Gemeinschaftsgewand, welches von allen Frauen getragen wurde, gleich ob sie hohem oder niederem Stand angehörten. Sie ist ganz im Gegenteil eine ausgesprochen patrizische Tracht. Schon rein äußerlich ist das ersichtlich. Die Kosten der Anschaffung einer solchen Tracht waren früher sehr hoch und sie sind es heute noch.

Bei den Trachten aller Bodenseestädte sind die Radhauben ein charakteristisches Merkmal. Jeder Ort legte großen Wert darauf, sich durch die Form dieser Hauben von den anderen sichtbar zu unterscheiden. In Konstanz besitzt diese Haube ein besonders prachtvolles goldenes Geflecht. Charakteristisch ist ferner das echte um den Hals getragene Spitzentuch. Mieder und Rock sind aus schwerem schillerndem Taft gefertigt. Helle Strümpfe und schwarze Halbschuhe ergänzen die Tracht. Zu ihr werden auch alter Schmuck und Handtaschen mit Bügeln und kostbarer Goldschmiedearbeit getragen. Als Frisur sind lange Zöpfe erwünscht. Mindestens so interessant wie die Geschichte der Konstanzer Tracht ist auch jene ihrer Wiedererweckung. Bis vor etwa 50 Jahren war diese Tracht nämlich fast völlig vergessen. Die Anregung zu ihrer Neubelebung ging von dem

alemannischen Dichter Hermann Erich Busse, dem einstigen Schriftleiter und Geschäftsführer des Landesverbandes Badische Heimat, aus. Er hat den Wert dieses Kulturerbes erkannt und setzte sich mit Wort und Schrift für seine Pflege und Erhaltung ein. Seine Anregungen fielen auf fruchtbaren Boden. Emma Einhart, eine geborene Stuttgarterin, die seit früher Jugend in Konstanz lebte, griff den Gedanken mit großem Eifer auf und gründete die Trachtengruppe „Alt-Konstanz“. Die Tracht selbst allerdings, die kaum noch einer kannte, mußte völlig rekonstruiert werden.

Zum Glück besaß das Konstanzer Rosgarten-Museum unter seinen historischen Schätzen nicht nur eine Anzahl goldener Radhauben, sondern auch ein vollständig erhaltenes Kostüm aus dem 18. Jahrhundert. Es wurde so zum Vorbild für die uns heute bekannte Tracht.

Diese bildet eine Erinnerung an ein stolzes Stadtbürgertum mit seiner Freude an Prunk und Pracht. Niemand möchte darum die historische Trachtengruppe missen, brachte sie doch Farbe schon in so manches Fest. Sie hat es verstanden, eine Brücke zu schlagen von der Gegenwart in eine Zeit, in der sich der Bürgersinn auch noch in der Kleidung dokumentierte.

Eine Tracht ist aber trotz ihrer Verwurzelung in der Vergangenheit keine tote Sache. Sie lebt mit den Generationen, die sie in Ehren halten. Trotz aller Tradition muß es auch hier ein „Mit-der-Zeit-Gehen“ geben, um jeden antiquierten Anstrich zu vermeiden und um vor allem der wichtigsten Aufgabe gerecht zu werden: die Jugend immer neu zu gewinnen. Ohne sie müßte die Tracht vielleicht in hundert Jahren wieder im Museum entdeckt werden.



Konstanz

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

Im Dobel dunne

*wo alls sich vekroche hot
im Dunkle dief
und fascht kon Schnuuser
duet us Angscht*

*wo de Wind stoh-
blibe ischt und nint
sich muckt*

*und jeder Wäg
schwarz ischt und leer*

*und nu e Bächle
vor sich animuulet
ohne Obre und blind*

*e Nachtigall
singt
singt ganz elloonig
stundelang durch d Nacht*

*singt
wie wenn nu si
und koner suscht wißt
daß wider Dag werre
moß.*

Bruno Epple

Vom Rebhut und Dichtersitz zum Naturschutzgebiet und Sportkurzentrum

Aus der wechselvollen Geschichte der Halbinsel Mettnau bei Radolfzell

Franz Götz, Radolfzell / Singen (Hohentwiel)

Vor hundert Jahren wurde die Mettnau der literarisch interessierten Öffentlichkeit bekannt, weil der Dichter Joseph Viktor von Scheffel 1876 ein auf dieser Radolfzeller Halbinsel gelegenes, über 80 ha großes Landgut gekauft hatte und das dort stehende, ehemals städtische Rebhaus zu einem Schloßchen umbauen ließ.

Heute ist die Zahl derer, denen die Mettnau bekannt ist, erheblich größer als zu Scheffels Zeiten; denn seit 20 Jahren konnten viele tausend Menschen die Segnungen der „Mettnau-Kur“ genießen. Die Radolfzeller Bewegungstherapie unter dem Motto „Heilung durch Bewegung“ ist zu einem medizinischen Qualitätsbegriff geworden und hat dem guten alten Namen der Stadt Radolfzell neuen Glanz verliehen.

Östlich der Mettnau-Kuranlagen liegt ein seit 1930 unter Naturschutz gestelltes „urweltlich schönes Eiland“, ein unberührtes Pflanzen- und Vogelparadies, unberührt wie in den Tagen, als Bischof Radolf von Verona 826 am Ufer des Untersees seine Zelle erbaute, neben der sich später die Stadt Radolfzell entwickelt hat.

Lage, Name, Frühbesiedlung

Die Mettnau ist eine sich von Radolfzell knapp 3,5 km in südöstlicher Richtung erstreckende, bis zu 800 m breite Halbinsel. Sie ragt weit in den blanken Spiegel des Untersees hinein, trennt den Markelfinger Winkel vom Zeller See und weist wie ein langer Finger auf die von der äußersten Mettnauspitze nur wenig mehr als 2 km entfernte Insel Reichenau.

Der westlichste, stadtnahe Teil der Mettnau, der früher „auf dem Hardt“ genannt wurde, ist größtenteils bebaut. Hier finden wir neben Sportplätzen und der Seebadeanstalt das städt. Krankenhaus, die Kurklinik, Sanatorien, Kurpensionen, die Mettnauschule und eine Vielzahl ruhig gelegener moderner Wohnhäuser.

Ausgedehnte, erst vor kurzem vollendete Parkanlagen stellen die Verbindung zum Kurzentrum in der Mitte der Halbinsel, der eigentlichen Mettnau, her. Das Scheffelschloßchen, in dem die Kurverwaltung untergebracht ist, steht im Mittelpunkt einer Gebäudegruppe: Kurmittelhaus, Kursanatorium, Liegehallen, Strandkaffee und Strandbad.

Das Naturschutzgebiet flankiert das Kurgelände und umfaßt zusätzlich den östlichsten, Hagnau genannten Teil der Mettnau. Es ist durch einen Weg und zwei Aussichtstürme erschlossen.

Für den Namen Mettnau gibt es mehrere Erklärungsversuche. Am plausibelsten erscheint die Deutung, die Mettnau sei die „mittlere Au“, d. h. die Au, die in der Mitte zwischen den beiden westlichen Buchten des Untersees oder in der Mitte zwischen der Halbinsel Höri und dem Ufer bei Markelfingen oder in der Mitte zwischen Hardt und Hagnau liegt.¹⁾

Vielleicht bezieht sich der Name Mettnau jedoch auf den wiesen- und mattenreichen Teil der Halbinsel und bedeutet demnach „Mattenau“.

Möglich wäre auch, daß in der Bezeichnung Mettnau der Personennamen *Matto*, bzw. *Metto* steckt.²⁾ Paul Albert und Herbert Berner³⁾



Karte mit der Halbinsel Mettnau

bringen diesen Mettnauer, „Ureinwohner“ namens Matto oder Metto in Verbindung mit der Überlieferung des Reichenauer Chronisten Gallus Öhem, der ein Haus auf der Mettnau erwähnt, „genannt des mans hus“. In diesem Haus, das an der Stelle gestanden haben könnte, an der sich jetzt das Scheffelschloßchen erhebt, soll nach Gallus Öhem der hl. Wolfgang geboren worden sein:

„Anno 972 ist sant Wolfgang, ain Graf von Ridenfels nit wit von Schwäbisch-Werd, bischof zu Regenspurg worden, etlich an unserm land sagent, in ainer ow, Mettnow genant, lit ob Ratolffzell gegen der Richenow zu an dem see, in ainem hus, genant des mans hus, geboren und

darnach, als er zu sinen tagen komet, sig er ain münch in der genanten Ow worden . . .“⁽⁴⁾

Wenn auch der hl. Wolfgang wohl nicht auf der Mettnau, sondern vermutlich in Pfullingen geboren wurde, so haben die Radolfzeller doch diesen Bischof von Regensburg (972–994), der im Kloster Reichenau ausgebildet worden war, in hohen Ehren gehalten. Ihm errichteten sie eine Kapelle auf der Mettnau. Sie stand dort, wo man später das sog. „Urkundenhäuschen“ aufgestellt hat, und wurde 1784 wegen Baufälligkeit abgebrochen.

Die legendenhafte Überlieferung um „des mans hus“ auf der Mettnau läßt immerhin zweierlei deutlich werden: Die Radolfzeller Halbinsel

war schon sehr früh besiedelt und sie gehörte seit der Gründung der Abtei Reichenau (724) zu den Besitzungen dieses Klosters.

Die frühe Besiedlung der Mettnau wurde durch Bodenfunde bestätigt. 1929 hat man Reste mesolithischer Wohnplätze entdeckt und dies dann zum Anlaß genommen, 1938 auf der

Mettnau eine Siedlung der Mittleren und einen Bauernhof der Jüngeren Steinzeit zu rekonstruieren. Die Steinzeithütten des Freilichtmuseums Mettnau sind nach dem Zweiten Weltkrieg teils abgebrannt, teils zerfallen. Was von der Siedlung in den Jahren 1954/55 noch stand, wurde abgebrochen und beseitigt.⁵⁾

Blick auf Radolfzell und die Halbinsel Mettnau. Im Hintergrund die Insel Reichenau.

Bild: Albrecht Brugger, Stuttgart

Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg No. 2/22900





Bodensee/Untersee

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

Radolfzeller Bürger und die Stadt im Besitz der Mettnau

Wie das Gelände, auf dem Bischof Radolf 826 seine Zelle erbaute und im Jahr 1100 der Reichenauer Abt Ulrich II. von Dapfen mit Genehmigung Kaiser Heinrichs IV. einen Markt errichtete,⁶⁾ gehörte auch die Halbinsel Mett-

nau zur Grundherrschaft des Klosters Reichenau. Die Äbte ließen die landwirtschaftlichen Nutzflächen zunächst von ihrem Radolfzeller Kelnhof aus bewirtschaften und gaben später die Ländereien als Lehengüter an Radolfzeller Bürger, bzw. an die Stadt Radolfzell selbst.

Vom 14. Jhd. bis zum Jahr 1509 lassen sich in Radolfzell Bürger nachweisen, die sich nach der

Mettnau „Mettnower“ nannten, wo sie wohl zunächst als Reichenauer Lehensleute saßen, ehe sie in der Stadt als Chorherren, als Bruderschaftsmitglieder oder als Ammänner ihre Spuren in den Archiven hinterlassen haben.⁷⁾

Nach einem Radolfzeller Steuerbuchauszug vom Jahre 1440 war ein Teil der Mettnau schon damals freies Eigentum der Stadt und wurde offenbar vorwiegend als Weideland genutzt. Die beiden anderen Teile waren Lehen der Abtei Reichenau, bzw. ab 1540 des Bischofs von Konstanz.⁸⁾

Am 23. Februar 1483 verkaufte Synesius Rosenburg, der Inhaber eines der beiden Reichenauer Lehengüter auf der Mettnau, seinen Anteil mit Haus, Hof und Hofreite, Wein-, Kraut- und Baumgarten, Reben und Ländern, Wunn und Weide, Weg und Steg und aller Gerechtigkeit dem Junker Gerolt Vogt von Radolfzell. Das andere Reichenauer Lehengut auf der Mettnau besaß zu jener Zeit bereits dessen Vetter Rudolf Vogt.⁹⁾

Die Vogt, die ursprünglich Dietrich hießen, waren eine bedeutende Radolfzeller Patrizierfamilie, stifteten 1420 die Vogtspründe am Dreifaltigkeitssaltar im Münster zu Radolfzell, besetzten in Radolfzell wiederholt die Posten des Vogtes (so wurde aus der Amtsbezeichnung der Geschlechtsname), des Ammanns und des Bürgermeisters, erwarben sich einen ansehnlichen Besitz, waren auch in der Stadt Konstanz Ratsmitglieder und zählten im 16. Jhd. zum landsässigen Adel. Die Familie ist Ende des 16. Jhdts. im Mannesstamm erloschen.¹⁰⁾

Rudolf Vogt und Gerolts Ehefrau Margarethe sowie deren 6 Kinder bekamen nach Gerolts Tod mit der Bürgerschaft von Radolfzell Schwierigkeiten wegen der Weiderechtigkeit auf der Mettnau, und zwar auf dem Giessen, d.h. dem Überschwemmungen ausgesetzten Teil der Halbinsel, und auf der Hagnau, dem mit Hecken und Büschen bewachsenen äußersten Ende der Landzunge. Bürgermeister und Rat der Stadt Radolfzell haben sich am 18. Juni 1504 mit ihren Kontrahenten dahingehend geeinigt, „daß von den beiden vögtischen Gütern

nur je 8, zusammen also stets nur 16 Stück Vieh zu der städtischen Weide auf dem Giessen und der Hagnau zuzulassen seien, mit Ausnahme der Zeit des Bannes, d.i. von Kreuzerfindung (3. Mai) bis Kreuzerhöhung (14. September), in der auch der städtische Hirte nicht zur Weide treibt.“¹¹⁾

Rudolf Vogt und seine Frau Anna von Wellenberg verkauften ihr Mettnaugut (Haus, Hofreite, Reb- und Baumgarten, Wiesen, Wunn und Weide, Gräben und einen kleinen Weiher) zwischen 1504 und 1516 an den Radolfzeller Bürger Sebastian Rümelin. Von diesem erwarb die Stadt Radolfzell das Gut am 27. November 1516 um 720 Gulden. Am 20. Mai 1527 kaufte dann die Stadt Radolfzell auch noch das andere private Mettnaugut vom stark verschuldeten jungen Gerolt Vogt um die Summe von 1010 Gulden.¹²⁾

Die Stadt Radolfzell alleinige Besitzerin der Mettnau

Seitdem war die ganze Mettnau mit allem Zubehör und der Niedergerichtsbarkeit ununterbrochen und ungeteilt, wenn auch nicht unumstritten, bis 1871 im Besitz der Stadt Radolfzell. Lehensherr über die 1516 und 1527 erworbenen Teile der Mettnau blieb jedoch von 1540 bis 1803 der Bischof von Konstanz als Nachfolger des Reichenauer Abtes.¹³⁾

Zunächst galt es, die durch den Bauernkrieg entstandenen Schäden zu beheben; denn bei der sechswöchigen vergeblichen Belagerung der Stadt Radolfzell durch die Bauern im Frühjahr 1525 wurde mit dem übrigen direkt an die Stadt anstoßenden Gelände auch die Mettnau derart verwüstet, daß die von Junker Gerolt Vogt für sein Mettnaugut beanspruchte Entschädigungssumme fast den von der Stadt 1527 bezahlten Kaufpreis erreichte.¹⁴⁾

Die äußere Instandsetzung der städtischen Besitzungen auf der Mettnau folgte der Sicherung des rechtlichen Besitzstandes der Stadt; denn in den Jahren 1511 und 1517 waren Rechtsstreitigkeiten mit den Beamten der österreichischen

Landgrafschaft Nellenburg in Stockach dahingehend entschieden worden, daß Radolfzell die Niedergerichtsbarkeit über die ganze Halbinsel Mettnau behalten durfte, während die hochgerichtliche Obrigkeit über die eigentliche Mettnau und über die Hagnau der Landgrafschaft Nellenburg zugestanden wurde.¹⁵⁾ Lediglich über den zum Stadtbezirk zählenden, als Hardt bezeichneten westlichen Teil der Halbinsel durfte die Stadt Radolfzell die Vogteigewalt und die damit verbundene hohe Gerichtsbarkeit ausüben.

Nachdem die Zwistigkeiten mit Nellenburg 1610 noch einmal ausgebrochen waren, aber bald endgültig bereinigt werden konnten, trat in der Person des Bischofs von Konstanz, des Rechtsnachfolgers des Reichenauer Abtes und Lehensherrn über Teile der Mettnau, ein neuer Gegner der Stadt Radolfzell auf den Plan. Der Konstanzer Bischof machte nämlich neben seinen unbestrittenen Rechten als Lehensherr über Teile der Mettnau auch Gerichts-, Forst- und Jagdrechte geltend und hätte am liebsten die Halbinsel seinem in unmittelbarer Nachbarschaft, nämlich in Markelfingen, beginnenden Territorium einverleibt. Nach vierjährigem, hartnäckig geführtem Juristenstreit (1612–1616), ausgelöst durch das Setzen neuer Marksteine ohne Hinzuziehung bischöflicher Beamter, zog schließlich der Bischof den kürzeren: Niedergerichtsbarkeit und Jagdrecht auf dem Hardt, der Mettnau und der Hagnau verließen bei der Stadt Radolfzell.¹⁶⁾

Ihre beharrlich verteidigten Rechtsansprüche und Besitzungen wurden zwar auch danach noch verschiedentlich angefochten, eine ernsthafte Gefahr, auf der Mettnau dem Bischof von Konstanz nachgeben zu müssen, bestand jedoch nicht mehr. Die Stadt konnte die zwar mitunter von Überschwemmungen heimgesucht, aber gleichwohl ertragreiche Halbinsel wirtschaftlich nutzen. Da gab es Rebhänge, die Wein lieferten, Matten, die Futter und Streu abwarfen, und es gab Kleinwild und jagdbare Vögel, die nun eben in den Töpfen der Radolfzeller landeten oder auf dem Radolfzeller Markt

verkauft wurden und nicht die bischöfliche Tafel in Meersburg bereicherten!

Das städtische Mettnaugut, das den mittleren und östlichen Teil der Halbinsel umfaßte, wurde zur landwirtschaftlichen Nutzung verpachtet, zunächst an zwei, ab 1842 an einen Landwirt. Die Pächter trieben vorwiegend Rebbau und hielten, um den hierfür erforderlichen Dünger zu bekommen, das nötige Vieh.¹⁷⁾ Die Aufsicht über das Mettnaugut führte der Bürgermeister. Die regelmäßige Visitation der Reben war Sache des Stadtrates und der „Beschauer“.

Die Lehenshoheit über die ehemals reichenauischen, dann bischöflich konstanzer Mettnauteile ging 1803 an Baden über, das nochmals 1816 in althergebrachter Weise einen von Großherzog Karl ausgestellten Lehenbrief den Vertretern der Stadt Radolfzell aushändigen ließ.¹⁸⁾ Durch einen „Lehensaukaufsvertrag“ vom 3. Februar 1830 wurde schließlich das Mettnau-Lehen allodifiziert, d. h. es ging gegen eine Ablösesumme in Höhe von 6 Gulden 1 Kreuzer in das volle Eigentum der Stadt Radolfzell über.¹⁹⁾

Das Interesse der Radolfzeller Rats- und Bürgerschaft am städtischen Rebgut Mettnau war in jenen Jahren allerdings merklich gesunken. Lange vorbei waren die Zeiten, als man die städtischen Rechte an der Mettnau gegenüber den Ansprüchen des Konstanzer Bischofs „mit Gut und Blut“ verteidigen wollte.²⁰⁾ Das war im Jahr 1612. Jetzt, anno 1822 und anno 1829, beabsichtigte man, das ganze Mettnauanwesen, das sich angeblich nicht mehr rentierte, zu verkaufen.²¹⁾ 1822 überzeugte jedoch der damalige Bürgermeister die Bürgerschaft von der Notwendigkeit, die Mettnau als städtische Grundstücksreserve, gewissermaßen als „Notpfennig“, wie es in den Akten heißt, zu erhalten. 1827 beschloß dann die Radolfzeller Bürgerversammlung den von Bürgermeister Anton Spachholz betriebenen Mettnau-Verkauf einstimmig, doch hat sich für das 1828 auf 8000 Gulden geschätzte und 1829 zur Verstei-



Blick vom Markelfinger Ufer auf Mettnauspitze, Halbinsel Höri und den Thurgauer Seerücken.

Foto: Liedl, Radolfzell

gerung ausgeschriebene Objekt kein Käufer gefunden.

Zum städtischen Rebgut Mettnau gehörten nach einer Aufstellung vom 25. Juli 1829 folgende Liegenschaften: a) ein zweistöckiges Rebhaus mit doppelter Wohnung, Scheuer und Stallung, b) ein Torkelgebäude mit anstoßender Stallung, c) 7½ Jauchert Reben, d) 9½ Jauchert Äcker und Wiesen, e) 16 Jauchert Stockwiesen, f) 40 Jauchert Burstwiesen und g) 80 Jauchert Riedwiesen.

In den folgenden Jahren wurde der Weinbau auf der Mettnau wieder zu einem gewinnbringenden städtischen Unternehmen. In den 12 Jahren von 1830 bis 1842 betrug nämlich der Reinertrag 6320 Gulden und 25 Kreuzer; das entspricht einem Jahresdurchschnitt von 510 Gulden und 12½ Kreuzern.²²⁾

Am 1. März 1857 beschloß der Stadtrat den „Neubau eines besonders stehenden Wohn-

hauses und die bauliche Regulierung des Ökonomiegebäudes auf der Mettnau“.²³⁾ Dieser Beschluß wurde unverzüglich realisiert, so daß 1858 neue Wohn- und Ökonomiegebäude auf dem Rebgut Mettnau standen.²⁴⁾

Der Dichter Joseph Viktor von Scheffel „Herr auf Mettnau“

Schon 1871 hatte ein erneuter Versuch, das städtische Mettnaugut zu verkaufen, zum Ziel geführt. Auf Anraten eines einflußreichen Radolfzellers, des Apothekers, Weinhändlers, Stadtrats und Landtagsabgeordneten Karl Müller, hat dessen Kollege im badischen Landtag, der frühere Bürgermeister Franz Conrad von Bühl, am 2. Juli 1871 um 19100 Gulden das 223 badische Morgen große Anwesen von der Stadt Radolfzell abgekauft.²⁵⁾ Fünf Jahre später ein erneuter Besitzwechsel: Als Käufer trat nun



Das Scheffelschlösschen auf der Mettnau, heute Sitz der Kurverwaltung.

Foto: Widder. Radolfzell

der Dichter Joseph Viktor von Scheffel auf. Dieser hatte bereits 1871 durch Vermittlung seines Stuttgarter Verlegers Bonz, der regelmäßig in Radolfzell Ferien machte, ein Stück Gartenland an der Seehalde auf dem stadtnahen Teil der Mettnau gekauft und dort 1872/74 durch den Karlsruher Baumeister Durm eine Villa erbauen lassen (heute Staatl. Forstamt, Scheffelstraße 14). Am 3. November 1876 erwarb Scheffel von Franz Conrad um die Summe von 32000 Gulden (ca. 55 000 Mark) das Mettnaugut, das aus folgenden Liegenschaften bestand:

einem zweistöckigen Wohnhaus, einem Ökonomiegebäude mit Keller und Waschküche und einem Badehäuschen sowie Reben, Äckern, Wiesen, Streuwiesen und sog. Vorland, zusammen 223 Morgen oder 80 ha 28 ar.²⁶⁾

„Der zum Ökonom übergegangene Dichter“, schreibt Joseph Stöckle, „entfaltete bald eine rege Tätigkeit, die seither ziemlich vernachlässigte Mettnau zu dem umzuschaffen, was sie jetzt ist. Die Radolfzeller, die auf ihren neuen Mitbürger einen Stolz hatten, halfen kräftigst mit.“²⁷⁾

Zum 50. Geburtstag verlieh die Stadt Radolfzell dem gefeierten Poeten das Ehrenbürgerrecht, seine Villa Seehalde wurde an die städtische Wasserleitung angeschlossen und der Weg zur Mettnau höhergelegt, so daß der Dichter bei Überschwemmungen nicht mehr vom Festland abgeschnitten war.

1878/79 ließ Scheffel das Wohnhaus der früheren Rebgutspächter auf der Mettnau umgestalten und durch einen stattlichen Eckturm ergänzen. Die vom Berliner Architekten von Großheim geplante Dichterklausur erhielt dadurch den Charakter eines kleinen Schlosses.²⁸⁾ Als „Scheffelschlößchen“ wird das Gebäude bis heute bezeichnet.

In seiner Radolfzeller Villa Seehalde und auf der Mettnau hatte der „Meister Josephus vom düren Ast“, wie sich Scheffel in späteren Jahren gelegentlich selbst nannte, „einen stillen und sicheren Ankergrund für die letzte Phase seines Erdenwallens gefunden.“²⁹⁾ In seinem Mettnauschlößchen wohnte der Dichter vorwiegend während der Sommermonate, „widmete sich dem Rebbau, der Jagd und der Fischerei und verbrachte die Zeit mit Ausflügen und gastfreundlicher Geselligkeit“.³⁰⁾ Unter den jüngeren Freunden des „Einsiedlers am See“ war vor allem Anton von Werner, der Illustrator von Scheffels Werken, ein immer gern gesehener Gast.

Dem zum „Landmann“ gewordenen Dichter, dem es Spaß machte, zu gärteln, zu pflanzen, Obstbäume zu schneiden, Wein abzulassen und im Hause zu rumoren, ging ein Gutspächter zur Hand, und der Hauptlehrer Johann Schönenberger, der schon beim Kauf der Mettnau die Verhandlungen führte, war als Scheffels Radolfzeller Verwalter und Bevollmächtigter tätig, wenn der Meister in Karlsruhe weilte.

Große literarische Werke hat Scheffel als „Herr auf Mettnau“ allerdings nicht mehr geschaffen. Die schöpferischen fünfziger und sechziger Jahre waren vorbei. „Der Traum von einem neuen Blütenfrühling des entlaubten Stammes dichterischer Schöpferkraft hat sich an den Ufern des Untersees, auf eigenem Grund und

Boden, nur in bescheidenem Maße erfüllt“.³¹⁾

Nicht nur die versiegende Dichterkraft, sondern auch harte Schicksalsschläge und ein zermürbender Streit mit den Reichenauer Fischern, die vornehmlich bei Hochwasser in Scheffels „Hoheitsgebiet“ eindrangen, verdüsterten mitunter seinen Alltag.³²⁾ Nicht ganz zehn Jahre nach dem Erwerb der Mettnau ist Joseph Viktor von Scheffel am 9. April 1886 als Sechzigjähriger in Karlsruhe gestorben.

Auf Umwegen wieder im Besitz der Stadt

Vierzig Jahre lang ging nun das Landgut auf der Mettnau in oft raschem Wechsel von Hand zu Hand, bis es schließlich der Stadt Radolfzell 1926 gelang, wieder Eigentümerin der Mettnau zu werden.

Fünf Jahre nach des Vaters Tod hat der damals 24jährige Sohn und Erbe des Dichters, Lieutenant Viktor Karolus Albertus Josef von Scheffel, das Mettnaugut am 16. Juni 1891 an Walther Bauendahl, Regierungsreferendar aus Kreuznach, verkauft.³³⁾ Als weitere Eigentümer der Mettnau sind im Radolfzeller Grundbuch eingetragen:³⁴⁾

Erwin Rickmers, Gutsbesitzer aus Bremen (1898–1901), dessen Bruder Willy Rickmers, Privatgelehrter und Forschungsreisender aus Bremen (1901–1909), Dr. Oskar Brugger, Augenarzt in Konstanz (1909–1917), Dr. Paul Wangemann, Diplomingenieur und Patentanwalt in Berlin (1917–1920), Max Julius Hauschild, Fabrikbesitzer in Grünberg, bzw. in Hohenfichte in Sachsen (1920–1926).

Als im Sommer 1925 bekannt wurde, daß Hauschild beabsichtige, die Mettnau zu verkaufen, bekundete die Stadt Radolfzell Interesse, diesen rund 50 Jahre zuvor von ihr veräußerten Besitz wieder zu erwerben. Die Kaufverhandlungen mit dem Eigentümer und seinem Konstanzer Makler zogen sich ein Jahr lang, vom Oktober 1925 bis Oktober 1926, hin. Nachdem anfangs ein Kaufpreis zwischen 150 000 Mark und 130 000 Mark verlangt, aber von der Stadt

nicht akzeptiert worden war, einigte man sich schließlich auf eine Kaufsumme in Höhe von 95 000 Mark plus 5000 Mark Maklergebühren. Der Kaufvertrag über das mittlerweile 88 ha 65 ar und 81 qm große Objekt, einschließlich der darauf stehenden Gebäude, wurde am 20. Oktober 1926 abgeschlossen. Der Bürgerausschuß stimmte dem Kauf zwei Tage später, am 22. Oktober 1926, zu.³⁵⁾

Der Rückkauf des Mettnaugutes durch die Stadt im Jahre 1926 war eine mutige, zukunftsweisende Tat, für die den damals verantwortlichen Stadtvätern ein hohes Lob gebührt, allen voran dem Radolfzeller Bürgermeister Otto Blesch und seinem Stellvertreter Albert Schroff, der das Mettnau-Geschäft ganz besonders betrieben zu haben scheint. Mut gehörte tatsächlich dazu, 1926 das „urzellerische Besitztum Mettnau“ wieder zu erwerben. Denn neben dem Kaufpreis mußten erhebliche Aufwendungen gemacht werden, um den zum Zeitpunkt des Rückkaufs ziemlich verlotterten Besitz vor weiterem Verfall zu bewahren und ihn in ordentlichen Zustand zu versetzen. Durch den Wegzug des „unheimlich reichen Hauschild“ – so Bürgermeister Blesch – entfiel der Stadt überdies eine jährliche Steuereinnahme von rund 4000 Mark. Aber die Radolfzeller stellten diese wirtschaftlichen Bedenken zurück. Nach Bleschs Worten waren sie froh, „die Mettnau aus den Händen des landfremden Industrieritertums herausnehmen und der Allgemeinheit wieder zugänglich machen zu können.“³⁶⁾

Freizeit- und Erholungsraum Mettnau

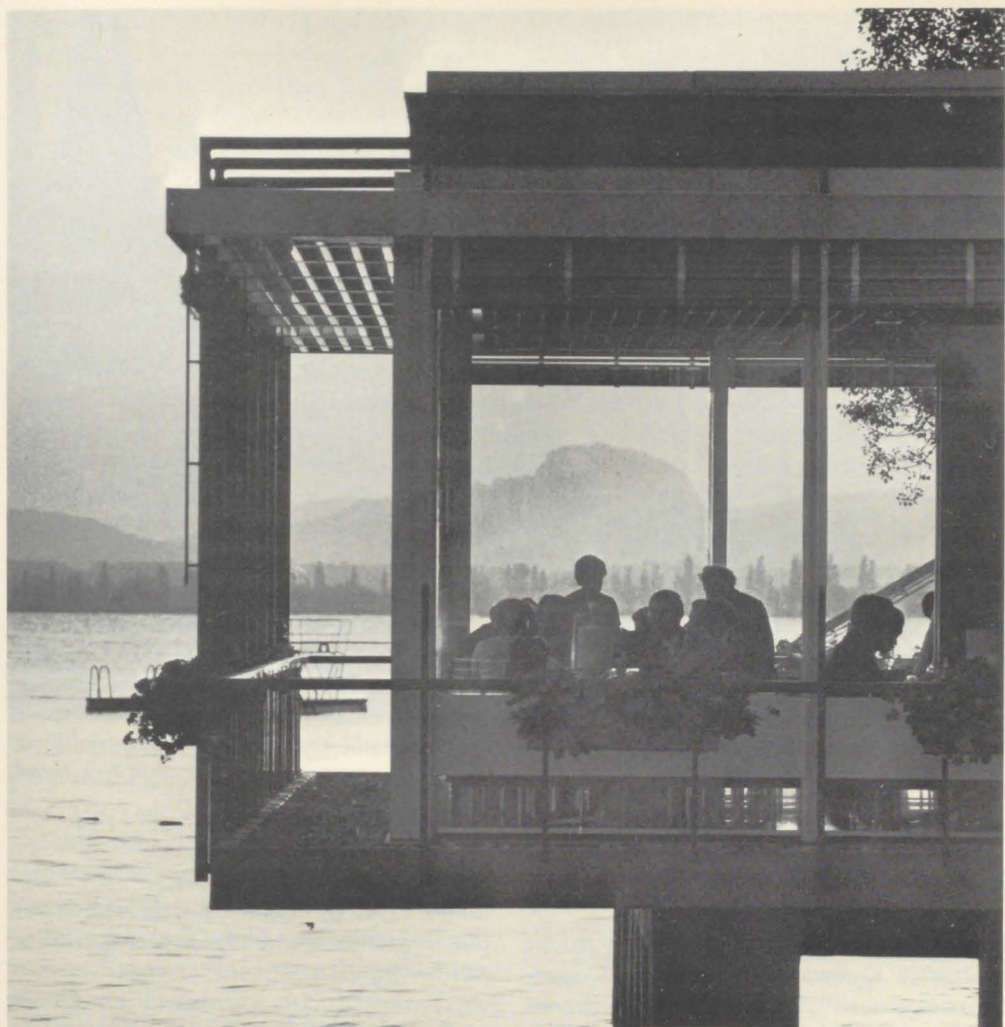
Nachdem schließlich am 30. April 1927 vom Vorbesitzer die Schlüssel für das Scheffelschloßchen dem Vertreter der Stadt Radolfzell ausgehändigt worden waren, ging man zielstrebig daran, die Mettnau in einen Freizeit- und Erholungsraum für Einheimische und Gäste umzuwandeln.

Der Deutsche Scheffelbund e.V. in Karlsruhe richtete im Erdgeschoß des Herrenhauses auf

der Mettnau ein Scheffelmuseum ein, das im Juli 1928 fertiggestellt war, 1951 wiedereröffnet wurde und 1956 durch ein Heimatmuseum im 2. Stock des Gebäudes erweitert werden konnte. Leider mußten beide Museen 1966 den Erfordernissen der Mettnaukur weichen. Für die seither in Magazinräumen aufbewahrten Ausstellungstücke hat sich bedauerlicherweise bis heute kein neues Museumsgebäude gefunden, in dem die an die Geschichte der Stadt Radolfzell und an den Radolfzeller Ehrenbürger Joseph Viktor von Scheffel erinnernden Kostbarkeiten interessierten Besuchern wieder gezeigt werden könnten.

Neben dem Scheffelbund zog 1928 auch die Süddeutsche Vogelwarte e.V. Stuttgart, die schon zuvor regelmäßige ornithologische Beobachtungen auf der Mettnau durchführte, mit einer vogelkundlichen Sammlung in das Scheffelschloßchen und mit weiteren Einrichtungen in das 2. Obergeschoß des Verwaltergebäudes auf der Mettnau ein.³⁷⁾ Die Station Mettnau der Süddeutschen Vogelwarte e.V. Stuttgart wurde 1938 aufgelöst, die vogelkundliche Sammlung ins Schloß Möggingen bei Radolfzell verbracht. 1946 fand dann auch die Vogelwarte Rossitten (Ostpreußen) in Möggingen eine neue Unterkunft. Die nun als Vogelwarte Radolfzell bezeichnete Forschungseinrichtung erhielt wieder ein Arbeitsfeld auf der Mettnau und wurde 1959 dem Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie angegliedert.

Wissenschaftliche Vogelbeobachtung ist nur in einem unberührten Naturraum möglich. Deshalb wurde schon 1930 der östliche, an Scheffelschloßchen und Gutsbetrieb anschließende Teil der Halbinsel unter Naturschutz gestellt und 1938 in das Reichsnaturschutzbuch eingetragen. Das zunächst rund 53 ha große Schutzgebiet wurde 1960 erweitert und umfaßt jetzt eine Fläche von 77 ha. Zur Zeit laufen Bemühungen, das durch einen Pfad erschlossene Naturschutzgebiet nochmals zu erweitern und die Betreuung der Schutzgebiete gemäß Bundesnatur-



Strandcafé Mettnau. Im Hintergrund der Hohentwiel

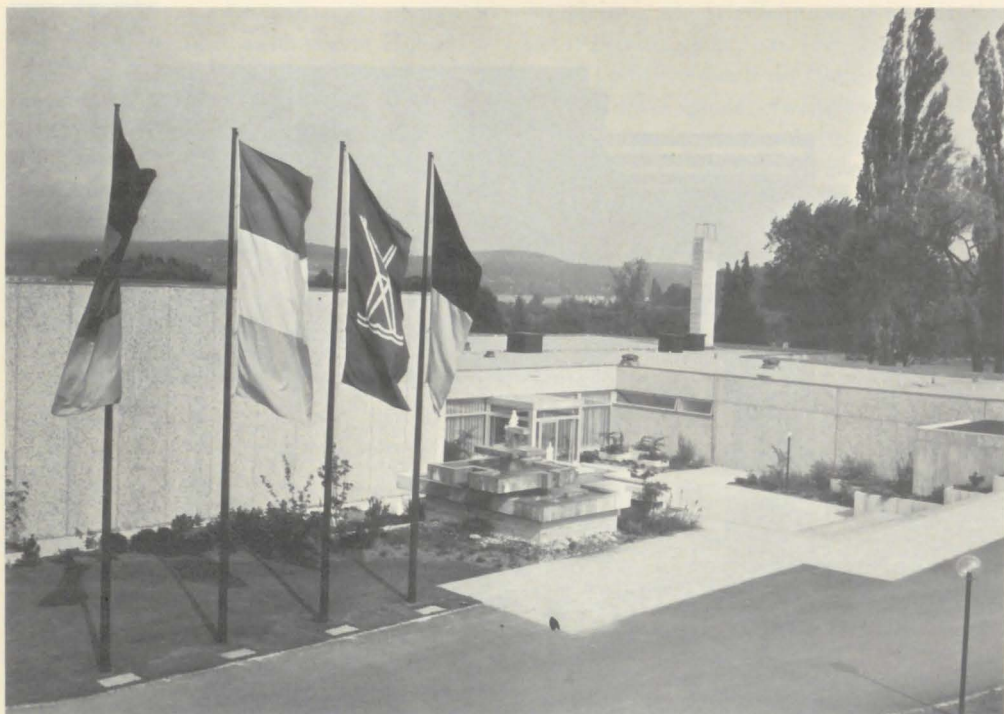
Foto: Robert Häuser, Mannheim

schutzgesetz vom 20. 12. 1976 der Ortsgruppe Radolfzell des Deutschen Bundes für Vogelschutz zu übertragen, die seit 20 Jahren von Siegfried Schuster geleitet wird.

Das Mettnaugut wurde noch bis Anfang 1928 verpachtet, dann in städtischer Regie umgetrieben und nach und nach in einen Gartenbaubetrieb der Stadt umgewandelt, wobei allerdings bis 1940 noch ein kleines Rebgelände erhalten

blieb und anschließend noch bis 1972 eine Obstanlage auf der Mettnau unterhalten wurde.³⁸⁾

In unmittelbarer Nachbarschaft des Scheffelschlößchens entstand ebenfalls 1928 ein schönes großes Strandbad. Es wurde am 24. Juni 1928 eröffnet und konnte schon im ersten Sommer eine Besucherzahl von 40 000 Personen aufweisen.³⁹⁾ Dicht daneben errichtete die Stadt im selben Jahr ein Strandbadrestaurant (Strandca-



Eingang zum neuen Kurmittelhaus Radolfzell-Mettlau mit Bewegungsbad, Sauna, Solarium, Gymnastikhalle und physik. Therapieabteilung

Foto: Heinz Bosch, Stockach

fé), das 1966 durch den heutigen Neubau ersetzt wurde.⁴⁰⁾

Das Verwaltergebäude auf der Mettnau hat die Stadt 1929/30 sowie 1935/36 zu einem Gästehaus umgebaut.⁴¹⁾ Aus dem daran anstoßenden Ökonomiegebäude wurde 1934/35 zunächst ein Mütter- und Kindererholungsheim (Jugendherbergsheim).⁴²⁾ Beides, Gästehaus und Erholungsheim, bezeichnete man ab 1936 als „Strandhotel“ und verpachtete dieses zusammen mit dem Strandcafé.⁴³⁾ Heute ist das ehemalige „Strandhotel“ das „Kursanatorium Mettnau“ („Hermann Albrecht-Sanatorium“).

Parallel zu diesen Baumaßnahmen verbesserte die Stadt die gärtnerischen Anlagen auf der Mettnau, um die sich früher besonders der Radolfzeller Verschönerungsverein angenommen hatte, baute eine neue Fahrstraße bis zum Schef-

felschlößchen (1933), erwarb den sog. „Bonz’schen Garten“ (1936), in dem später eine Konzertmuschel und eine Kleingolfanlage eröffnet wurde.

Die Mettnau-Kur

Das Bestreben der Stadt, ihre Fremdenverkehrs- und Erholungseinrichtungen stets zu verbessern, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg fortgesetzt. Nach der Währungsreform begann man, den Fremdenverkehr wieder anzukurbeln. Dem Antrag der Stadt auf Annahme als Mitglied im Deutschen Bäderverband wurde 1949 stattgegeben. Die Übernachtungszahlen stiegen in den Jahren 1950 bis 1955 von 26 690 auf 97 759.

Konsequenter und wirtschaftlich notwendiger Abschluß dieser Entwicklung war die Schaf-

fung besonderer, möglichst ganzjähriger Erholungsmöglichkeiten. So entstand auf Initiative des damaligen Bürgermeisters Hermann Albrecht und des Freiburger Universitätsprofessors Dr. Ludwig Weisbecker vor 20 Jahren die „Mettnau-Kur“ mit ihrer Devise „Heilung durch Bewegung“.⁴⁴⁾ Am 7. Juni 1958 konnte im jungen Sportkurort Radolfzell die „Kurstation Mettnau“ feierlich eröffnet werden.

Die Radolfzeller Bewegungstherapie fand Anklang, und so übertraf schon die erste Kursaison alle Erwartungen. Deshalb wurde das Strandhotel auf der Mettnau ab 1959 ausschließlich als Kursanatorium geführt. Mit der wachsenden Zahl der Kurteilnehmer hielt erfreulicherweise auch die Errichtung von Sanatorien und Kurheimen auf privater Basis Schritt. In der Zeit von 1958 bis 1965 hat sich die Patientenzahl von 20 auf 1900 im Jahr gesteigert. 1965 übernahm Dr. med. Adolf Drews die ärztliche Leitung der Mettnau-Kur. Ein Jahr danach erfolgte die Anerkennung Radolfzells als „Kneipp-Kurort Radolfzell-Mettnau“. Ab 1. Januar 1969 wurde die Mettnau-Kur unter dem Triumvirat Josef Rapp (Kurdirektor), Dr. Adolf Drews (ärztlicher Leiter) und Willi Stadel (sportlicher Leiter) als städtischer Eigenbetrieb geführt.

Der längst fällige Bau eines Kurmittelhauses konnte 1970 bis 1972 realisiert werden. In den nächsten Jahren folgte die Erwerbung des Sanatoriums Berger (1973; jetzt „Kurparksanatorium“), die Erneuerung der Therapieanlagen und die Errichtung einer Kur-Klinik für BfA-Patienten. Dieses große Haus mit 184 Einzelzimmern wurde 1973/74 auf Grund und Boden der Stadt Radolfzell durch einen privaten Bauträger erstellt und ab 1. Januar 1978 in den städtischen Kurbetrieb übernommen, zunächst auf Mietbasis mit der Möglichkeit eines späteren Ankaufs.

Durch die Übernahme der BfA-Kurklinik und die Fertigstellung des großen Mettnau-Parks im Sommer 1977 konnte die rund 20jährige Aufbauphase der Mettnau-Kur abgeschlossen werden.

Die mittlerweile weitbekannte und hochgeschätzte Radolfzeller Kur, deren Leitung am 1. November 1974 Kurdirektor Udo Haupt (neben den bisherigen bewährten Kräften, dem ärztlichen Direktor Dr. Drews und dem sportlichen Leiter Stadel) übernommen hat, konnte seit 1958 rund 41 000 stationäre Gäste und rund 1 100 000 Übernachtungen zählen.

Der Kurbetrieb verfügt über 380 Betten in Kurklinik, Sanatorien und Kurheimen. 12 Ärzte, 8 Bewegungstherapeuten und 7 Masseur und medizinische Bademeister betreuen die jetzt jährlich über 4000 Kurteilnehmer. Insgesamt sind 125 Ganz- und Teilzeitbeschäftigte zum Wohle der Kurgäste im Einsatz.

Bei dieser Bilanz ist eines gewiß (auch wenn vom einstigen „Rebgut Mettnau“ nichts mehr übrig ist): Die Stadt Radolfzell wird sicher nie mehr in Versuchung kommen, ihr Kleinod Mettnau-Halbinsel noch einmal zu verkaufen!

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. hierzu insb. Ernst Schneider „Flurnamen der Gemarkungen Radolfzell, Böhringen, Überlingen am Ried“. Singen 1967, S. 52. Hingewiesen sei ferner auf Paul Albert, „Geschichte der Stadt Radolfzell am Bodensee“. Radolfzell 1896, S. 366; und Albert Krieger, „Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden“. 2. Auflage, Heidelberg 1904, Band 2, Spalte 187.

²⁾ Diese Deutungen erwähnen Paul Albert, a. a. O., S. 592, Albert Krieger, a. a. O., Band 2, Spalte 187, und Herbert Berner, „Radolfzell, das Tor zum Bodensee“. Radolfzell 1952, S. 48. Weitere Erklärungsversuche bringt Joseph Stöckle, „Die Mettnau bei Radolfzell“; in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, XX. Heft, 1891, S. 75 ff., insb. S. 82 ff.

³⁾ Vgl. Anm. 2.

⁴⁾ Karl Brandi, „Die Chronik des Gallus Öhem“. Heidelberg 1893, S. 73.

⁵⁾ Franz Götz, „Geschichte der Stadt Radolfzell. Schrift- und Bilddokumente, Urteile, Daten“. Radolfzell und Singen/Htwl. 1967, S. 16 f.

⁶⁾ Franz Götz, a. a. O., S. 24 ff. und S. 54 ff.

⁷⁾ Paul Albert, a. a. O., S. 69, 128, 549 und 565, und Franz Götz, a. a. O., S. 130.

- 8) Paul Albert, a. a. O., S. 366 ff.
- 9) Urkunde 1483 Februar 23 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 367.
- 10) Paul Albert, a. a. O., S. 592 f., und Hans Martin Schwarzmaier, „Die Familie Vogt in Radolfzell und ihre geistlichen Stiftungen“; in: Zeitschrift Hegau Nr. 21/22 (1966), S. 69–80.
- 11) Urkunde 1504 Juni 18 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 367.
- 12) Urkunde 1516 November 27 und Urkunde 1527 Mai 20 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 367.
- 13) Vgl. hierzu: August Feßler, „Aus der Geschichte der Mettnau“; in: Badische Heimat, Jahreshft 1926, S. 149 ff., insb. S. 151.
- 14) Paul Albert, a. a. O., S. 368.
- 15) Urkunden 1511 Juni 6 und 1517 Mai 1 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 346 ff. und S. 589 f.
- 16) Hierzu ausführlich: Joseph Stöckle, a. a. O., S. 92 ff. Außerdem Paul Albert, a. a. O., S. 348 ff.
- 17) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/609 und IV.3/611.
- 18) August Feßler, a. a. O., S. 151.
- 19) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/609.
- 20) Vgl. Joseph Stöckle, a. a. O., S. 94, und Paul Albert, a. a. O., S. 350.
- 21) Vgl. hierzu und zum folgenden: Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/609.
- 22) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/611.
- 23) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/613,1 und Franz Götz, a. a. O., S. 196.
- 24) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/613,1 und Franz Götz, a. a. O., S. 214.
- 25) Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XI, S. 27 ff. und Paul Albert, a. a. O., S. 368.
- 26) Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XII, S. 668 ff.
- 27) Joseph Stöckle, a. a. O., S. 84.
- 28) Joseph Stöckle, a. a. O., S. 85.
- 29) Wilhelm Zentner, „Joseph Victor von Scheffel und Radolfzell“; in: Badische Heimat, Jahreshft 1926, S. 145.
- 30) Herbert Berner, a. a. O., S. 52.
- 31) Wilhelm Zentner, a. a. O., S. 147.
- 32) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/615 und Joseph Stöckle, a. a. O., S. 87 f. und Paul Albert, a. a. O., S. 369 und Wilhelm Zentner, a. a. O., S. 147.
- 33) Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XV, S. 712 ff.
- 34) Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XVII, S. 421 ff. und Band XVIII, S. 578 ff. und Neues Grundbuch der Stadt Radolfzell.
- 35) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/617, 620 und 621.
- 36) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/617.
- 37) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/621 und IV.3/628.
- 38) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/619.
- 39) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/625,1 und 2.
- 40) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/638–641, 643, 647 und Nachtrag IV.3/372 sowie Franz Götz, a. a. O., S. 298 ff.
- 41) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/625,1 und 2, 645 sowie Nachtrag IV.3/223.
- 42) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/625,3 und IV.3/644.
- 43) Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/647, 651–653 und Nachtrag IV.3/336.
- 44) Vgl. hierzu und zum folgenden insbesondere: Josef Rapp, „Die Entwicklung der Mettnau-Kur“; in: Zeitschrift Mettnau (Kur- und Gästezeitung Radolfzell am Bodensee), April 1978, S. 3–6.

Unbekannte Briefe des Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg an Friedrich Carl Freiherrn v. u. z. Brenken

Volker Schupp, Freiburg

Im Februar 1976 galt eine Exkursion meines Hauptseminars am Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum der Rekonstruktion der mittelalterlichen Bibliothek des ehemaligen Augustiner-Chorherrenstiftes Böödeken bei Paderborn, eines Hauptortes der *Devotio moderna* im 15. Jahrhundert. Neben der Erzbischöflichen Bibliothek in Paderborn wurde als – nach der Zerstörung der Bestände in Münster – noch letzter Aufbewahrungsort von Codices aus Böödeken das Schloß Erpernburg des Freiherrn von und zu Brenken in Brenken, Kr. Paderborn besucht.

Unter den so bereitwillig vorgelegten mittelalterlichen Handschriften befand sich eine Mappe mit Briefen des Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg an Friedrich Carl Freiherrn von und zu Brenken. Während die Hoffnung, Neues über beider mediävistische Interessen zu erfahren, im wesentlichen enttäuscht wurde, ergab es sich, daß die frühere Publikation der Briefe durch Alfred Cohausz¹⁾, ergänzt werden kann. Bei einer seither vorgenommenen Neuordnung des Erpernburger Archivs waren nämlich die 1939 veröffentlichten Briefe um 13 unbekannte Stücke vermehrt worden. Weitere Suche und Anfragen in Bibliotheken haben noch zwei Briefe zutage gefördert, einen kurzen Brief Laßbergs in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund und einen Brief Brenkens, den die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek in Donaueschingen besitzt, so daß jetzt zum ersten Mal auch der Briefpartner zu Wort kommt. Der Ausklang der Freundschaft konnte durch Briefe von Verwandten dokumentiert werden.²⁾

Der Briefwechsel Laßbergs mit dem um zwanzig Jahre jüngeren Freund beginnt für uns im Jahre 1817 und endet 1849. Brenken starb 1867, Laßberg 1854. Die Bekanntschaft datiert aus den Zeiten des Wiener Kongresses, wo Laßberg wohl über Werner von Haxthausen auch Jacob Grimm kennenlernte.³⁾ Die drei Freiherrn waren Mitglieder der erfolglos gebliebenen Gründung der Adelsvereinigung „Die Kette“, die maßgeblich von Laßberg vorangetrieben, sich eine geistige und politische Erneuerung des Adels zur Aufgabe machte.

Die Abfolge der Briefe an Brenken wies bisher eine Lücke in den Jahren 1821 bis 1843 auf, die nur durch die Anzeige Laßbergs von seiner Hochzeit mit „Maria Anna (Jenny), Frey-Frau von Lasberg/geb. Freyin Droste zu Hülshoff“ verbunden mit einigen Bemerkungen Laßbergs, daß er und Brenken nun verwandt seien, und der Ankündigung eines baldigen Besuches in dessen Wohnsitz Erpernburg überbrückt wird.⁴⁾ Cohausz meint, der Briefwechsel sei 1821 unterbrochen und erst anlässlich einer Westfalenreise Laßbergs 1841 wiederaufgenommen worden.⁵⁾ Da das von Laßberg geführte Briefregister verloren ist,⁶⁾ wird man bis 1834 Genaueres hierzu nicht sagen können. Der Ton des Briefes von 1834 läßt jedoch eher auf einen fortbestehenden als einen abgerissenen Kontakt schließen, und die Lücke von 1834 bis zur Reise 1841 wird durch die nun aufgefundenen Briefe geschlossen die Briefe Nr. 2–14 sind also hinter Cohausz Nr. 8 einzufügen. Zwei bis dreimal im Jahr hat man sich geschrieben; 1840 waren „die Brenkens“ in Meersburg,⁷⁾ 1841 Jenny von Laßberg mit ihren Töchtern in West-



Meersburg

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

falen,⁸⁾ „der alte Herr ist in Meersburg zurückgeblieben.“⁹⁾ 1842 besuchten ihn die Söhne Reinhard und Hermann von Brenken am See.¹⁰⁾ Die Verbindung mußte also nicht neu geknüpft werden. Briefwechsel und Besuche sind aber durch Mitteilungen eingerahmt zu denken, von denen uns gewiß nur ein geringer Teil bekannt ist. So hat Reinhard immer wieder Neuigkeiten aus Meersburg, die er dem Vater weitergibt. Er weiß etwa vom Tod von Laßbergs Bruder¹¹⁾ und bekommt Nachrichten zur Weitergabe an den Vater: „Von Jenny Laßberg habe ich einen Brief bekommen (vom 7 Fb) worin sie mir schreibt, daß es ihnen recht wohl gehe, und daß sie wahrscheinlich im Sommer nach Westphalen kommen, worauf sie und die Kinder sich sehr freuen. Auch Laßberg schreibt mir einige freundliche Worte, und trägt mir auf, Dir zu sagen, er würde recht bald schreiben,

und ihm ginge es so gut, wie es einem Manne in seinem Alter gehen könne. Ich freue mich unendlich darauf, diese guten Leute hier zu sehen. Sie werden dann auch nach Apbg (Abbenburg) kommen.“¹²⁾

Vor der Lektüre der folgenden Briefe ist es sinnvoll, sich die Personenkonstellation und die wichtigsten Ereignisse ins Gedächtnis zu rufen. Mit der einzigen Ausnahme der beiden außerhalb des Korpus gefundenen Briefe vernehmen wir allein die Stimme Laßbergs in den Jahren 1836-1840, zunächst aus Eppishausen (Thurgau), später vom Schloß Meersburg am Bodensee. Die Korrespondenz berichtet auch von dem für Laßberg, die Stadt Meersburg, die Frühgeschichte der Germanistik und schließlich die Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts so bedeutsam gewordenen Erwerb des 'Alten Schlosses'. Die über den

Bodensee ziehende Familie besteht aus Maria Anna (Jenny), geb. Freiin Droste von Hülshoff (1795-1859) und den beiden 1836 geborenen Töchtern Hildegund und Hildegard.¹³⁾ Zur Familie gehört immer für längere Zeit Laßbergs Schwiegermutter Marie Therese Louise, Freifrau Droste von Hülshoff, geb. von Haxthausen (1772-1853; von Laßberg „Mamma Droste“ genannt). Ihre Tochter Annette wird in diesen Briefen nur zweimal erwähnt, aber aus einem Brief des Sohnes Hermann an Brenken fällt ein neuartiges Licht auf sie.¹⁴⁾

Der verwandtschaftliche Kontakt ist sehr eng gewesen, so werden die Familien von Haxthausen in Bökendorf (Kr. Höxter) und in Bonn, die Familie des Landrats a. D. von Höxter, Franz Philipp von Wolff, gen. Metternich (1770-1852) in Wehrden, – seine Frau Dorothea Wilhelmine war eine geborene von Haxthausen – und Laßbergs Schwager Werner (1798-1867) in Hülshoff immer wieder erwähnt.

Die Gegenseite bilden der Baron Friedrich Carl von und zu Brenken, dessen Sohn Reinhard (1818-1870), der meist Reinhard-Eginhard genannt wird, gelegentlich auch so einen Brief unterschreibt, amtlich aber den zweiten Namen anscheinend nicht führt,¹⁵⁾ und die beiden Ehefrauen Friedrich Carls, Theresia Maria Walburg, geb. von Schade zu Ahausen, gest. 2. Juli 1836¹⁶⁾ und seit 9. September 1839, Maria Luise Rosalia, die Tochter von „Mamma Drostes“ Stiefbruder Moritz von Haxthausen aus Bonn. Zwei Töchter Brenkens aus erster Ehe, Sophie M. Dominica (geb. 1822) und Clotilde M. Dominica (geb. 1824), werden nach dem Tod der Mutter im Pensionat in Montet (Schweiz) erzogen.¹⁷⁾

Ein Verwandter der ersten Frau von Brenken, Karl von Gaugreben, Herr auf Bruchhausen (Sauerland) und Berg (Thurgau), hat 1836 eine thurgauische Adlige, Emma von Thurn-Valsassina,¹⁸⁾ geheiratet. An der Stiftung der Ehe scheinen „Mamma Droste und Nette“ stark beteiligt gewesen zu sein.¹⁹⁾ Das Paar wohnte in Laßbergs Nähe auf Schloß und Gut Berg; im

März 1837 wurde der Sohn Theodor geboren.²⁰⁾

Im Gegensatz zu Laßbergs vorwiegend literarischen Interessen hatte Brenken mehr antiquarische Neigungen; Fragen und Mitteilungen in seiner Korrespondenz, z.B. von Werner Droste sind genealogischer Natur.²¹⁾ Trotzdem sind die Briefe nicht ohne Bedeutung für die Literaturwissenschaft. Sie schließen einmal eine Lücke im Kreis um Laßberg und Annette von Droste-Hülshoff und können zum ändern mithelfen, das durch historische Wandlungen verwischte Bild der Gebrauchsform Brief zu korrigieren. Weil der Privatbrief heute eine reduzierte Funktion in der Gebrauchsliteratur besitzt, infolgedessen Herausgeber von Korrespondenzen sich fast nur für die Briefe von Personen interessierten, deren Äußerungen es zu fixieren galt, und schon die Antworten des weniger bedeutenden Partners zunächst kaum berücksichtigten, trat der Brief für die Literaturwissenschaft in eine dem Monolog vergleichbare Rolle ein. Wie aber schon die notwendige Darstellung der Verwandtschaftsbeziehungen vermuten läßt, sind die hier gewechselten Briefe weniger zeitenüberdauernder Ausdruck einer interessanten Persönlichkeit, auch nicht Fragment eines Zwiegesprächs, als vielmehr Teil eines umfassenden Gesprächs von Personengruppen, die untereinander in einem dauernden allgemeinen, aber durchaus differenzierten Kommunikationszusammenhang stehen. Das ist die Erklärung der zunächst auffallenden Tatsache, daß fast alles, was Laßberg irgendwo mitteilt, auch in seinen anderen Briefen steht. Er berichtet aber meist anders, differenziert nach dem Partner und der Situation. Es ist dem Brief eigen, daß er nicht nur Ausdruck der Individualität, sondern auch der Sozialität ist;²²⁾ damit wird er, wenngleich vielleicht zu seiner Zeit als außerliterarische Gebrauchsform gesehen, heute zum legitimen Gegenstand der Literaturwissenschaft. Schon für den Partner mag vielfach die Bedeutung weniger im mitgeteilten Faktum gelegen haben, obwohl auch dieses vorkommt, als im Einverständnis einer Haltung

und dem Unterschied in der Beurteilung. Diese Briefe sind Ergänzungen zu anderen Nachrichten (Zeitungen) und zu anderen Briefen und werden selber wieder durch andere Briefe ergänzt. Darum sind alle Briefe dieser Art in sich unvollständig, wenn sie nicht in einen geschichtlichen, familiären Kontext gebracht werden können.²³⁾ Der Kontext ist die schon bestehende Briefgemeinschaft der Familie Haxthausen mit ihren zahlreichen Kindern und Anverwandten. Laßberg hat sich auffallend weit in die Verästelungen der Verwandtschaft hineingefunden und war meist mit Erfolg bestrebt, die Briefkontakte aufrechtzuerhalten. Vielleicht ist hier eine leichte Überkompensation dessen erkennbar, der erst spät gegen Widerstände in die Familie eingehiratet hat. Seine kommunikative Art und sein leichtfüßig-natürlicher Briefstil prädisponieren ihn geradezu als Teilnehmer am austauschwilligen, ja leicht klatschhaften Briefgespräch des Kreises.²⁴⁾ Als Kontrast dazu mag der reine Mitteilungsbrief Brenkens illustrieren, was die selbst sehr unterhaltensame Briefschreiberin Annette meinte, wenn sie schrieb, daß Schrift und Stil der Briefe Laßbergs sie vor dem Schreiben zurückscheuen ließen.²⁵⁾ Stellt der außergewöhnlich fleißige, mitteilensame Briefschreiber Laßberg hier geradezu einen Modellfall dar, wenn es darum geht, die besondere Qualität des Briefes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erkennen, so bringt er auch die Schwierigkeiten in der Praxis ein, gerade weil seine Interessen und Briefpartner so weit gestreut sind.²⁶⁾

Das „Kölner Ereignis“, bedeutendster politischer Vorfall in den Jahren dieser Briefe, kann dies illustrieren. Die Entwicklung, die zur Verhaftung des Kölner Erzbischofs Clemens August, Droste zu Vischering geführt hat (Geheime Konvention des Erzbischofs Graf Spiegel über die Behandlung der Mischehen; aggressives Verhalten Droste-Vischerings gegenüber dem Dogmatiker Georg Hermes und den Hermesianern schon seit seiner Münsteraner Zeit) brauchen hier nicht dargestellt zu werden. An historischen Fakten hat der so weit vom Schuß woh-

nende Laßberg nichts beizutragen, als was ihm Annette oder ihre Bonner Verwandten geschrieben haben oder er in den Zeitungen gelesen hat. Der Frage des Historikers, wie es denn eigentlich gewesen sei, kann sich allenfalls eine Einzelheit durch diese Briefe erhellen, wenn auch eine abschließende Beurteilung auf dieser Materialgrundlage nicht möglich ist.

Der „führende Kopf“²⁷⁾ des westfälischen Adels, Werner von Haxthausen, kaufte im April 1837 das Gut Neuhaus in Franken (s.u. S.). Seit Treitschke,²⁸⁾ der auf dem Nekrolog Friedrich von Schorlemers fußt,²⁹⁾ sieht man darin eine Folge der Kölner Ereignisse. Keinemann macht nun darauf aufmerksam, daß Werner damals die Zuspitzung zur Verhaftung des Erzbischofs am 20. November noch gar nicht habe wissen können. Die Erklärung des Verhaltens, die nun die Memoiren Ferdinand Graf Galens bieten, Werner von Haxthausen habe durch eine anonyme Artikelserie das Vertrauen der Standesgenossen verloren, „er wurde tatsächlich in die Acht getan“³⁰⁾, dürfte nun auch kaum ausschlaggebend gewesen sein. Keiner der übrigen Bekannten erwähnt etwas, auch Laßberg wäre es entgangen. Werner von Haxthausen hat sich auch nach dem Ankauf von Gut Neuhaus abwechselnd in Franken und Westfalen aufgehalten³¹⁾ und politisch im alten Sinne betätigt. Wenn man nun von Laßbergs Aktivitäten erfährt, wäre eine gleichgerichtete Tätigkeit – Besitznahme und Rettung einer alten Burg – ein zureichender Grund,³²⁾ zumal Haxthausen sich schon etliche Jahre früher mit Bauplänen zu einem „großen altheutschen Edelsitz“ trug, wie Clemens Brentano an Görres berichtete.³³⁾ Wenn man sieht, wie schnell damals Güter ihre Herren wechselten, und wie gerade Laßberg bestrebt war, seinen Bekannten Objekte zu verschaffen, auch wenn deren Veränderungswünsche gar nicht so groß waren oder wie im Falle Brenken und Bocholtz ohne Ergebnis blieben, so ist Haxthausens Umsiedlung soweit unauffällig, daß sie auch ohne aktuelles politisches Motiv denkbar wäre. Schon seit der Demagogenverfolgung 1820 und noch mehr seit dem Anstoß, den er mit seiner Schrift „Über die Grundlagen unserer Verfassung“ 1833 erregt hatte, war seine Situation zumindest unglücklich.³⁴⁾ Politisch motiviert mag die Verleihung des bayerischen Grafentitels gewesen sein, über die Laßberg, wohl aus der Haltung des Altadeligen gegenüber jedem Briefadel heraus, spottete.³⁵⁾

Dasselbe Kölner Ereignis zeigt in der facettenartigen Brechung vieler es reflektierender Geister auch den literarhistorischen Wert der Briefe, wobei Laßbergs stark partnerbezogene, teil-

nehmende Diktion vergessen läßt, daß nur die eine Seite des Briefwechsels überliefert ist. Blicken wir auf das Ereignis zu einem späteren Zeitpunkt, dem der Dezemberunruhen (1837) in Münster. Die Kunde von den Vorfällen verbreitete sich durch die Zeitungen, so kann Laßberg am 22. Februar 1838 Brenken den Grund für die schlechte Stimmung seiner Schwiegermutter mit Nachrichtenmangel und einer Reihe von Stichworten erläutern: „die geschichten vom Erzbischof, seinem Bruder, dem von Paderborn, Galen dem manne v. Anna Asseburg“.³⁶) Daß lange keine Nachrichten eingegangen sind, mag stimmen; der Brief Annettes vom 9. Februar dürfte noch unterwegs gewesen sein.³⁷) Als er kam, bestätigte er das Gefühl der Erbitterung. Er bringt als Ergänzung Annettes Augenzeugenbericht der Ereignisse in Münster.³⁸) Öffentlich bekannte Vorfälle werden bloß angetippt, bei der Beurteilung herrscht Übereinstimmung. Für Galens Entlassung bestätigt Annette dessen eigene Version („Ferdinand Galen hat keineswegs niedergelegt, sondern nur um Versetzung gebeten und auf der Stelle den Abschied bekommen“³⁹). Am eigentlichen Streitpunkt wird sie politisch differenzierter, als man erwarten würde. Aus den Reaktionen des Domkapitels erkennt sie die Berechtigung ihrer Ansicht, daß sich der Erzbischof viele Feinde gemacht hatte,⁴⁰) und sieht – von der üblichen Beurteilung abweichend – die prekäre Situation der Hermesianer. Bei aller Übereinstimmung mit der Haltung des katholischen Adels findet sie, die auch durch ihre Familie von den Vorfällen betroffen ist, eine nur detailliert wiederzugebende politische Beurteilung. Die Stichworte Laßbergs und der Mutter bekommen also verschiedene Kommentare.

Leider wissen wir nicht, was Brenken geschrieben hat. Daß aber Laßberg sich trotz Übereinstimmung im Grundsätzlichen Annettes Beurteilung im Detail nicht angeschlossen hat, kann Brenken im Brief vom 20. Oktober lesen; Grundlage ist jetzt ein zusätzlicher Bericht von Mamma Droste aus Bonn. Die Handlungen des Domkapitels, bei Annette an der schwierigen

Persönlichkeit des Bischofs gemessen,⁴¹) sind nun bei Laßberg in Relation zur bürgerlichen Herkunft der Domkapitulare gesetzt. Daß Edelleute anders gehandelt hätten, ist wohl richtig, aber über der Hypothese kommt die Realität aus dem Blick. Der Hermesianismus ist Laßberg einfach eine Ketzerei; die politische Stellung der Hermesianer zieht er nicht in Betracht.

Die auf dem Boden persönlicher Nähe und Sympathie zu Hermesianern getroffene Beurteilung Annettes⁴²) kommt bei der als Gruppensolidarität (des Adels, der Katholiken) geäußerten Haltung Laßbergs nicht an. Der Blick aus der Ferne oder stärkere andere Einflüsse – Brenken (?) Haxthausen⁴³) – tragen dazu bei, daß Gesamtvorgänge nicht von charakterlichen Erkenntnissen (über den Erzbischof, die Hermesianer) verkompliziert werden. Allenfalls kommt es zu einer ständischen Hypothesenbildung. Die Differenz stört aber weder den engen Zusammenhalt der Familie noch die Parteinahme für den Erzbischof und gegen die Preußen.

Diese Hinweise mögen genügen. Weitere Ansatzpunkte, die auch ein Überschneiden von Briefgemeinschaften und den unterschiedlichen Stellenwert des Briefschreibers demonstrieren könnten, wären die Darstellungen des Meersburger Schlosses oder des Ritterschlages.⁴⁴) Immer am Johannistag gedenkt Laßberg dieser Zeremonie. An Jacob Grimm hatte er ausführlicher und, der besonderen Art des Erlebnisses entsprechend, mittelalterlich-chronikalisch stilisierend geschrieben,⁴⁵) bei anderen erwähnt er bloß das Faktum bei der Angabe des Briefdatums.⁴⁶) Brenken war ihm durch die versuchte Gründung der „Kette“ verbunden, und seine und August von Haxthausens Versuche zur Neubegründung des Malteserordens,⁴⁷) hätten sicher auch seine Sympathie gefunden. So genügten wenige Worte, um die gleiche Stimmung zu erzeugen.

Die hier mitgeteilten Briefe wurden in der von den Brüdern Grimm und mittelalterlichem Gebrauch beeinflussten „seltsamen Orthogra-

phie⁴⁸) belassen; freilich ist nicht immer zu erkennen, wann Laßberg groß oder klein schreiben will. In diesen Fällen wurde nach der Tendenz des Schreibers ausgeglichen. Die Interpunktion wurde beibehalten. Es sei darauf hingewiesen, daß das Semikolon im Unterschied zum heutigen Gebrauch einen schwächeren Einschnitt als das Komma bezeichnet. Hervorhebungen Laßbergs durch Unterstreichung und Auszeichnungsschrift sind kursiv wiedergegeben.

Briefe

1. Laßberg an Brenken, 29.4.1820. Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Autographensammlung 4107. Briefnummer Laßbergs: 219; ungeklärt: 1222 G. b. 162.⁴⁹)

Eppishausen über Constanz am 29 April 1820. Nur mit wenigen Worten, lieber Freund Brencken! will ich Ihre sanfte und tiefe Ruhe, in welche Sie gänzlich versunken zu sein scheinen, unterbrechen. Unterm 10ⁿ⁵⁰) Februar gab ich in Constanz den ersten Band meiner *Sammlung altteutscher Gedichte aus ungedruckten Quellen*,⁵¹) an Sie auf die Postwagens Expedition: da der Postschein nur auf 3 Monate giltig ist, und keine Urkunde mir das Eintreffen dieses Buchs bei Ihnen vermeldet; so finde ich mich hierdurch veranlaßt, Sie zu bitten, mir wenn auch nur mit 2 Zeilen den Empfang oder nicht-Empfang dieses Buches kund zu tun: nicht als ob mir der Verlust desselben, falls es nicht angekommen, schwer fiele; denn ich weiß mich über den Wert desselben wol zu befinden; allein um zu wissen, daß Sie einer der ersten meiner Freunde u. Bekannten sind, welcher seine Tesserä erhalten hat. An meinem Nibelungen Codex sind bereits 15 Bogen gedruckt.⁵²) Morgen gehe ich nach Trogen in Appenzell, um da der Landgemeinde beizuwonen. Leben Sie wol, grüßen Sie von mir die Ihrigen Kleine u. Große, u. vergessen Sie nicht ganz auf den

alten Laßberger

2. Laßberg an Brenken, 17.3.1836. Briefnummer Laßberg: 65; Empfängervermerke: Erh. 30. III. 36, beantwortet 21 Aug 1836. Nr. 111.

Lieber Freund und Vetter!

Am 5.ⁿ dieses abends 4 ur ist mein geliebtes weib von zwei gesunden rothaarigen und blauäugigen mädchen, nach 14stündiger harter arbeit, glücklich entbunden worden, am 8.ⁿ morgens wurden sie hier im hause getauft und erhielten die namen *Hildegund* und *Hildegard*. ich hatte bei dieser operation mer bange als meine liebe Jenny, welche sich vom ersten zum letzten augenblicke ser tapfer und mutig benommen hat, und habe moralisch mer ausgestanden als mein liebes weib; aber der liebe gott, der uns so weit her zusammengeführt hat, gab seine gnade dazu, und alles gieng glücklich vorüber. Mutter und Kinder befinden sich gottlob! so wol, als wir nur immer wünschen können: erstere traget mir auf Sie lieber Brencken! und Ire gnädige frau gemalin⁵³) auf das herzlichste zu grüßen. Meine Schwiegermutter Droste und meine schwester Waldburg⁵⁴) waren pathen, mit meinen sönen Karl und Friz,⁵⁵) wovon der erstere 40 iare älter ist als seine neugebornen schwestern. es war nun einmal so gottes wille und wir wollen die zwei fuchslein darum nur um so lieber haben.

Wir haben hier in unserer waldklausen einen rauen und ungewöhnlich langen winter durchlebt; allein ietzt, da der favonius zu wehen angefangen hat, sehen wir täglich von unsern fenstern das land grüner werden und freuen uns der tage, da wir singen können: redeunt iam grammina [!] campis, arboribusque comae!⁵⁶)

Meine westphälischen damen, erwarten die ankunft einer freundin, der stiftsdame von Boeselager⁵⁷) aus Münster, um mit ir tiefer in die Schweiz einzudringen und es liegt so gar in irem plane die alpen zu übersteigen und das alte Mediolanum zu besuchen; ende sommers aber wieder den Rhein zu gewinnen, um auf seinem rücken der lieben heimat zuzuschwimmen. Bei Jenny und mir ist das reisen nun auf eine geraume zeit eingestellt, wir müssen Kinder wie-

gen; daneben lege ich in der nähe unseres hauses einen neuen garten an, was auch ununterbrochene aufsicht erfordert; aber wir sind beisamen und mit einander vergnügt, und das ist die hauptsache. Mit herzlichem bedauern haben wir den verlust vernommen, den Ire familie und besonders der biedere Dieterich Bocholt erlitten hat: ein kleiner, aber doch ein trost muß es Inen allen sein, daß der edlen fraue keine kinder nachweinen.⁵⁸⁾ Nun, was sagen Sie dazu, daß einer Irer landsleute, Karl Gaugreben, I sich hier ein schwäbisches mädchen, grävin Emma v. Thurn, zur frau geholt hat? am 18 febr wurden sie in Constanz getraut und reiseten an demselben tage nach München ab, von wo sie wieder vor 8 tagen zurück gekommen sind. möchte doch dieser, wie ich hoffe nicht mißlungene, versuch, noch merere Westphalen ermuntern, die töchter unseres landes zu beschauen und dadurch den iungen Schwaben lust machen, auch nach dem alten Sassenlande auf die freite zu gehen! und dann: möchte es inen auch so wol gelingen als mir!

Leben Sie, lieber freund und vetter! mit Irer liebenswürdigen frau und im schönen Kreise Irer Kinder recht zufrieden und denken Sie zuweilen wolwollend an Ire hiesigen freunde, die sie alle groß und klein, grüßen. Gott befohlen, von Irem

aufrichtigen freunde
JvLaßberg.

Eppishausen bei Constanz am 17 März 1836

3. Laßberg an Brenken, 7.9.1836. Briefnummer Laßberg: 157.

Eppishausen bei Constanz,
am 7. Herbstmonates 1836

Lieber Freund und Vetter!

Iren lieben brief mit dem poststempel von Paderborn 25 August, erhielt ich diesen morgen um 7 ur, als ich eben von einer zu Baden im Aargau gebrauchten badekur zurückkehrte, von wo mich meine liebe Jenny vor 8 tagen abgeh-

let hat. Da Sie, wegen der in Solothurn zu verkauffenden alten Rüstungen auf plötzliche auskunft dringen; so will ich auch nicht eine stunde versäumen Inen solche, so gut ich es vermag, mitzuteilen. Die stad Solothurn hat wirklich die niederträchtigkeit gehabt die kriegesbeuten und siegeszeichen irer vorältern zu verkauffen; im vorigen monate giengen etwa 2-300 harnische in öffentlicher versteigerung ab [sic!], noch sind gegen 500 übrig, von welchen nur 200 beibehalten werden sollen, die übrigen werden ebenfalls dem verkauffe ausgesetzt. mein zweiter Son Friz, Regierungsdirector in Siegmaringen, welcher zu dieser zeit in Solothurn war und auf seiner heimreise mich in Baden besuchte, sagte mir, daß er unter den verkaufften harnischen nichts besonders schönes gefunden habe; vermutlich behält man das beste auf die letzte, um desto höhere preise zu erzielen. es gibt aber in der Schweiz auch andere gelegenheiten Ritterrüstungen zu kauffen: in Arau ist zum beispiele ein Kupferschmied, der wol an 30-40 stük harnische und panzerhemden hat, auch kenne ich einen ser zuverlässigen und billigen mann in Straßburg/: antiquar Ekel,⁵⁹⁾ auf dem Münsterplaz:/ der besser als ieder andere der gleichen sachen verschaffen kann, ich habe im letzten früling für 600 Ducaten glasgemälde verkaufft und bin ser wol mit im zufrieden. Lassen Sie und Bocholz sich also in nichts abhalten, diesen herbst noch die reise zu machen! etwas bringen Sie doch gewiß nach hause, und Jenny und mir eine große unerwartete freude, Sie beide unter unserem wirtlichen tache und in unserer waldklausen zu sehen: auf alle fälle aber wird die reise durch zerstreung und ansicht neuer gegenstände, woltätig auf Ir mit recht betrubtes gemüte und auch auf Ire gesundheit wirken, und letztere zu erhalten sind sie doch Irer familie schuldig.⁶⁰⁾ der gedanke Sie lieber Brenken! mit Irem biedern schwager⁶¹⁾ bei uns zu sehen, verlässt mich nun nimmer, und Jenny, ire mutter, und Nette, welche diesen ganzen monat noch bei uns bleiben, werden täglich davon sprechen. Gaugrewen, welcher nun besizer des schönen gutes Berg,⁶²⁾ mit der schönsten

aussicht im Thurgau, geworden ist, gedenket auch im laufe des nächsten monats Westfalen wieder zu besuchen, wohin in aber für dies mal seine iunge frau nicht begleiten wird; ich hoffe, wie ich es wünsche, daß nur ser erfreuliche ursachen sie davon abhalten.

Lieber Brenken! wir haben dahier Ir unglük durch briefe aus Westfalen, und dann auch durch das trauerschreiben erfahren. es ist groß und Ir verlust ist unersezlich! aber da ist nichts zu machen, als in frommer ergebung den naken unter gottes ratschlüsse zu beugen und stille zu halten bis er seine barmherzigkeit wieder walten läst. durch die heilende hand der zeit, sendet er uns dann nach und nach wieder ruhe und frieden in das herz und ermutige uns aufs neue das leben und seine heiligen pflichten zu tragen. Lieber freund! ich bin ein schlechter prediger! aber ich habe erfahren, was sie kürzlich erfahren, und dasselbe leid, nicht weniger tief fülend ertragen, manches iar hindurch habe ich die freundin meines herzens, die treue mutter meiner kinder⁶³) betrauert und nach 20 iaren fürte mir der himmel eine neue freundin zu, welche mich die frühere zwar nicht vergessen macht, aber es billiget und one neid ansiehet, wenn mich zuweilen in erinnerung an dieselbe eine süsse wehemut befällt, die mit der zeit beim andenken an liebe verblichene, an die stelle des bittern leides tritt: ich bin, so ser man es in meinem alter sein kann, ein glüklicher mann geworden; denn mein treffliches, tugendhaftes weib, giebt meinem noch unveralterten herzen alles, was es sich nur wünschen kann. möge der liebe gott ruhe, trost und mit der zeit auch wieder freude in Ir herz senken! Gewiß wird die reise Irem verwundeten gemüte wol tun und zerstreung ist in solchen seelen leiden immer eine heilsame arznei. Kommen Sie lieber Brenken! bei uns finden Sie gewiß teilnehmende herzen, und werden sehen, daß die alteutsche Biederkeit auch ausser Westfalen noch nicht ausgestorben ist. Kommen Sie gegen ende dieses monats; so werden Sie meine Schwiegermutter v. Droste und ire tochter Nette und auch Iren landsmann Gaugrewen noch hier finden, und dann war-

scheinlich die heimreise zusammen machen können. Gaugrewens wonen nur eine meile von hier, wir können einander in die fenster sehen und in einer stunde beisamen sein. wir sind aber recht frohe, daß er das schöne gut Berg behalten hat und mit seinem schwager Schönau⁶⁴) darüber abgekommen ist; wer weiß, wenn es wäre verkauft worden, was wir für nachbarn bekommen hätten! Gaugrewen ist ein guter, rechtlicher und ser verträglicher mann, und mit der familie seiner frau stehe ich seit 40 iaren und darüber in den freundschaftlichsten verhältnissen. Ich danke Inen herzlich für den freundlichen anteil, den Sie an meinem so reichlichen hausseggen nemen wollen. die Kinder sind gottlob recht gesund und machen uns täglich größere freude; iren allemannischen ursprung können Sie weder an augen, noch an haaren verläugnen, und bis nun zu haben sie an freundlichkeit und fröhlichkeit sich als ware schwabenkinder bewärt. Meine frau, welche alle meine wünsche heilet, vereinige sich mit mir Sie zu bitten, Ire vorhabende schweizerreise ia nicht aufzugeben. ich will mich auch noch ferner und näher nach dem waffenverkauf in Solothurn, wo ich zwar keine, aber in dem benachbarten Bern bekannte habe, erkundigen und Inen, was ich hierüber erfahren kann, sogleich berichten.

Am 9^{ten} May I. J. wollte ich mit meiner frau und schwägerin Nette nach Heiligenberg⁶⁵) faren, in dem dorfe Altenau am Bodensee giengen die pferde, durch ungeschicklichkeit des kutschers, bergab mit uns durch, schmissen uns in einen graben, und ich wurde schrecklich gequetscht und noch eine streke geschleift. man trug mich in eine nahe gelegene baurenkneipe, wo ich durch 4 wochen auf dem rücken liegen musste, bis ich mich nach hause tragen lassen konnte, da brauchte ich bäder, und am 5 august gieng ich auf 4 wochen nach Baden in der Schweiz, von wo ich gestern zurük kam, wenig wirkung von meiner badekur verspürend, indem ich noch immer an krüken gehen muß und mein linkes bein, im oberschenkelgelenke, wenn auch nicht ganz, doch großen teils, gelämet ist.⁶⁶) man

sagt: die wirkungen des bades äussern sich erst nach einigem zeitverlaufe zu hause: das wollen wir denn erwarten! indessen hat mir der liebe gott, bei dieser neuen pruffung, meinen alten angeborenen schwäbischen frohesinn gelassen, und da ich in ieder andern körperlichen beziehung, ganz gesund und wol auf bin, achte ich mich, bei einem lieben weibe und lieben kindern, nicht, wie mancher andere an meiner stelle tun würde, für einen unglücklichen mann; denn ich kann noch freude und leid mit meinen freunden empfinden, und wenn ich auch nicht wieder gehen lerne; so bleiben mir doch noch meine bücher und lust und liebe zum arbeiten. Werner Haxthausen⁶⁷) habe ich ins bad nach Kissingen geschrieben und im namen seiner schwester⁶⁸) gebeten, Sie hier abzuholen; allein, ich bekam keine antwort: solchen gelerten leuten begegnet das wol manchmal, daß sie über iren idealen die wirkliche welt vergessen; wie ich verneme, befindet er sich gegenwärtig in Pymont. Ich lebe in einem lande, dessen Politik so elend ist, daß ich gar nichts davon hören mag; denn seine existenz beruhet bloß auf der eifersucht seiner nachbaren; werden diese einmal enig, wie sie die Schweiz teilen wollen; dann ade! Eidgenossenschaft! mag bei Inen die beamten Aristocratie unter dem aushängeschild des Liberalismus, auch viel unheil stiften und das volk verderben; so haben sie doch die aussicht, daß es sich, mit veränderung des regenten, plötzlich ändern kann. hätte der teutsche adel das institut der *Kette*⁶⁹) recht verstanden; so hätte in den lezten 20 iaren viel zu verbesserung seines zustandes, und rettung der alten verfassungen gearbeitet werden können; aber, er ist schon zu ser und zu allgemein verdorben, und muß daher zu grunde gehen!!!

Alles von hier grüßet Sie, und Ire frau Mutter und Ire kinder, vor allem aber meine gute Jenny, welche den tod irer lieben freundin so schmerzlich empfunden hat, und sich nun so ser freuet Sie und Bocholtz bei uns zu sehen; dem ich meine freundlichsten grüße auszurichten bitte; besonders aber möchte ich bei dem von mir so hochvererten H: Onkel von Metternich

in Wehren⁷⁰) empfolen sein; das ist der Mann, der mir von allen Westphalen am besten gefallen hat!

Leben Sie wol, gott befohlen! von irem freunde und vetter

JvLaßberg

4. Laßberg an Brenken, 17.4.1837. Briefnummer Laßbergs: 83; Empfängervermerke: Erh. 29. IV. 37, beantw. d. 20^{ten} July Nr. 126.

Eppishausen bei Constanz am
17 April 1837

Lieber freund und Vetter!

Dein freundlicher brief sowol, als auch das schöne und angenehme geschenk, die Westphälischen Schösser darstellend, haben uns viele freude gemacht, und Jenny, welche Dich mit mir herzlich grüßet, trägt mir auf Dir noch ganz besonders Iren dank dafür abzustatten. Das ir von eurer reise wol und glücklich zu hause angekommen seid, hat uns ser zu vernemen gefreut. Bocholtz hat noch nichts von sich hören lassen, hätte er zutrauen zu mir gehabt, so würde ich in der vergeblichen reise nach Hohenklingen⁷¹) überhoben haben; ich hätte im noch ganz andere, eben so schön gelegene, und bewonbare burgen angeben können, und komme nun selbst in unterhandlung um eine herrlich, und nur 3/4 stunden von Schafhausen gelegene burg Herblingen⁷²) genannt, welche Jenny und ich zu besehen nur den ersten guten tag erwarten. Du weisst one zweifel wol schon, daß Gaugrewen vor 4 Wochen mit einem gesunden sone⁷³) erfreut worden ist. wir alle haben die größte freude darüber, daß Emma gleich so gut debütirt hat; gestern war Er bei uns und sagte daß sie auf den Juny die reise nach dem Sauerlande antretten wollen; indessen scheint mir, daß sie da einen nicht zu langen aufenthalt machen werden; weil Gaugrewen wie er sagt, eben in unterhandlung ist, den Domherrenhof meines kürzlich verstorbenen Schwagers v. Reichlin-Meldegg⁷⁴) zu kauffen; also ein Constanzer zu werden. Wir können uns in die seit iarhunderten unerhörte witterung nicht finden

und hören von überall her, daß es anderwärts auch nicht besser aussiehet. ietzt, wo sonst der haber schon zu keimen anfängt, ist er noch nicht im boden, und man kann vor schnee nicht einmal pflügen: was soll daraus werden, wenn, wie ich fürchte, wir einen heissen und trokenen sommer bekommen? das giebt eine gute Speculation für kornjuden! – Hoffentlich lieber freund! bist Du in deiner hohen lage mit den Deinigen, von der bösen Grippe verschont geblieben; wir sind gottlob! so allgemein sie auch in unserer ganzen umgebung herrschte, und zum teile noch herrschet, gut davon gekommen. unsere zwei fuchslein faren fort sich so wol, als nur gewünscht werden kann, zu befinden; wofür wir dem lieben gotte nicht genug danken können. Vielen dank für die guten nachrichten, welche Du mir von dem befinden der Deinigen giebst, so wie auch von den lieben verwandten zu Wehren:⁷⁵⁾ Jenny und ich nemen stets den herzlichsten anteil an allem was euch gutes begegnet. Was sagst du dazu, daß Werner Haxthausen ein gut in Franken gekauft hat?⁷⁶⁾ mir wäre lieber gewesen, wenn er sich bei uns in Schwaben angekauft hätte, wo es auch noch gute warme Nester giebt. freuen soll es mich, wenn er sich einmal aus seinem dumpfigen und feuchten Boeckendorf herausmacht, wo seine gesundheit zuletzt doch noch zu grunde gehen müßte. der gute Werner hat uns das schöne gut sogleich zum bewonen angeboten; aber ich kann mich nicht entschließen, anderst als auf eigenem grund und boden zu wohnen. Die dabei gelegene und dazu gehörige alte kaiserliche burg /: Castrum Selze:/ soll wunderschön, ia eine der merkwürdigsten in Teutschland sein. Ein wunderschön gelegenes schloß und gut /:Hersberg:/⁷⁷⁾ nahe am Bodensee, auf dem schwäbischen ufer, nur eine viertelstunde von dem marktfleken Immenstad auf einem mäßigen hügel, wo guter wein wächst, mit einer prachtvollen aussicht über den ganzen See und auf die Alpen, ist mir für ^{46/}m fl angeboten; allein es ist mir zu groß: wäre dies nicht für Deinen schwager Boholz? – ich wünschte doch recht ser, wenn er eine burg in diesem teile Teut-

schlands kauffen will, daß es auch in meiner nachbarschaft wäre.

Mamma Droste, welche bis ende May zu uns kommen wollte, hat ire abreise wieder um einen monat verschoben: wir haben das schloß Oetlishausen,⁷⁸⁾ eine stunde von hier für sie gemietet: und lassen wirklich schon den garten für sie bearbeiten. Von politischen neuigkeiten aus der Schweiz giebt es diesmal keinen stof [e getilgt] zu schreiben: alles ist scheinbar ruhig; aber alles ist auch in seinem inneren so zertrennt, daß nur die furcht vor dem schwerte der nachbarn, die fakzionen abhält über einander herzufallen: wie lange diese confusio divinitus conservata, noch sich erhalten wird, kann man selbst mit einiger divinations gabe, nicht erraten; weil alles von äussern umständen abhängt: übrigens scheint mir die krankheit an welcher die Schweiz laboriret, von [sic!] darum unheilbar; weil sie iren siz nicht bloß in den häupteren; sondern *im magen* /: wie agrippa menenius⁷⁹⁾ das volk nannte /: genommen hat, und wo einmal das volk schlecht geworden ist; da muß schneiden und brennen angewendet werden, anderst gehet es nicht.

Lebe wol lieber freund! empfele mich den Deinigen auf das beste und behalte uns lieb. gott befolgen von

Deinem
aufrichtigen freunde
JvLaßberg.

5. Laßberg an Brenken, 11./19. 11. 1837. Briefnummer Laßbergs: 186; Empfängervermerk: Erh. 24. Nov 1837.

Eppishausen bei Constanz am 11 Novbrs 1837. Das kugel ror, lieber freund und vetter! ist glücklich wieder hier angekommen. und H. Posthalter Dolf zu Wesen⁸⁰⁾ ist ein besserer mann als der expeditor farender posten in St. Gallen; denn er schreibt mir: daß der gewehr lauf quæstionis von niemanden reclamiert worden sei. die auf diesen gegenstand erlaufenen kosten, betragen 45 kr oder in eure sprache übersezt: 10

ggt. du magst wol denken, daß ich das paket aufgemacht habe, um zu sehen, ob der lauf nicht schaden genommen: er ist unversert. mir scheint dieser lauf sei für eine scheiben büchse bestimmt; denn als Bursetbüchse wäre er zu schwer. dies werde ich wol dem büchsenmacher bemerken müssen, dem ich sogleich schreibe. ich wünschte auch zu wissen: was ein solcher lauf bei dem He. *Rebsamen Fils a Geneve kostet? vergiß nicht mir es zu schreiben.*

Nun bist du längst zu hause lieber freund! und Eginhard⁸¹⁾ reitet schon wieder auf dem hölzernen rosse. hoffentlich hast du alles wol zu hause angetroffen und auch vergnügliche briefe von Montêt⁸²⁾ da angetroffen und denkst daran uns bald zu schreiben, wie es Dir auf der heimreise ergangen ist: dies alles wollen wir mit freuden lesen. In 10 tagen wird es sich entscheiden: ob wir uns in der alten Burg des königs Dagobert⁸³⁾ zu Meersburg wieder sehen sollen; oder wo anders? – mit der morgigen post erwarte ich die kaufsbedingungen, die bei der versteigerung am 20.ⁿ dieses vorgelegt werden sollen.

Heute den 12.ⁿ hat Mamma Droste briefe von irem bruder Moriz⁸⁴⁾ aus Bonn erhalten, worin er ir den empfang des Dir mitgegebenen briefes anzeige, sich aber beklaget, daß Du in nicht besucht hast, obschon in dem briefe der Mamma stund, daß Du, mit dem Dampfboote reisend, dich nicht werdest aufhalten können; aber so sind diese Städte bewoner, sie können sich nicht in die lage anderer leute denken. Ich habe nun die kaufsbedingungen von Meersburg erhalten; es sind aber so viele vorbehalte Servitute und andere exceptionen, daß ich wenig lust mer habe die acquisition zu machen; doch werde ich auf versteigerung tag dahin gehen und unterwegs den liben gott fleißig bitten, daß er den Teufel abhalte mich zu verführen, daß ich es dennoch kaüffe; denn leider sagt ein altes schwäbisches Sprüchwort: alter schützt nicht vor Torheit! lieber Brenken! ich möchte Dir gerne mer scheiben, aber ich werde alle augenblicke gestört.

Am 19 Novbrs.

Morgen frühe mein bester! neme ich diesen brief mit nach Constanz, von wo ich montags zu der versteigerung nach Meersburg abgehe. Die Bedingungen, unter welchen man eigentümer dieser alten burg werden kann, sind ser lästig und einige darunter, wenn ich Sie nicht wegbringen kann, würden für mich ware impedimenta dirimentia sein. Wenn Du noch wirklich lust hast durch Dr. Stanz Dir ein paar Scheiben mit wappen in Deine capelle machen zu lassen,⁸⁵⁾ so wollte ich Dir raten, mit übersendung der wappen zeichnungen und maße nicht gar zu lange zuzuwarten; indem sonst zu befürchten, daß demselben inzwischen andere bestellungen kommen und Du dann allzulange warten müsstest; so aber, wenn er Deine zeichnungen ietzt bekäme; so würde er Deine arbeit gleich, nach vollendung der 4 schon angefangenen scheiben für den Bonner Professor, vornehmen und Du solche warscheinlich noch im laufe des nächsten Sommers erhalten.

Sage mir noch, ob ich auf dem schafte deiner kugelbüchse nicht ein blättchen mit Deinem aufgestochenen wappen soll anbringen lassen? Schreibe uns auch, wie es Deinen lieben kindern in Montêt gehet und ob sie sich da gut angewöhnen können. Jenny und ich und Mamma Droste und die kleine Albertine⁸⁶⁾ nemen den herzlichsten anteil daran. Wenn Du Bocholt<z> siehest; so grüße in von uns allen; von mir aber sage im, daß ich gar nicht zufrieden, daß er noch nie zeit gefunden mir auch nur <in> einem par zeilen zu sagen, daß er uns noch nicht vergessen habe. In Wehrden und bei allen den Deinigen viele grüße von uns, und Deiner gnädigen frau Mutter sage, daß wir uns hoffnung machen sie noch vor pfingsten auf der Durchreise nach Montêt hier zu sehen. Ade lieber Brenken! alles grüßet Dich und ich bleibe, wie alzeit Dein
getreuer freund und vetter

JvLaßberg.

6. Laßberg an Brenken, 22. 2. 1838; Briefnummer Laßbergs: 58. Empfängervermerke: Erh. 6^{ten} März 1838, beantw. d. 21^{ten} Apr. 1838, No 97.-

Endlich lieber freund und vetter! sind die loose geworfen, und die 1200 iare alte Meersburg ist mein. Die g.hz. Domainenkammer z. Carlsruhe hat mich zwar beinahe ein vierteliar auf ire entschliessung warten lassen; aber, es sind doch brave leute! Sie haben mir die schöne besizung 2000 fl. unter dem anschlag und ausrufspreise gelassen.⁸⁷⁾ wenn ich ietzt nur schon mitten darine säße und das einpaken, transportiren und verzollen etc. überstanden hätte! doch ist das auspaken und einräumen auch wieder ein lustiges geschäft. Gerne möchte ich Dir lieber freund! eine recht um- und vollständige beschreibung meines künftigen wonsizes machen, wenn es nicht zu viel zeit und raum erfordern würde. Gewiß ist es eine der größten, schönsten und besterhaltenen burgen Teutschlandes. auf einem von allen seiten steil abgeschnittenen felsen erhebt sie sich zwischen der obern und untern Stadt Meersburg, in irer mitte stehet der 40 fuß dike, durch den könig Dagobert v. Austrasien gebaute 4ekigte Thurm, um welchen 3 flügel des schlosses angebaut sind, zwei weitere flügel in kreuzform ziehen sich ostwärts zwischen 2 höfen hin, deren einer wieder mit einer reihe von niederen gebäuden eingefast ist, auf 4 eken stehen eben so viele 25 bis 30 fuß dike runde thürme. über eine 40 fuß lange brücke und eine tiefe felsenschlucht, in deren grunde 3 mühlen rauschen, führt durch 3 tore der weg in den inneren hof, den ein laufender bronnen mit trefflichem quellwasser zieret. heizbare zimmer zälen wir 35, von welchen ein par duzend sogleich bezogen werden können. im ganzen sind der gemächer, die 5 keller und andere gewölbe mit eingeschlossen, wol gegen achtzig. obwol das ganze bauwerk unregelmäßig ist; so hat der bauplan durchaus das angenehme, daß jedes mal auf einem boden 5 bis 7 zimmer in einander gehen. Kapelle, eisgrube, badezimmer, wasch- und andere küchen, Burgverlies, unterirdischen gang durch einen der thürme bis an den Bodensee, zwei herrliche helle säale mit Kreuzgewölben und pfeilern, das findest Du alles da, mit ei-

ner aussicht, deren beschreibung mich wol einen bogen Papier kosten würde. Du siehest nun, daß alles gut ist, und daß ich für 5555 5/9 eurer thaler kein übles nestchen gekauft habe; auch hoffe ich, wenn der liebe gott mich leben läßt, eine wohnung daraus zu machen, welche Ritter und Knechte⁸⁸⁾ loben sollen. Ein lange vergebens gehegter wunsch: meine bücher, handschriften, urkunden etc. einmal an einem orte beisammen und ein bequemes arbeitszimmer anstoßend darneben zu haben, ist nun auf eine unüberreffliche weise erfüllt, ein 52 fuß langer und 23! breiter, gewölbter saal mit 6 fenstern, der ehemals das bischöfliche archiv enthielt, giebt mir hinlänglichen raum 15000 bände aufzustellen, anstossend habe ich in einem der thürme ein 24 fuß großes rundes gemach, als schreibzimmer, aus dem ich durch eine glasthüre die bibliothek übersehen kann.⁸⁹⁾ Während meine gute Jenny dann den ganzen burghügel mit blumen befanzt size ich dann in meinem Rondel und erfreue mich an den schriften der vorwelt. Komme also nur bald selbst und freue dich mit mir.

Deine standbüchse habe ich dem büchsenmacher Seidler zu Engen im Höwgau⁹⁰⁾ auf das beste anempfohlen: er fragte mich, ob dieselbe zum auflegen; oder von freier hand zu schießen, dienen solle? ich glaubte in unbedenklich für das letzte bescheiden zu sollen.

Meine frauen haben seit einem vierteliare, weder von den irigen aus Hülshof⁹¹⁾ und Rüschaus,⁹²⁾ noch aus Boeckendorf,⁹³⁾ Wehrden,⁹⁴⁾ Herstelle,⁹⁵⁾ Hinnenburg,⁹⁶⁾ Harz von nirgend her aus Westphalen eine zeile erhalten, und Du kannst denken, daß sie nicht wenig betrübt darüber sind, besonders Mamma Droste, welche oft laut aufseufzet. dazu kommen noch alle die geschichten vom Erzbischof,⁹⁷⁾ seinem Bruder,⁹⁸⁾ dem vom Paderborn,⁹⁹⁾ Galen dem manne v. Anna Asseburg¹⁰⁰⁾ u.s.w. gewiß, wir haben alle wochen, wenn sie zu uns kommt, genug an ir zu trösten. Deine mädchen zu Montêt haben uns auch geschrieben, es sind liebe kinder, und wir würden sie gerne einmal besuchen, wenn wir nicht ietzt ganz andere und unauf-

schiebbare dinge zu tun hätten. Hier lieber Freund! sendet Dir Jenny eine kleine skizze von unserer alten burg, von einer der 100 ansichten des Bodensees ganz eilig abgenommen und nun lebe wol, grüße von uns die Deinigen und gieb uns bald gute nachrichten von euch allen. in Wehrden vergiß nicht alles schöne und gute von uns auszurichten. Bocholtz habe ich geschrieben und im geraten ietzt die schöne alte Burg Herblingen¹⁰¹⁾ bei Schäfhausen zu kaufen, die ich bisher in reserve behalten habe[n], wenn etwa aus dem kaufe v. Meersburg nicht<s> werden sollte. ade! gott befohlen von

deinem
JvLaßberg.

7. Laßberg an Brenken; 16/17. 9. 1838. Briefnummer Laßbergs: 253; Empfängervermerke: Erh. 14. Octob. 1838, beantw. d. 12. No 199.

Meersburg am Bodensee den
16 Septbrs 1838.

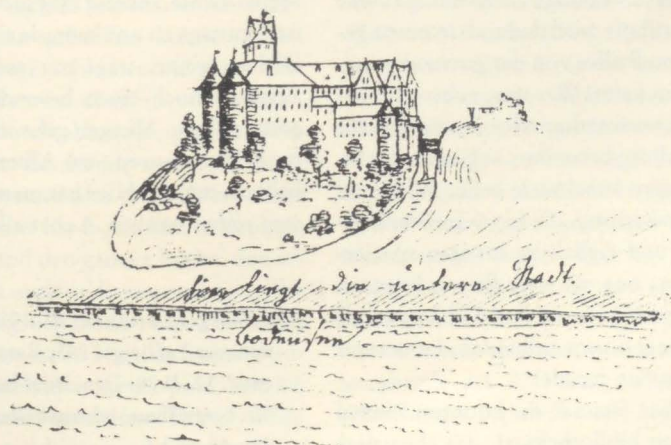
Lieber Freund und Vetter!

Endlich gestern durch Postwagen, erhielt ich die viel besprochene Scheiben büchse, wie mir

scheint, gut gearbeitet und one alle pracht, wie verlangt, doch nicht one zierlichkeit. Die hierauf erlaufenen Spesen betragen: fl. 53. 56 der im 24 fl. fuße; welche mit 20 stük Kronen Talern auszugleichen sind. Nun entsteht die frage: wie ich Dir diese büchse zusenden soll? – ich hoffte Mamma Droste werde sie in irem wagen mitnehmen können; allein, Sie hat so viele kleine kisten und schachteln, daß für die büchse kein raum übrig bleibet. Mir scheint das wolfeilste würde sein, dieselbe durch die Speditoren gebrüder Baer zu Friedrichshafen in ordinari fracht nach Paderborn an Reinhard-Eginhard senden zu lassen; solltest Du aber vorziehen sie auf schnellerem wege durch d. postwagen zu erhalten; so schreibe umgehend, ich erwarte Deine antwort.

Nun lieber bruder! sind wir endlich alle in der alten Dagobertsburg beisammen, inclusive der witewe meines guten braven friz,¹⁰²⁾ welche uns hier erwartete, und meiner schwester Waldburg, welche seit dem 10.ⁿ bei uns hier angekommen und meiner nichte Therese v. Haysdorf,¹⁰³⁾ welche wir diesen nachmittag aus Heiligenberg erwarten; so daß ich ietzt unter 12 weibsen der einzige mann sein werde, gleich ei-

Die alte Meeresburg.



nem beichtiger über einen chor voll Nonnen, ungerechnet die zwei kleinen Noennlein Hildegund und Hildegart. ich gehe aber übermorgen wieder nach Eppishausen, wo ich noch unsere geschäfte zu beendigen habe. nächsten Monat nach beendigter Exerzierzeit erwarten wir unsern guten Karl,¹⁰⁴⁾ gegenwärtig Kommandanten z. Kastel bei Mainz, von wo er hoffnung hat, um besagte zeit abgelöset zu werden. Lieber Brenken! es felet uns dann zu einem vollständigen familien congresse niemand mer, als unser wakerer Friz, den der unerbittliche Tod uns am 30ⁿ Juny l. J. entfüret hat. dieser tod macht uns so manchen lieb gehabten und gehegten lebensplan scheitern und ich stehe da, wie ein alter baum, dem der bliz seine krone abgeschlagen hat; denn meine krone und meine glorie war dieser wakere son! für wen habe ich nun gearbeitet, für wen bücher, handschriften und andere gute dinge gesammelt und abgeschrieben? ausser dem schmerze ietzt die liebe eines so guten sones entberen zu müssen; ist es auch peinlich für mich zu denken, daß nach meinem tode meine sammelungen zerstreut und, wer weiß in was für fremde hände gelangen werden; allein, ich will nicht klagen!¹⁰⁵⁾ gottes unerforschlicher wille sei mir heilig und sein name gelobt in alle ewigkeit!

Hatten wir vor einigen wochen viel arbeit mit einpakem; so sind wir ietzt nicht weniger mit auspaken beschäftigt und so wird auch mir in dieser unruhe eine woltätige zerstreung zuteile und meine betrübniß wird dadurch in etwas gemildert. man muß alles von der guten seite nehmen, wenn man kann! Was uns, nebst dem besuche so lieber verwandten, den einstand in die alte Dagobertsburg besonders angenehm macht, ist die seit 8 tagen anhaltende helle, milde und warme herbstwitterung, die uns ware Sommerstage schenket und täglich zu lustigen spaziergängen einladet, was wir auch fleissig benutzen und wobei sich Hildegard und Hildegund als tüchtige fußgängerinnen ankünden, zu unserer allerseitigen großen freude.

Ich wollte lieber freund! du könntest einmal meinen schönen bibliotheksaal, das ehemalige

fürstbischöfl. Archiv, sehen; ich wüßte mir kein geräumigeres, helleres und bequemes local zu wünschen, mit anstoßendem die schönste aussicht darbietenden arbeitszimmer. Jenny läßt schon fleissig am Schloßberge graben, schaufeln und karren, um in, so klein er ist, in einen angenehmen ort zu verwandeln, wo man sich etwas im schatten und freier luft ergehen kann. alle dienstage und freitage landet das eine dampfboot 2 mal unter unsern fenstern, von wo aus wir alle darauf reisenden personen zählen und erkennen können; künftiges iar soll es alle tage kommen, und wenn der hiesige hafen einmal gebaut ist; alle tage 2 mal.

Die menge der geschäfte und zusprechenden leute, zwingt mich für heute abzubrechen; alles von hier grüßet Dich und die Deinigen, besonders wünschet Deiner gnädigen frau Mutter und dem braven Eginhard genannt zu werden,

Dein
alter freund
Joseph vLaßberg

Weißt Du etwas von Werner Haxthausen? so bitte ich Dich, es mir mitzuteilen, seit beinahe einem halben iare bin ich one nachricht von im und auf merere briefe bekam ich keine antwort. wie uns Tante Zuydywk¹⁰⁶⁾ erzälte, soll seine gesundheit ser zerfallen, und der arme zeitenweise äußerst leidend sein.

Am 17. Septbrs morgens.

Meine nichte Therese Haysdorf, welche gestern nachmittags zu uns kam, da sie hörte daß ich an Dich schreibe, trägt mir auf, dem Reinhart-Eginhart noch einen besonderen gruß von ir auszurichten. Morgen gehe ich auf ein par tage nach Eppishausen, wo Albertine¹⁰⁷⁾ als stadthalterin regiert. Hier hat man schon die schönsten reifen trauben. Lebet alle wol!

8. Laßberg an Brenken; 20. 10./6. 11. 1838. Briefnummer Laßbergs: 283; Empfängervermerk: be-
antw. 12. II 39. Dem Brief liegt eine (wohl die in
Nr. 6. erwähnte) schematische Zeichnung *Die alte
Meersburg* bei.

Meersburg am Bodensee, am 20 Octobrs 1838.
Lieber freund und vetter!

In erwiederung auf Dein schreiben vom 12.ⁿ dieses, welches ich gestern erhielt, sage ich dir ante omnia, daß wenn ich einen augenblick hätte an den ausbruch von feindseligkeiten zwischen frankreich und Schweiz hätte glauben können, ich Dir unverzüglich würde geschrieben und dich um die ermächtigung gebeten haben, deine Kinder,¹⁰⁸⁾ bis auf weitere ordre zu uns hierher zu holen; allein, wie ich die Schweizer kenne, so machen sie gewöhnlich die faust nur in dem sake, und schreien dabei gewaltig, wie die wälschen advocaten, one sich deshalb von der stelle zu bewegen, auch frankreich, dem es so leicht wäre die Schweiz zu überrumpeln, tut es in diesem augenblicke gewiss nicht; weil die nachbarn es nicht haben wollen. die lieben mädchen sind also in Montêt so sicher vor allem feindlichen anlaufe, als wenn sie zu Erpernburg säßen.

am 6. November.

So weit war ich mit schreiben gekommen, als man mir die ankunft eines teiles der Orangerie ankündigte, welche die Herren Markgraven von Baden zu Salmannsweiler¹⁰⁹⁾ verkaufen liessen und ich in der versteigerung erstanden hatte. als die bäume abgeladen, zeigte sich, daß sie viel, ia ser viel größer waren als ich sie in dem Salmannsweiler garten dafür angesehen, daß wir sie nicht nur zu keiner unserer türen hereinbringen; sondern auch in keinem der hiezu disponibeln gemächer aufstellen konnten; also mauerer, zimmerleute, schlosser und glaser herbeigerufen und aus zwei über einander stehenden gemächern, durch abrechung des bodens eins gemacht; denn die abende waren schon kül und auf dem schweizer ufer reichte der schnee schon bis in die ebne herab, du kannst denken, daß ich alle tage und den ganzen tag bei den arbeitsleuten stehen und für diese ganze zeit, alles briefschreiben aufgeben mußte, da ich bei lichte nicht mer schreiben kann. Nun, da meine zitronen und pomeranzen in sicherheit sind, kere ich lieber bruder! wieder zu deinem brieft zurück, was ich nun um so ruhiger tun kann, als meine

gäste uns verlassen und Jenny und ich mit den kindern allein geblieben sind.

Recht ser bedaure ich, daß das Seebad zu Scheveningen keine Heilkraft an Dir bewiesen hat; aber solche anstalten wollen mer als einmal besucht sein, wenn sie dauerhafte heilung gewären sollen: dies weiß ich aus eigener erfahrung; lasse Dich also durch nichts abhalten, künftigen sommer den versuch zu wiederholen. dem traurigen und gefarvollen zustande der katholischen sache in Westphalen und am Rheine, sehe ich bei dem bestande der gegenwärtigen Preuß. Regierung, sobald noch kein ende vor. das wachsen der unzufriedenheit der atlutherischen gemeinden über die aufgedrungenen neuen kirchlichen einrichtungen, kann die regierung schneller oder langsamer überzeugen, wie unklug und unausführbar es ist, sich mit gewalt in dinge zu mischen, die irer natur nach nicht durch laien zu handhaben sind, one die sache selbst, d.i. die Religion über den haufen zu stoßen. von der persönlichkeit des königs¹¹⁰⁾ erwarte ich keine änderung! dieselbe nachrichten in betref der allgemeinen aufregung, giebt uns Mamma Droste in einem diesen morgen erhaltenen brieft aus Bonn. dort beschuldigt man vorzüglich den Domdechant Hüsgen¹¹¹⁾ und sein Domcapitel, daß sie die weltlichen behörden aufhezen. da sie nun keine edelleute mer im kapitel haben; so werden sie der regierung gerne in allem zu gefallen leben, damit diese die türe in dem dom dem adel fortan verschlossen halte. wären edelleute im Kölner D.kapitel gewesen, dieses hätte seinen E.bischof wol nie so schmählich verlassen, wie diese Doctoren taten. Eine höchst bedauerliche geschichte ist der nun auch von der weltlichen wie von der Cölner geistlichen obrigkeit beschützte Hermesianismus,¹¹²⁾ welcher den iungen geistlichen die köpfe verwirrt, one ire begriffe über das unbegreifliche aufzuhellen: ich sehe die traurigsten folgen aus dieser geistlichen hypermetaphisik hervorgehen und eine neue spaltung, änlich einer der ersten iarzehende des XVI Iarh: in unserer katholischen kirche, vielleicht nach wenig iaren entstehen.

Ich danke Dir herzlich, lieber freund! für die teilname, welche Du mir über den verlust meines guten soñes friz bezeigest; du fülest wol mit mir, daß es für einen solchen verlust keinen trost giebt, und daß alles klagen in nicht wieder zurükrufen kann. der beste trost ist, das bewußtsein der notwendigkeit sich den unerforschlichen ratschlüssen gottes, one murren zu unterwerfen; darum klage ich auch nicht gerne; daß heißt nur seinen schmerz paraphrasiren, besser ist es in schweigend in mannes brust verschliessen, als anderen damit langeweile machen; aber ich komme mir vor wie ein alter baum, dem der bliz seine krone abgeschlagen hat; denn meine krone und mein stolz war dieser son! – wir sind alle am 7 Septbrs hier angekommen und fanden beim aussteigen aus dem Dampfboote unsere tochter Helene, die wittwe unseres Friz auf uns wartend: am folgenden abend traf meine schwester Waldburg und tags darauf meine nichte Haysdorff bei uns ein, wozu am 4 octbrs auch unser guter son Karl, der einzige den mir der himmel von vieren gelassen hat, sich gesellte. So haben wir einige wochen in stillem freundlichen frieden und liebevoller einigkeit mit einander verlebt; manchmal in wehemütigen erinnerungen und zuweilen durch die unschuldigen frölichen spiele unserer zwei kleinen Hilden erheitert. Nun ist alles wieder in sein heimwesen zurückekeret: Mamma Droste machte den beschluß und verließ uns am 27 octobers.

Wegen Deinem Pelze sagte mir Karl, der Dich herzlich grüßet, daß er zwar sogleich um einen solchen, wie Du verlangtest geschrieben; aber zu antwort erhalten, daß keine aussicht da seie, vor dem früling, wo die militair transporte gewönlich aus Ungarn abgehen, einen ächten zu erhalten; Du wirst also leichter faren, wenn du dir durch eine pelzhandlung Deiner gegend eine solche Burda¹¹³) verschaffen kannst.

Die büchse geht mit morgigem postwagen nach Paderborn ab, da du mir einen näheren ablage ort nicht bezeichnet hast. das geld: 54 fl rheinisch kannst du an Werner Haxthausen in Böckendorf bezalen, mit welchem ich in rechnung

stehe, und Dir wol das bequemste sein wird. der arme Werner! ich darf kaum hoffen in nochmal zu sehen. die berichte die Mamma Droste in Bonn über sein befinden eingenommen hat, lauten gar zu traurig, und dann der unglückliche entschluf, den langen winter in dem finstern, feuchten und dumpfigen Boeckendorf zuzubringen, statt in ein warmes und trokenes baad zu gehen, das wird im vollends den garaus machen. Alles von hier grüßet Dich und die Deinigen und damit gott befohen! von Deinem

freunde und vetter

JvLaßberg.

Über die fruchtbarkeit der neuen ehe des biederen Bochoz¹¹⁴) haben wir alle die größte freude, und grüßen in durch Dich aufs herzlichste.

9. Versanddeklaration Laßbergs, 19. 11. 1838. Briefnummer Laßbergs: 305.

Declaration

Durch Meersburger Postwagen sende ich an den Freiherren Fr. C. von und zu Brenken, in den Brenker Hof nach Paderborn, ein Schießgewehr, Valor: 7 Louis d'ors, in einer Kiste.

Meersburg am 19 Novbrs. 1838

Joseph Freiherr v. Laßberg.

10. Laßberg an Brenken, 24. 6. 1839. Briefnummer Laßbergs: 110; Empfängervermerk: Erh. 30 Jun 39. Die im Brief erwähnte Abbildung ist nicht mehr vorhanden.

Auf der alten Meersburg, an St. Johannis morgen. 1839.

Lieber Freund, Bruder und Vetter!

Heute ist ein merkwürdiger, ein teurer und unvergleichlicher tag für mich! diesen morgen sind es 53 iare, daß ich in der Kapelle Friederich des rotbarts, auf der alten burg Trifels im Was-

gau, ¹¹⁵) von meinem mütterlichen oheim Conrad, ¹¹⁶) zum ritter geschlagen wurde. zum 53ten male vergegenwärtige ich mir ort und zeit, gesichter und auch die kleinsten handlungen und umstände, die bei dieser heiligen handlung mir vorkamen, und gottlob! auch heute noch mit derselben lebendigkeit des gefüles als damal. ob nach mir einem andern iungen teutschen edelmanne dasselbe widerfahren ist, weiß ich nicht; aber gewiß, daß es unmöglich irgend einen so glücklich gemacht haben kann als an ienem tage mich; auch heute noch, in meinem 70ten alters iare, macht mich dies andenken frölich und stolz. dieser tag hat mir nun in der langen reihe von iaren beinahe immer etwas erfreuliches gebracht, und so auch heute, die erfüllung [*durchgestrichen!*] künde von erfüllung eines wunsches, den Jenny und ich schon lange hegten, und welche dem ienigen, dem wir so aufrichtig zugetan sind, nur zum glüke ausschlagen kann. Unser freund Brenken, so lauten die nachrichten, will sich wieder vermälen, mit einem klugen, wakern, teutschen mädchen, ¹¹⁷) und zwar schon in diesem sommer und dann eine reise nach der Schweiz machen, auf welcher sein geradester weg in und seine iunge frau auch nach der alt [*durchgestrichen!*] 1200 iar alten burg des königs Dagobert /: † 638 :/ führen wird. vermutlich trifft er da auf unsern bruder Werner Droste von Hülshof, der gleich, nach der abreise des Kronprinzen ¹¹⁸) von Münster, seine reise zu uns, über München, Innsbruk und den Arlenberg, antretten wird. Dies lieber Brenken! sind die neuigkeiten, welche uns die heutige post brachte, und Du magst wol denken, daß wir uns herzlich darüber freuen. one zweifel ist Deine so notwendige wiedervermählung auch der allgemeine wunsch aller der Deinigen und ir vergnügen darüber eben so ungeteilt, als ienes Deiner übrigen freunde. Was soll ich Dir von uns sagen? wir sind gottlob! alle wol und leben im stillen vergnügt auf unserer felsenburg, von welcher wir bereits einen guten teil entberlicher kleiner gebäude abgebrochen haben, um raum zu einem blumengärtchen im vordern hofe zu gewinnen, nämlich

all das ienige, was auf beiliegender abbildung mit gekreuzten linien durchgestrichen ist, und da Du meines wissens von der nordseite unserer burg noch keine abbildung hast; so lege ich Dir hier auch eine solche bei: mir kömmt solche viel malerischer und altertümlicher vor, als die mittagseite. Ich denke, wenn Du mit unserer lieben alten, neuen base zu uns kommst, soll Dir in der hauptsache alles wol gefallen, besonders mein schöner und bequemer büchersaal welcher um das iar 1586 von dem Cardinal Marcus Sitticus graven von Hohen Ems ¹¹⁹) zu einem Archive gebaut wurde. den kleinen berg, der auf der mittagseite das Schloß umgiebt, hat meine gute Jenny, aus einer waren wüstenei, schon in einen angenehmen ort umgewandelt, teils durch anlage eines kleinen weingartens mit den erlesensten rebengattungen, teils durch spazier wege und anpflanzung schönblühender bäume und gesträuche, auch ist schon ein anfang mit anpflanzung feiner obstsorten, besonders steinobst gemacht, wozu uns die vielen, den ganzen tag der Sonne ausgesetzten mauren so viele gelegenheit darbieten. ¹²⁰)

Daß die Preussen den armen blinden bischof von Münster auf reisen geschickt haben, damit er ia den Kronprinzen bei seiner anwesenheit dasselbst nicht sprechen soll, ist warhaft lächerlich; ¹²¹) scheint mir aber kein compliment für den kronprinzen selbst zu enthalten! – Daß man aber dem kranken Erzbischof ¹²²) noch zwei Gendarmen mitgegeben, auf daß er nicht entlaufe, und dieselben dem Erbdrosten als einquartierung in sein hauß zu Darfeld ¹²³) gelegt hat, ist mer als unmenschlich, und, obschon dem westphälischen Merkur aufs strengste verboten ist, irgend etwas den Erzbischof betreffendes in seine blätter aufzunehmen; so weiß doch die ganze welt, was um und mit ime vorgehet, und das ganze verfahren erscheint dadurch nur um so erbärmlicher in den augen der unparteiischen leute. Am 20 März habe ich an Borcholz geschrieben, seitdeme aber nichts erfahren, wie es ime gehet; weißt Du etwas erfreuliches von im; so bitte ich Dich, es mir mitzuteilen. Gaugrebens werden noch immer erwartet; aber

es scheint seinen leuten in Berg zu gehen wie dem horazischen bauren: dum praeterfluit amnis¹²⁴) etc. Was soll ich von dem neuen Baierschen graven¹²⁵) sagen? – o Werner, Werner! quae te dementia cepit!!! aber, ich hoffe, er hat es nicht gesucht und wol auf eine geschickte weise nicht ablenen koennen. habeat sibi!. es ist nun bald ein iar, daß ich die lezte zeile von im gesehen.

Nun lieber bruder! tausend grüße von uns an Dich und alle die Deinen; auch an der Weser zu Wehren möchte ich nicht gerne vergessen sein.

Damit gott befohlen, von
Deinem
alten freunde und vetter
JvLaßberg.

11. Laßberg an Brenken, 8. 9. 1839. Briefnummer Laßbergs: 141; Empfängervermerk: Erh. d. 21^{ten} Seb. Der Brief ist an Brenken "bei dem Freiherrn von Haxthausen zu Bonn am Rheine" adressiert.

Auf der alten Meersburg am 8 Sptbrs. 1839

Lieber freund, vetter und Hochzeiter!

Heute nur wenig worte; denn wir vermuten Dich in hochzeits, wo nicht gar schon in ehstands geschäften, über hals und kopf versenkt, in Bonn, bei dem guten onkel Moriz. Vor wenig tagen erst bekam meine frau einen 14 tage alten brief von Deinen kindern aus Montêt. Sophie schreibt: wir sollen sie beide in Montêt abholen, damit sie die ferien hier bei uns zubringen können.

Da ich mir nicht vorstellen kann, daß das institut von Montêt, ganz unbekanntem leuten kinder, one schriftliche bevollmächtigung der ältern, überantworten würde; so glaube ich die reise doch nicht so auf gerate wol wagen zu dürfen. ich denke: wenn es Dein wunsch wäre; so würdest Du mir vorlängst davon etwas geschrieben haben und muß, da Du es nicht tatest,

viel mer glauben, daß es nicht in Deiner absicht liege und Du vielmer im sinn habest Deine hochzeitreise selbst nach Montêt zu lenken. Jenny könnte auf keinen fall reisen, den sie ist bereits auf der hälfte irer schwangerschaft und kann das faren nicht ertragen; ich aber würde, ungeachtet meines tägliche aufsicht und antrieb erforderlichen bauwesens, den weiten weg nach Montêt nicht scheuen, wenn ich wüsste daß es Dir angenehmer wäre; denn Du weisst wol selbst, welche freude es Jenny und mir machen würde, die lieben kinder einige wochen bei uns zu haben; um so mer als wir hoffen dürften, daß sie sich hier, wo nun auch ein weibliches erzieungs institut¹²⁶) ist, gefallen würden. Von dem kurzen besuche meines schwagers Werner, wird er Dir wol selbst, bei seiner durchreise in Bonn erzählt haben. er verließ uns am 28 august, und muß nun wol längst wieder zu hause sein, frohe, eine 66 Pfd. schwere von hier abgesendete kiste mit alten waffen, die im viel freude machten, auspacken zu können.

Nun aber, lieber bruder! hoffen wir Dich bald mit deiner guten Marie,¹²⁷) der ich zu irem heutigen namens tage, so wie zu irer nun wol auch vollzogenen vermählung, von herzen glük wünsche, in unsere alte Dagoberts burg einziehen zu sehen; denn eine hochzeit reise werdet ir in dieser schönen iaeszeit, doch machen, und wo könntet ir herzlicher willkommen sein, als bei den alten Schwaben am Bodensee? –

Jenny vereinigt ire glükwünsche mit den meinigen; sie hat sogleich an Sophien nach Montêt geschrieben, daß wir one erlaubniss des vaters, sie und Clotilden, so gerne wir es wünschten zu uns abzuholen nicht wagen dürfen. Und nun, gott befohlen! lieber bruder Brenken! und grüße alle die Deinen und die usrigen in Bonn auf das herzlichste von uns.

Dein

alter freund und bruder
JvLaßberg.

12. Laßberg an Brenken, 2./8. 10. 1839. Briefnummer Laßbergs: 152.

Meersburg am 2 Octobrs. 1839.

Dein gestern erhaltenes schreiben aus Erpernburg, hat uns alle ser erfreut, und Deine frau Mutter, Adelheid Metternich¹²⁸) und der gute Eginhard, welche seit samstags hier bei uns hausen, haben Deinen brief mit uns gelesen und wie du denken kannst, unsere freude über dessen inhalt mit uns geteilet. Sie haben Deine kinder in Montêt ganz wol, gesund und zufrieden verlassen, und das ist die hauptsache. Eginhard hat mir in Deinem namen die 54 fl. welche ich für Deine büchse ausgelegt habe, zurück erstattet. was uns leide tut, ist der kurze aufenthält der Deinigen; sie wollen uns morgen schon wieder verlassen, welches Dein son mit der dringlichkeit seiner ankunft in Bonn motivirt und wogegen ich leider nichts gegründetes einzuwenden habe.

am 8 Octobrs. Deine leute sind fort, ehe ich meinen brief vollenden konnte, und ietzt sind sie warscheinlich schon nicht mer ferne von Erpernburg; aber diesen morgen erhalte ich das hier beigeschlossene paket von Deinen kindern aus Montêt, welche ire großmutter also noch bei uns vermutet haben: Da dasselbe mit der briefpost ein enormes porto kosten würde, und wie mir scheint, keine gefar auf dem verzuge haftet; so lasse ich solches mit dem postwagen laufen.

Vorgestern frühe erfreute uns unser guter Karl mit seiner ankunft; allein, da sein Urlaub nur auf 4 Wochen lautet; so bleiben uns, die hin- und her-reise abgerechnet, nur etwa 3 wochen seiner gegenwart. Der gute iunge siehet recht gesund aus, und ist mit seinem aufenthalt in Mainz ganz vergnügt, was uns zu warem troste gereicht. Er konnte uns nicht genug sagen, wie angenehm und liebenswürdig er Deine Marie gefunden habe; hieraus und aus Deinem eigenen schreiben, ersehen wir, daß Du ein glücklicher ehemann geworden bist, und der liebe gott lasse es nun so fort wären! das ist mein und Jenny's herzlicher wunsch. Vor ein par wochen hat mein schwager Droste uns durch seinen besuch erfreut; aber er blieb nur ein par wochen bei uns, vorwendend, daß er schon gar zu lange von

hause abwesend sei: er reiste nämlich von Werner Haxthausen¹²⁹) aus über Nürnberg nach München, wo er Korf und Schmising¹³⁰) traf, und von da über bad Kreuth, durch das Tyrol und über den arlenberg und Bregenz zu uns. er hat unterwegs bei uns allerlei alte waffen erworben, worunter einige gute stücke sind.

Auch Baumbach,¹³¹) der mit Deinem schwiegervater¹³²) in Wildbach war, und von da eine reise nach Hessen und ins Sauerland machte, ist wieder zurückgekommen und hat uns schon besucht: überhaupt haben wir diesen herbst häufigen besuch und sind beinahe keinen tag allein. Meinem schwager mußten wir halb und halb versprechen im künftigen iare nach Westphalen zu kommen und, wenn uns der liebe gott gesund lässt und sonst keine unabwendbare hindernisse eintreten; so wollen wir es auch tun; aber ich traue dem schicksale nicht, weitaussehende proiecte, pflegen gewöhnlich scheitern zu gehen, nach ienem alten Dictum: l'homme propose et dieu dispose!

An die stelle meines seligen friz; oder vielmehr an iene des nach Luxemburg abgegangenen Hasenpflug,¹³³) soll, wie mir heute Baumbach¹³⁴) schreibt, ein H. v. Schenk von Schweinsberg¹³⁵) aus Hessen, als regierungs director nach Sigmaringen gekommen sein. Kennst Du diesen mann? was war er zuvor? und, was ist an ime? –

Mein schwager Droste machte uns hofnung Borcholz und Wendt v. Gevelinghausen,¹³⁶) welche eine reise nach Franken und Baiern gemacht haben, auch bei uns zu sehen; allein, wie ich lezthin aus dem Westphäl: Merkur ersehen habe, sind sie nun längst wieder zu hause angelangt.

Von Gaugreben hören wir gar nichts mer. Baumbach schrieb im von Arolsen und trug im eine zusammenkunft in Brilon an; allein, wer gar keine antwort gab, war unser guter fauler Gaugreben: seine wirtschafft zu Berg muß bei seiner unerklärbar langen abwesenheit unvermeidlich großen nachteil leiden.

Bei unserem /: Badischen :/ ministerium des Inneren, hat es auch eine veränderung gegeben;

der ministerial Direktor Nebenius¹³⁷) ist entlassen, und an seine stelle, endlich auch wieder ein edelmann, der Regierongs Praesident Fhrr. v. Rüdts,¹³⁸) als Minister getretten.

Du lieber freund und vetter! lebe wol! möge es Dir und deiner lieben frau wol gehen; wir alle, groß und klein, alt und jung, Karl mit eingeschlossen, grüßen Euch und alle die eurigen auf das herzlichste und ich bleibe Dein

alter getreuer
Joseph v. Laßberg

13. Laßberg an Brenken, 31. 3. 1840. Briefnummer Laßbergs: 65; Empfängervermerke: Erh. d. 8^{ten} Apr. Beantw. d. 9^{ten}. No 104.

Auf der alten Meersburg am Bodensee den 31.
März. 1840

Lieber Bruder Brenken! Uns sind vergnügliche Maeren zugekommen: es heißt Du werdest auf Ostern durch unser land nach der Schweiz reisen, um deine Töchtern in Montêt abzuholen. Dein nächster weg gehet über Stuttgart, und Tübingen, Siegmaringen und Heiligenberg hierher. Uns aber wäre es ser angenehm, wenn Du uns den *warscheinlichen* tag deiner ankunft vorlaeufig kund geben wolltest; damit wir auch sicher anwesend sind, wann Du kommst. Wir freuen uns ser Deine lieben mädchen wieder zu sehen.

Lieber Bruder! uns ist es eine zeither ser unglücklich gegangen: am 24 October wurde meine geliebte Jenny von einer unzeitigen frucht entbunden, ich schwebte einige zeit in der furcht sie zu verlieren; das iar hat also unglücklich gendert: eben so unglücklich hat es auch hinwieder für uns angefangen. Mein noch einziger bruder¹³⁹) kam am Sylvester abend aus dem Breisgau mich zu besuchen: wir lebten einige tage vergnügt und munter beisamen. am 10.ⁿ befand er sich unwol, wir beriefen den arzt, der das nötige verschrieb. am 12.ⁿ¹⁴⁰) noch versicherte er mich, daß der zustand gefarlos seie, er in in wenig wochen so weit herzustellen hoffe, daß er seine heimreise antretten könne. wir Jenny und ich und die kinder bleiben den ganzen abend bei

ihm und fanden in so ziemlich munter und gesprächig: um 8 ur gingen wir zum nachtessen, und liessen in in der hand seines sones Siegfried; kaum eine viertelstunde mochten wir am tische gesessen sein, als dieser mit dem geschrei in die stube stürzte: kommen Sie doch, der Vater, der Vater! – als wir in die ziemlich entfernte stube kamen, fanden wir in – tod, ganz tod! Jenny rieb in sogleich mit spirituosen flüssigkeiten; der doktor der chirurg kamen schnelle herbei; aber alle wiederbelebungsversuche, welche die nacht hindurch fortgesetzt wurden, blieben erfolglos. Mein freund! solche schläge am abend des lebens, machen eine tiefe Breche in den auch angeborenen frohsinn!

Indessen haben wir den winter, auch sogar den zweiten Tom desselben vom 18 märz bis heute, wo der erste frülingstag wieder leuchtet, gesund und ungestört zugebracht. Wir haben im sinne dieses iar nach Westphalen zu reisen und freuen uns, daß Du um die zeit, da es uns warscheinlich möglich sein wird, die reise anzutretten, auch wieder auf Deiner Erpernburg sein wirst. Wir haben von den schönen hofnungen gehört, welche Deine liebe frau Dir giebt. möge der liebe gott sie und ire frucht bewaren und ir eine glückliche entbindung geben!

Unsere kleinen kinder sind gottlob gesund, kräftig und alle tage frölich: sie wachsen an leib und seele und machen uns viele freude. Hildegard weiss schon merere strophen meines Nibelungen Liedes auswendig, eben so Hildegund von Bürgers Abt von Sankt Gallen. Sie sehen selten andere kinder, und staets nur in unserer gegenwart. gottlob! sie waren noch nie krank. Dein guter wakerer Reinhart-Eginhard hat uns schon ein par mal aus Bonn¹⁴¹) geschrieben; ich denke, das soll ein erenvester ritterlicher edelmann werden. Zu seiner neuen mutter hat er eine fromme anhängliche neigung, dasselbe höre ich auch von Deiner guten mutter, was mich für sie, wie für Deine gute Marie freut. Man sagt mir /:Adelheid¹⁴²) sagte es meiner frau:/ sie seie recht vergnügt bei uns gewesen; das wäre ein schöner lon, für unsere vielleicht zu altertümlische bewirtung! allein, sie schenkte

uns so wenige tage, daß wir sie nicht, wie wir wünschten, mit unsern umgebungen bekannt machen konnten. Ich sende Dir hier noch eine abbildung unserer alten burg; weil ich glaube, daß Du sie noch nicht hast; aber die zimmer, die Du bewonen sollst, die siehest du darauf nicht; die gehen alle vorne heraus, nach dem See und nach der Alpenkette. Du wirst sehen, daß wir ein ser wonliches und ritterliches haus haben. Von Boholz habe ich nichts mer gehört: möge es im wol gehen! – Mein schwager W. Droste, der uns im vorigen nachsommer besuchte, machte uns hofnung, in den herbst noch, mit Schmising hier zu sehen; was zu unserm bedauern nicht geschahe.

Neues gottlob! nichts lieber Brenken! der liebe gott behüte Dich und Deine liebe frau mit den kindern und schenke euch schöne tage! Jenny und ich grüßen euch alle herzlich und damit gott befohlen! von

Deinem
treuen freund und vetter

Joseph von Laßberg.

14. Laßberg an Brenken, 5. 8. 1840. Briefnummer Laßbergs: 165; Empfängervermerk: Erh. 11^{ten} Aug 1840.

Auf der alten Meersburg am Bodensee den 5 August. 1840

Gott sei gelobt und gedankt, lieber freund und vetter! daß alles so glücklich vorüber gegangen ist, als wir aus Deinem heute erhaltenen briefe vom 28 July ersehen. ich kann mir lieber bruder! Deine angst, wie Deine freude ganz lebhaft vorstellen: um so glücklicher ist iezo euer allseitiges gefül. nemet ir lieben freunde unsere eben so herzlichen als lebhaften glückwünsche zu dem frohen ereignisse an, und der liebe gott lasse die kleine Antonie Sophie¹⁴³⁾ gesund bleiben und an leib und seele gedeihen. Unsere westphaelische reise haben wir verschiedener gewichtiger ursachen willen, und besonders des abscheulichen wetters wegen, aufgegeben und auf den nächsten May vertaget. einigen und zwar ser

lieben ersaz giebt uns Deine zusicherung, daß wir Dich in den ersten September tagen auf der alten Dagobertsburg sehen sollen. Jenny hat irer mutter den vorschlag gemacht zu uns zu kommen, den winter bei uns zuzubringen, und dann im frölinge zusammen nach dem Münsterlande zu reisen. wie schön wäre es lieber Bruder! wenn auch Du den weg über Münster nemen, und die reise mit Mamma Droste zugleich zu uns machen wolltest; ir könntet dann in Mainz unsern guten Karl mitnemen, hättet unter wege gesellschaft,¹⁴⁴⁾ und unsere freude würde durch den zuwachs der lieben gäste, nur vermeret werden. Bei Deiner rükreise aus der Schweiz zälen wir darauf, daß du uns deine lieben kinder Sophie und Clotilde mitbringen wirst: es würde uns warhaft leide tun, wenn sie uns in unserem alten Kastelle nicht besuchen und sich nicht an einer der schönsten aussichten Teutschlandes erfreuen sollten. ich weiß gewiß, daß es inen hier gefallen würde. Sonderbarer weise hat sich am andern tage, als Jenny irer mutter schrieb, daß wir nicht reisen können, das schönste wetter eingestellt, und scheint lange dauren zu wollen; allein, was einmal gesprochen ist, muß auch gehalten werden, und so sind wir nun auch ganz resignirt. arbeit giebt es auch genug zu hause, für mich bei meinen büchern und für Jenny bei iren blumen, die kinder haben wir dann gemeinschaftlich in hut und sorge, was uns bei irer gutmütigen und frölichen natur ganz leicht fällt. Daß onkel Moriz im Wildbade ist, haben wir schon früher vernommen; aber wie im vorigen iare, keine hofnung in hier zu sehen, obschon die entfernung nicht so groß ist, in einem tage kann man sie mit der post zurüklegen. Vielleicht findet vetter Guido bei längerem aufenthalte in Hohenheim, einmal zeit einen abstecher hierher zu machen, da alle tage der eilwagen von Stuttgart nach dem nur eine kleine post von hier entfernten Friedrichshafen abgeht. es würde mich ser freuen die bekenntschafft des neuen besizers der Haxthausenschen güter zu machen.¹⁴⁵⁾

Ich habe diesen sommer zwei reisen gemacht; so wenig ich sonst liebhaber vom ausfliegen bin.

ende Juny ging ich zu meinem lieben alten Hug nach Freiburg im Breisgau,¹⁴⁶⁾ an den mich eine 53 iärige nie getrübte freundschaft bindet. er ist krank und verlangte senlich mich noch einmal zu sehen. nach einem aufenthalte von 10 tagen, verließ ich in, wenig über seinen zustand getröstet. Meine auch Dir bekannte Schwiegertochter Helene, welche ein ganz hübsches Rittergut im Höwgau erworben hat und die verwaltung desselben antretten sollte, rief mich nach Worblingen zu sich und ich brachte ein par tage bei ir zu, um ir bei irem neuen antritte mit rat und tat an die hand zu gehen. das arme weib ist noch immer untröstlich über den verlust ires gemales und gedenkt nicht sich wieder zu vereheligen. Ich bin nun wieder mit auspaken meiner bücherkisten beschäftigt und hoffe in ein par wochen zu ende zu kommen, dann gehet es an das ordnen, was freilich mer zeit fordern wird; aber, wenn man nicht stirbt, kann man alles erleben. Gewiss, Du wirst freude an meinem büchersaale haben, man kann sich weder ein schöneres, noch bequemes local denken dabei geräumig genug um darinne spazieren zu gehen und seine pfeife zu rauchen. Lieber freund! wir sind, gott sei dank! alle gesund und wol; die kinder wachsen daß es eine freude ist und sind stets frölich, an leib und seele. Grüße alle von uns, von denen Du glaubest, daß sie gerne von uns begrüßet wären; und nun gott befohlen!

von Deinem JvLaßberg

15. Brenken an Laßberg, 9. 8. 1844. Donaueschingen, Fürstl. Fürstenberg. Hofbibliothek, Autographensammlung. Briefnummer Brenkens 173. Der Brief ist zwischen Cohausz Nr. 9 und 10 einzureihen; die Nachschrift liegt als Zettelchen bei.

Theuerster Freund!

Eine erfreuliche Veranlassung giebt mir die erwünschte Gelegenheit an die Hand, das lange Stilleschweigen zu unterbrechen, das zwischen uns beiden eingetreten. Meine zweite Tochter Clothilde ist nämlich mit dem Freiherrn Friedrich von Schell zu Schellenberg¹⁴⁷⁾ verlobt, und

am 24. September wird die Hochzeit sein. Dieß Ereigniß setzt uns, insbesondere aber meine gute Frau in außerordentliche Thätigkeit, und veranlaßt einige Reisen die ich nicht vorhergesehen hatte. Behuf nothweniger Ankäufe waren wir vom 2^{ten} bis 5^{ten} Aug in Münster, – am 4^{ten} auch einige Stunden in Hülshof, wo wir alle im erwünschtesten Wohlsein fanden. Der Hausherr¹⁴⁸⁾ aber war am Tage unserer Ankunft zu Münster nach Meersburg abgereiset, und befindet sich wohl in diesem Augenblicke bei Dir.

Schell ist ein anerkannt braver und guter Mann, von strengen catholischen und aristokratischen Gesinnungen, deßhalb habe ich die feste Ueberzeugung, daß unsere gute Klothilde ihr Geschick in gute Hände gelegt hatt. – Jetzt ist schon ein ganzes Jahr verstrichen, seit wir Meersburg verlassen, und in unserer Erinnerung lebt noch immer das Andenken an jene Zeit, so wie an die dort zurückgelassenen Freunde, von denen wir nur so selten Nachrichten erhalten. Ich bedauere nur daß uns ein so weiter Strich Landes trennt, und nicht eine Tagereise nur, uns zu einander führen könnte, um so Manches interessante zu besprechen, insbesondere Gegenstände unserer beiderseitigen Lieblings Studien, der Geschichte, die ich im vergangenen Winter neben meinen Gutswirtschafts Geschäften, wieder mit Fleiß aufgenommen habe. – Eine alte Chronik vom Kloster Bödeken um 1505-1530,¹⁴⁹⁾ habe ich nun fast ganz abgeschrieben, und dabei Deinen eisernen Fleiß im Abschreiben so vieler Manuskripte, mir zum Vorbilde genommen. Ich hoffe diese und noch eine andere Chronik zum Abdruck in den Publikationen des stuttgartder literar. Vereins befördern zu können, weil sie für unser Vereins-Archiv zu lang ist.¹⁵⁰⁾ Die Heuraths Angelegenheiten unterbrechen indeßen meine Arbeiten für längere Zeit, so daß ich erst im Winter wieder an der Aufnahme derselben denken kann. Reinhard Eginhard arbeitet dormalen am Oberlandesgerichte zu Paderborn als Auskultator, und wird demnächst als Referendar zur Regierung übertreten, um sich in dem administrativen Fache zum Landrathe vorzubereiten.¹⁵¹⁾

Herman¹⁵²) ist auf der Forstakademie zu Tharant¹⁵³) beim Nestor der teutschen Forstmänner, dem alten Cotta.¹⁵⁴) Vor seiner Rückkehr hierhin wird er Schlesien und einen Theil von Böhmen bereisen. Otto¹⁵⁵) studiert auch in Bonn, und wird vielleicht nach München kommen. – Sophie¹⁵⁶) ist bei meiner Mutter, augenblicklich zu Lippspringe, einem neuen Bade, das meiner Mutter ganz besonders zusagt. Max¹⁵⁷) ist auf der Ritterakademie Bedburg¹⁵⁸) mit Heinr. Droste.¹⁵⁹) Einer neuen Verfügung zu Folge sollen diese Akademiker nur in Begleitung ihrer Angehörigen Bedburg verlassen. Da ich nun zu Hülshoff hörte, daß Droste seinen Sohn von da abholen wird, ich aber für dießmal die Reise dahin nicht machen kann, so bitte ihn in meinem Namen, meinen Max bis zur nächsten Station, wo die Wege nach Hülshoff und Erpernburg sich trennen, mitzunehmen. In den nächsten Ferien binn ich gern bereit ihm seinen Heinrich zu eskortieren, und so könnte das Abholen umgehen, was sehr erleichtert wird, wenn wie ich annehme in diesem Herbste noch Mährerer Knaben aus hiesiger Gegend dahin kommen. Auch nach Montet sollen mehrere Mädchen gebracht werden, nur fürchtet man sich sonderbarer Weise für die weite Entfernung. – Guido Haxthausen war jüngst einige Tage hier, und läßt Dich freundlichst grüßen. Der arme bitter getäuschte, lebt einsam auf einem kleinen Gute, ohne Aussicht, sein Geschick zu verbessern, unter harter Bevormundung seiner Herrn Onkel.¹⁶⁰) Sein Geschick würde um vieles besser sein, wenn er nicht dem Rufe gefolgt wäre, der an ihn als dem legitimen Stammhalter der Haxthausischen Familie erging, und wenn er seine Laufbahn im Staatsdienste fortgesetzt hätte. Unser seeliger Freund Werner,¹⁶¹) hatt nur zu seinen Gunsten die Güter verkauft, in deren Besitz sich dermalen Andere gesetzt haben. –

Mein Onkel Metternich,¹⁶²) der in seinem hohen Alter mit seltener Rüstigkeit und Thätigkeit seinen Geschäften vorsteht, grüßt Dich freundlichst. Die Tante¹⁶³) ist dermalen auf Reisen, und wird auch hier erwartet. –

Das Attentat auf das Leben des Königs,¹⁶⁴) ist hier mit der größten Entrüstung bekannt geworden. Abgesehen davon, daß wir bei einem Thronwechsel in vielfacher Hinsicht nur verlieren können ist die schändliche That eine arge Beleidigung der teutschen National-Ehre. Uebrigens rinnt kein Tropfen teutschen Blutes in den Adern des Bösewichtes,¹⁶⁵) sein Vater ist ein Slave, und seine Mutter eine Französin. – Fort mit Ihm! –

Meine Frau trägt mir tausend herzliche Grüsse an die Deinige, unsere verehrte Tante,¹⁶⁶) und Fräulein Annette Elisabeth auf, welch letztere wohl die Güte haben wird, den kleinen alten Wirth in der *Schenke am See*.¹⁶⁷) von mir zu grüßen. Ich bitte mich *Allen* bestens zu empfehlen, und auch Gaugreben und seine liebenswürdige Frau von mir zu grüßen. Mit einem herzlichen Lebewohl und fernere Fortdauer unserer Freundschaft wünschend verbleibe

Dein Freund Fr.Frhr.v.Brenken
Erpernburg den 9^{ten} August 1844.

Viele herzliche Grüsse an Herrn Dr.v.Liebenaun,¹⁶⁸) mit der Bitte mir baldmöglichst *zwei* Nachbildungen der Luzerner Löwen¹⁶⁹) in Alabaster, wie ich im vorigen Jahre einen mitgenommen, zum Preise von *50 Franken pro Stück*, zuzuschicken. Die Zahlung soll sofort nach Empfang per Wechsel übersandt [?] werden.

FC Frh. vuz Brenken

16. Therese von Wolff-Metternich (geb. 1801) an Brenken, 21. 8. 1852 (Auszug). Archiv Erpernburg, Nachlaß F. C. von Brenken, Fasc. 83.

Meersburg 21. August 1852
Meinem Versprechen eingedenk lieber Vetter setze ich mich gleich hin dir von hier aus zu schreiben, wie ich den guten Vetter Lasberg gefunden habe; Er ist geistig noch ganz frisch, beklagt sich sehr über dich, daß du ihm seit Jahren nicht geschrieben, und behauptet du habest ihm ganz vergessen, was ich auch dagegen sagen

mochte, und ihm die freundlichsten Grüße von Dir überbrachte und versicherte, so wolte er ihnen doch keinen rechten Glauben schenken, soltest du es ausführen können, und ihn bald besuchen so würdest du ihm eine sehr große Freude machen, er behauptet du habest ihm übel genommen daß er Dir nicht geschrieben, und leider könne er nicht mehr schreiben, aber noch einmal Dich zu sehen vor seinem Ende daß würde ihm eine sehr große Freude sein, daß sollte ich Dir schreiben nebst den herzlichsten Grüßen für Dich und Frau und Kinder [...] [S. 3 ...] hoffentlich führst Du es aus, Deinen alten Freund noch einmal zu besuchen denn für diesen Winter sind die Ärzte besorgt, ein H. v. Libenau¹⁷⁰) der augenblicklich zum Besuch hier ist, glaubt auch nicht daß er den Winter überlebt, obschon er augenblicklich gut ißt und trinkt und schläft, Lasberg ist gerade so alt wie der papa¹⁷¹) selig, – beide sind im Jahr 1770 geboren. Augenblicklich ließt der alte Herr in mein Album und ist sehr interesirt.

Therese¹⁷²) Wolf Metternich

Offenbar auf diese Nachrichten hin hat Brenken den alten Freund besucht. Unter den Briefen seiner Frau Marie befinden sich zwei, die ihn in Meersburg erreichen sollten.¹⁷³)

Anmerkungen

* Diese Veröffentlichung erscheint gleichzeitig in der "Westfälischen Zeitschrift"

- 1) Der Schwager der Annette von Droste. 20 unbekannte Briefe des Reichsfreiherrn Joseph von Laszberg aus den Jahren 1814 [Druckfehler für 1817] – 1849, Westfälische Zeitschrift 95 (1939), S. 45-87.
- 2) Allen Besitzern danke ich für die freundliche Genehmigung zum Abdruck. Herrn Baron Georg von und zu Brenken, Schloß Erpernburg, Brenken außerdem dafür, daß er in sehr zuvorkommender Weise das Archivmaterial zur Verfügung stellte. Herrn Ltd. Landesarchivdirektor Dr. Helmut Richterling, Münster dankt der landfremde Nichthistoriker für manche Beratung. Der Nachlaß von Friedrich Carl von Brenken wurde während meiner Arbeit von Herrn Dr. Horst Conrad, Münster teilweise neu geordnet. Auf diese Neuordnung beziehen sich die angegebenen Nummern.

- 3) Cohausz, S. 47. – Briefe des Freiherrn Joseph von Laßberg an Jakob Grimm. Mit Erläuterungen hg. von A. Leitzmann, Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften Jg. 1931, S. 1027; 1036, Anm. 3; zu Werner von Haxthausen s. W. Kreiten, Anna Elisabeth Freiin Droste-Hülshoff, Paderborn 1900, S. 205f. (Der Freiin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff Gesammelte Werke 1,1).
- 4) Cohausz, S. 63 (18.10.1834).
- 5) Cohausz, S. 48.
- 6) Freundliche Auskunft von Herrn Prof. Dr. Karl Siegfried Bader. Erhalten ist nur das Register 1817-1820, s. K.S. Bader, Laßberg-Studien, Montfort, Zeitschrift für die Geschichte von Voralberg 9 (1957), S. 127-164. Ebenfalls nur für diese Jahre 1817-1820 gibt es ein Register Brenkens (s. Cohausz, S. 48, Anm. 15; Archiv Erpernburg, Hs. 17). Im Karlsruher Nachlaß Laßbergs (Bad. Landesbibl., K 2914 II C1) findet sich ein Fragment vom Oktober/November 1838, auf dem die hier publizierten Briefe 8 und 9 verzeichnet sind, dazu einer an den Büchsenmacher Seidler (s.u.S. und Anm. 90) und den Antiquar Ekel (s.u.S. und Anm. 59).
- 7) Briefe der Annette von Droste-Hülshoff. Gesamtausgabe, hg. v. K. Schulte Kemminghausen, Bd. 1, Neudruck Darmstadt 1968, S. 443 (12.10.1840).
- 8) Zu dieser Reise vgl. Annette an C.B. Schlüter (19.9.1841), Briefe der Annette, Bd. 1, S. 550.
- 9) Reinhard von Brenken aus Bonn an seinen Vater (9.8.1841), Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br. Nr. 186/3.
- 10) Brief Reinhard von Brenkens an seinen Vater, Cohausz, S. 65 (19.5.1842). Der von Cohausz nur auszugsweise mitgeteilte Brief berichtet auch von einem Besuch in Berg (s.u.S.), das Gaugreben verkaufen wolle. Hermann von Brenken schreibt über dieselbe Reise aus Hohenheim am 28.5.1842 an den Vater: „Am Bodensee gefiel es mir sehr, besonders beim Laßberg, der alles mögliche umwendete [?], um uns zu unterhalten, bei ihm blieben wir 8 Tage, fuhren dann nach Constanz und Berg wo wir ebenfalls einige Tage blieben. Bei Laßbergs war auch Jenni [gemeint ist Annette] Droste, mit der wir uns auch gut unterhalten haben, denn sie magnetisierte uns, erzählte Geschichten u.a.m. ... Auch fuhren wir eines Tages nach Eppishausen, welches aber ganz verwüstet ist.“ Im folgenden werden auch die Glasmalereien des Dr. Stanz (s.u.S. u. Anm.⁸⁵) erwähnt. (Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br. Nr. 189). Annette kannte (nach J. Nettesheim, Die geistige Welt der Dichterin Annette Droste zu Hülshoff,

- Münster 1967, S. 39) Friedrich Anton Mesmers Schrift über die Theorie und Anwendung des tierischen Magnetismus nicht und ließ sich selbst nicht magnetisieren. Hier wird die praktische Tätigkeit, von der sonst anscheinend nichts bekannt ist, wohl als gesellschaftliche Fertigkeit bezeugt. Diese Kenntnisse gehen vielleicht auf die Bekanntheit mit dem Nesmerpraktiker Ennemoser in ihrer Bonner Zeit zurück (hierzu Mettesheim, S. 40).
- 11) 10. Februar 1840 aus Bonn. „Hast Du alle die Neuigkeiten von der Meersburg gehört? Wie traurig ist es für den guten Laßberg, seinen einzigen Bruder so plötzlich zu verlieren, und wie gut ist es, daß Jenny ganz wiederhergestellt ist, sonst hätte ihr der Schrecken schaden können.“ (Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br. Nr. 186/1). vgl. unten S.
- 12) Reinhard an den Vater am 22. Februar 1840 aus Bonn. Aus Freiburg (Schweiz) vom 24. Sept. 1839. „Von Laßberg habe ich einen Brief. Dort ist Alles wohl.“ (Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br. Nr. 186/1).
- 13) Hildegard, gest. 30.7.1914, Hildegund, gest. 14.5.1909 in Meersburg.
- 14) S.u. Brief 3, S. , Brenkens Brief, S. , Hermann von Brenkens Brief, S. , Anm.10.
- 15) Vgl. Angaben im Genealogischen Taschenbuch der freiherrlichen Häuser 1849 (Gotha) und D.Wegmann, Die Leitenden staatlichen Verwaltungsbeamten der Provinz Westfalen, Münster 1969, S. 255. Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens XXIIa).
- 16) S.u.S.
- 17) In Montet (Kanton Freiburg i.Ü.) befand sich 1831 bis 1848 ein Pensionat des Ordens von Sacré Coeur.
- 18) Geb. 1809, Tochter des Theodor Fidelis Grafen Thurn. Vgl. R. Soland. Johann Theodor von Thurn-Valsassina, Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte 108 (1970), S. 1-37, bes. S. 23f. – Frhr. von Lüninck-Ostwig, Archiv und Familienporträts des Schweizer Zweiges der Grafen von Thurn und Valsassina im Hause Bruchhausen (Kr. Brilon), Westfälisches Adelsblatt 10 (1938/39, S. 7-14, bes. S. 7). Porträt Emmas von Maria Ellenrieder, s. Unveröffentlichte Bilder aus der Ausstellung „Annette von Droste-Hülshoff und ihr Kreis“ im Landesmuseum Münster, Januar/März 1938, Westfalen 23 (1938), S. 178 und Abb. 70, hier auch Porträts weiterer in den Briefen erwähnter Personen des Bökendorfer Kreises.
- 19) Kreiten, S. 249.
- 20) Brief Gaugrebens vom 8.6.1837 nennt den 20. März als Geburtsdatum. Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br. Nr. 45. Schulte Kemminghausen gibt den 19. März an, Briefe der Annette, Bd. 2, S. 551.
- 21) Drei Briefe an F.C.v. Brenken im Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br.
- 22) P.Bürgel, Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50 (1976), S. 291. Vgl. J. Tynjanov, Über die literarische Evolution in: Russischer Formalismus, hg.v. J. Striedter, München 1969, S. 441. Dort ist aber dasselbe Genre in verschiedenen Epochen, nicht wie hier das Verhältnis von gebrauchsliterarischem System und Forschung gemeint.
- 23) Bezüge auf andere Briefe sind deswegen in den Anmerkungen mitgeteilt; sie sind naturgemäß noch stark vermehrbar.
- 24) Zur weiteren Kennzeichnung des Briefes im Kreise der Familien Droste-Hülshoff und Haxthausen s. Robert Josef Huber, Annette von Droste-Hülshoff als Briefschreiberin, Diss. phil. (masch.) Innsbruck 1955, S. 46-68.
- 25) Briefe der Annette, Bd. 1, S. 341 (29. Januar 1839).
- 26) Vgl. die Liste der veröffentlichten Briefe und Aufbewahrungsorte bei K.S. Bader (Hrsg.), Joseph von Laßberg. Mittler und Sammler, Aufsätze zu seinem 100. Todestage, Stuttgart 1955, S. 397-400.
- 27) F. Keinemann, Das Kölner Ereignis, sein Wiederhall in der Rheinprovinz und in Westfalen, 2 Bde. Münster 1974, hier Bd. 1, S. 357 (Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung 14; Veröffentlichungen der Historischen Kommission XXII).
- 28) Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 4 Leipzig 1927, S. 693.
- 29) Abgedruckt in: Werner von Haxthausen, Über die Grundlagen unserer Verfassung, Unveränderter Abdruck mit einer Lebensskizze, Paderborn 1881, S. XX. Die Skizze ist, wie der Herausgeber Hermann von und zu Brenken vermerkt, von Ferdinand Bartscher.
- 30) Keinemann Bd. 1, S. 375.
- 31) S. Werner von Haxthausen. S. XXI.
- 32) Ebd. S. XXf., s.u.S. . Die Salzburg wurde von Werner von Haxthausen neu errichtet.
- 33) Am 1. 3. 1828. Joseph von Görres, Gesammelte Briefe, Bd. 2, hg. von Franz Binder, München 1874, S. 327. (J. v. G., Gesammelte Schriften, hg. von Marie Görres, Bd. 9, 2. Abt.).
- 34) A. Klein, Werner von Haxthausen (1780-1842) und sein Freundeskreis am Rhein, Annalen des

- Historischen Vereins für den Niederrhein 155/156 (1954), S. 179-182.
- ³⁵⁾ S.u.S. und Anm.125.
- ³⁶⁾ S.u. Brief 6, S.
- ³⁷⁾ Nach Brenkens Eingangsvermerken muß man für die Beförderung eines Briefes durchschnittlich zwei Wochen rechnen.
- ³⁸⁾ Annettes Briefe, Bd. 1, bes. S. 271-277 (9.2.1838).
- ³⁹⁾ Ferdinand Graf von Galen bat um Abberufung als Preußischer Gesandter in Brüssel, weil er als Katholik die Handlungsweise der Regierung nicht verteidigen wollte. Er wurde daraufhin entlassen. Die Geschichtsschreibung (Treitschke, Schröers) geht meist von einer Bitte um Entlassung aus. Die Dokumente (Keinemann Bd. 2, S. 75-87) geben Annette recht. Über Galens spätere vermittelnde Haltung R. Lill, Die Beilegung der Kölner Wirren 1840-1842, Düsseldorf 1962, S. 165.
- ⁴⁰⁾ Ihre Ansicht deckt sich mit der Reinhards von Brenken: „... und der Erzbischof im Allgemeinen sich die Liebe derer, die mit ihm zusammen gekommen sind, nicht erworben hat. Er ist bei allen seinen guten Eigenschaften zu wenig freundlich und herablassend gegen seine Untergebenen“. 22.10.1840 an den Vater, Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br. Nr. 186/1.
- ⁴¹⁾ Zur Beurteilung der Persönlichkeit vgl. E. Hegel, Clemens August Freiherr Droste zu Vischering in: Westfälische Lebensbilder, hg. v. R. Stupperich Bd. 10, Münster 1970, S. 76-103.
- ⁴²⁾ Das soll Annette nicht zur Hermesianerin stempeln, aber Sympathie gegenüber Hermesianern wie Heinrich von Droste-Hülshoff, J.W.J. Braun oder J.H. Achterfeld schärfte den Blick für das politische Schicksal der Gruppe. Vgl. K.Möllenbrock, Die religiöse Lyrik der Droste und die Theologie der Zeit, Berlin 1935, S. 77-87 (Neue deutsche Forschungen 33).
- ⁴³⁾ Es wäre noch die persönliche Beziehung Werner von Haxthausens zu Mitgliedern des Kreises von Münster (z.B. Kellermann) zu berücksichtigen.
- ⁴⁴⁾ S.u. Brief 10, S.
- ⁴⁵⁾ Leitzmann S. 1054f. (24.6.1829); vgl. Jacob Grimms Antwort vom 24.8.1829. Zur Geschichte der deutschen Philologie. Briefe an Joseph Freiherrn von Laßberg, Germania 13 (1868), S. 367.
- ⁴⁶⁾ Ungedruckter Brief an den Freiherrn von Pfaffenhofen und dessen Frau vom 23.6.1842, Landesbibliothek Karlsruhe, Adressaten erschlossen; Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland, hg.v. F.Pfeiffer, Wien 1870, S. 48 (23.6.1824).
- ⁴⁸⁾ Briefe der Annette, Bd. 1, S. 167 (22.10.1835).
- ⁴⁹⁾ Dieser Brief ist zwischen Cohausz Nr. 3 und 4 einzureihen. Er ist die erste Mahnung zu einer Empfangsbestätigung für den ersten Band des „Liedersaales“ und gibt die Erläuterung, was unter der „gedruckte(n) Antwort“, auf die Brenken unterstellte Frage, „was ich treibe?“ zu verstehen ist (Cohausz Nr. 3, S. 53; 10.2.1820). Einen Monat später folgt mit Cohausz Nr. 4 eine zweite distanziertere Aufforderung. Da der Brief (von der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund am 29.3.1928 im Antiquariat Rauthe in Berlin zusammen mit Briefen Laßbergs an andere Adressaten erworben) als einziger nicht den üblichen Eingangsvermerk trägt und alle übrigen Briefe an Brenken im Erpernburger Archiv aufbewahrt werden, ist er vielleicht nicht abgeschickt worden.
- ⁵⁰⁾ Januar gestrichen.
- ⁵¹⁾ Lieder Saal. Das ist Sammlung alteutscher Gedichte, aus ungedruckten Quellen. Bd. 1, 1820 (Neudruck Darmstadt 1968). Die erste Ausgabe 1820 ff. wurde von Laßberg verschenkt, erst 1846 erschien das Werk im Buchhandel.
- ⁵²⁾ Am 13.2.1821 (Cohausz Nr. 6. S. 60) kann Laßberg die Vollendung des Druckes melden.
- ⁵³⁾ Brenkens erste Frau, Theresia M. Wallburg, geb. von Schade zu Ahausen (1794-2.Juli 1836).
- ⁵⁴⁾ Waldburg von Laßberg (1774-1846), „von 9 Kindern, die meine mutter meinem vatter gear, mir stets das liebste“ (Cohausz S. 71 vom 6.5.1847), ebenso Laßberg an die Grimms, Leitzmann S. 1099 (9.8.1847), H. Wieser, Der Donaueschinger Zweig der Familie Laßberg, in: Joseph von Laßberg, S.58
- ⁵⁵⁾ Von den vier Söhnen aus erster Ehe leben noch diese beiden. Karl war am 28.10.1796 geboren (Wieser, in: Joseph von Laßberg, S. 61f.). Zu Fritz s.u.S. u. Anm. 105.
- ⁵⁶⁾ Frühlingsode des Horaz, c. IX, 7,1f.
- ⁵⁷⁾ Felicitas von Boeselager (1773-1840) Stiftsdame in Freckenhorst, eine Freundin von Laßbergs Schwiegermutter, vgl. Briefe der Annette, Bd. 1, S. 369 (22.8.1839); Kreiten, S. 11.
- ⁵⁸⁾ Graf Dietrich von Bocholtz (1797-1861). Seine erste Frau Charlotte, geb. Freiin von Schade, eine Schwester von Brenkens erster Frau, starb 1836.
- ⁴⁷⁾ Der Anstoß Friedrich Wilhelms IV. zur Neugründung des (evangelischen) Johanniter-Ordens fiel noch in die letzten Lebensjahre Laßbergs, die für die Folgezeit des Malteserordens so bedeutsame Aktivität August von Haxthausens, an der Brenken beteiligt wurde, hat er nicht mehr erlebt.
Zu Haxthausen: Maximilian Freiherr von Twickel, Die nationalen Assoziationen des Mal-

- teserordens in Deutschland. Die rheinisch-westfälische Malteser-Genossenschaft, in: Der Johanniter-Orden, der Malteser-Orden. Der ritterliche Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem. Seine Aufgaben, seine Geschichte, hg. von Adam, Wienand, Köln 1970, S. 466-495, hier S. 466-475; Schulte-Kemminghausen, August von Haxthausen, in: Westfälische Lebensbilder, hg. von A. Bömer und O. Leunenschloß Bd. 1,1 Münster 1930, S. 97f; Neue deutsche Biographie, Bd. 8 (1969), S. 140; zu Brenken: Archiv Erpernburg, Aktenband 34.
- ⁵⁹⁾ Beim Antiquar Ekel kaufte auch Annette Mineralien. Briefe der Annette, Bd. 1, S. 197; 217 u.ö.
- ⁶⁰⁾ Gemeint ist der Tod von Brenkens erster Frau (s.o.S.).
- ⁶¹⁾ Graf Bocholtz, s.o.S. u.Anm. 58.
- ⁶²⁾ S.o.S.
- ⁶³⁾ Laßbergs erste Frau, Maria Anna, geb. Ebinger von der Burg (1774-1814) gebar vier Söhne, vgl. Bader, in: Joseph von Laßberg, S. 22; Wieser, ebd. S. 61-63.
- ⁶⁴⁾ Adolf Frhr. von Schönau zu Wehr, geb. 1804, vermählt mit Thekla, geb. Freiin von Thurn-Valsassina (1813-1893).
- ⁶⁵⁾ Schloß der Fürsten von Fürstenberg nördlich des Bodensees, Laßbergs Dienstort als Oberforstmeister (ab 1792) und Begräbnisort der Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, vgl. A. Kastner, Laßberg auf der alten Meersburg, in: Joseph von Laßberg, S. 341; Brief Reinhard von Brenkens vom 19.5.1842, Cohausz, S. 65.
- ⁶⁶⁾ Zum Unfall auch an J. Grimm, Leitzmann, S. 1085f. (3.7.1836). Reaktionen der Brüder Grimm, *Germania* 13 (1868), S. 377 (19.10.1836); 487 (27.12.1836), vgl. Briefe der Annette, Bd. 1, S. 172 (Mai 1836)
- ⁶⁷⁾ Das Verhältnis zu Werner von Haxthausen scheint stark kritisch durchsetzt gewesen sein, vgl. den ungedruckten Brief vom 29.7.1839 (Badische Landesbibliothek Karlsruhe).
- ⁶⁸⁾ Laßbergs Schwiegermutter ist Werners Stiefschwester.
- ⁶⁹⁾ S.o.S.
- ⁷⁰⁾ Philipp Freiherr von Wolff, gen. Metternich (1770-1852), Bruder von Brenkens Mutter. Landrat a.D. zu Wehrden an der Weser, vgl. Wegmann, S. 349, s.o.S.
- ⁷¹⁾ Schloß Hohenklingen (Kanton Schaffhausen, Bez. u. Gem. Stein).
- ⁷²⁾ Schloß Herblingen (Kanton Schaffhausen, Bez. Reiath, Gem. Stetten) stand mit andern Burgen wie Hersberg (s.u.S. u.Anm.77) zur Wahl, die schließlich zu Gunsten der Meersburg entschieden wurde, vgl. Bader, in: Joseph von Laßberg, S. 40f., Anm. 74; Gaugreben (Juni 1837) bei Cohausz, S. 64.
- ⁷³⁾ Theodor, s.o.S.
- ⁷⁴⁾ Joseph Johann Baptist (1774-1837), „bei dem Domstift in Konstanz aufgeschworener Domherr“. Er war Laßbergs Schwager, weil sein Bruder Marquard Christoph (1761-1801) mit einer Josepha Ebinger von der Burg, also einer Schwester von Laßbergs erster Frau, verheiratet war. Stammtafel s. J. Kindler von Knobloch und O. von Stotzingen, Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 3 Heidelberg 1919, S. 408.
- ⁷⁵⁾ Wehren ist Wehrden an der Weser, vgl. o.S.
- ⁷⁶⁾ S.o.S. Anm.32.
- ⁷⁷⁾ Hersberg wurde dann 1838 vom Altgrafen Konstantin von Salm-Reiferscheid-Krautheim gekauft. Zum Verhältnis der beiden Familien s. Briefe der Annette, Bd. 2, S. 232 (18.11.1843); 254 (2.1.1844) u.ö.; Kastner, in: Joseph von Laßberg, S. 339f.
- ⁷⁸⁾ Oettlihausen (Kanton Thurgau, Bez. Bischofszell). Für das Gut hatte Laßberg 1821 Brenken interessieren wollen, s. Cohausz, S. 63 (20.5.1821), bei diesem Brief liegt die Verkaufsanzeige.
- ⁷⁹⁾ T. Livius, *Ab urbe condita* II,32. In der Parabel des Menenius Agrippa ist aber der Magen gerade mit den Patriziern verglichen.
- ⁸⁰⁾ Wesel.
- ⁸¹⁾ Reinhard von Brenken, s.o.S.
- ⁸²⁾ S.o.S. u. Anm.17.
- ⁸³⁾ Laßberg spricht sehr oft von der Burg des Königs Dagobert und meint damit den Merowinger Dagobert I. (623-639), vgl. S. der nach Laßbergs Skizze 631-638 die Burg erbaut haben soll. Quellen dafür gibt es nicht. J.v.Laßberg, Die alte Meersburg in: Nachtrag zum Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Joseph von Laßberg, hg. v. K. Schulte-Kemminghausen, Sitzungsberichte der Preuß. Akademie d. Wissenschaften 1933, 2, Philosph.-histor. Klasse, S. 780.
- ⁸⁴⁾ Moritz Elmerhaus Maria von Haxthausen (1776-1840) war der eigentliche Stammherr; wegen seiner Heirat mit einer evangelischen Frau folgte ihm Werner. Moritz lebte als Landrat a.D. in Bonn.
- ⁸⁵⁾ Dr. med. Ludwig Stanz (1801-1871), Heraldiker und Glasmaler in Konstanz, vgl. Kastner, in: Joseph von Laßberg, S. 338. Nach Auskunft des Barons von und zu Brenken befinden sich solche Schreiben, die mit den hier besprochenen identisch sein könnten, in Erpernburg.
- ⁸⁶⁾ Eine Tochter des Bruders Alexander von Laßberg (s.u.S.), gest. 1861. Wieser, in: Joseph von Laßberg, S. 59.

- 87) Laßberg bezahlte 10 000 fl. Zu den Vorgängen bei der badischen Domänenverwaltung s. Kastner, in: Joseph von Laßberg, S. 301.
- 88) Ritter und Knappen, mittelhochdeutsche Zwillingsformel, die Laßberg gerne zitiert. Belege bei J. Bumke, Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jh., Heidelberg 1964, S. 86 (Beihefte zum Euphorion 1).
- 89) Fast identische Beschreibung des Schloßinnern an Hermann von Liebenau (19.2.1838) bei Kastner, in: Joseph von Laßberg, S. 303.
- 90) Im Nachlaß F.C.v.Brenken, Archiv Erpernburg, Nr. 83 befinden sich drei Briefe des Büchsenmachers Johan Seidler an Laßberg, in denen er eine Ankunftsbestätigung erbittet. (5.10.1838), eine Rechnung und Gebrauchsanweisung schickt (11.9.1838), für die Bezahlung dankt und sich für eine Reparatur empfiehlt (5.11.1838).
- 91) Sitz der Familie Droste zu Hülshoff, seit 1826 von Annettes und Jennys Bruder Werner bewirtschaftet.
- 92) Witwensitz von Jennys Mutter bei Münster.
- 93) Sitz der Familie von Haxthausen, Kr. Höxter.
- 94) S.o.S., Anm.70.
- 95) In Herstelle (Kr. Höxter) wohnten die verwitwete Tante Jennys Ferdinandine Heeremann von Zuydywyk, geb. von Haxthausen (1781-1851) und ihre Kinder Werner, (geb. 1808) und Amalia (Malchen), geb. 1809.
- 96) In Hinnenburg (Kr. Höxter) wohnte Tante Franziska, Gräfin von Bocholtz-Asseburg, geb. von Haxthausen.
- 97) Clemens August Droste zu Vischering, s.o.S.
- 98) Caspar Max Droste zu Vischering (1770-1846), seit 1825 Bischof von Münster. Vgl. Dietrich Graf von Merveldt, Der erste Bischof von Münster nach der Neuordnung Caspar Maximilian Droste zu Vischering (1825-1846) und der Bekennerbischof Johann Bernard Brinkmann (1870-1889) in: Das Domkapitel zu Münster 1823-1973, hg.v. A. Schröer, Münster 1976, S. 205-249, bes. S. 214.
- 99) Friedrich Clemens Freiherr von Ledebur (1770-1841), seit 1826 Bischof von Paderborn, der sich ebenso wie der Bischof von Münster von der geheimen Konvention über die Behandlung der Mischehen am 10. Januar 1838 losgesagt hatte.
- 100) Ferdinand Graf von Galen, Preußischer Gesandter in Brüssel (s.o. S.) ist verheiratet mit Anna Isabella, der Tochter von Franziska Gräfin von Bocholtz-Asseburg (s.o.S., Anm. 96).
- 101) S.o.S., Anm.72.
- 102) Helene Wilhelmine d'Isque von Schatzberg, ehemalige Hofdame der Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, Wieser, in: Joseph von Laßberg, S. 62, Anm. 11. Die Angaben Wiesers über die Herkunft sind zu ergänzen durch: Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus, hg. von Eduard Ippel, 2 Bde, Berlin 1885/86, hier Bd. 1, S. 267, Brief J. Grimms vom 30.10.1838.
- 103) Vgl. Cohausz, S. 87 (27.9.1849). Zum Umzug mit Unterstützung der Damen s. Kastner, in: Joseph von Laßberg, S. 305. Die Angabe Cousine für Therese, eine Hofdame der Fürstin von Fürstenberg, ist also irrig. Sie heiratete später den Freiherrn Franz Simon von Pfaffenhofen, der als Fürstenbergischer Hofintendant den Ankauf von Laßbergs Sammlungen in die Wege leitete.
- 104) S.o.S., Anm. 55
- 105) Friedrich von Laßberg (1798-1838) war vom Vater als Mitarbeiter ausersehen, vgl. Bader, in: Joseph von Laßberg, S. 45-48 und Anm. 99 und Christian Altgraf zu Salm, Laßberg als Kunstsammler, ebd., S. 76. Fritz starb über der fast abgeschlossenen Ausgabe des Schwabenspiegels, auf deren Vollendung Jacob Grimm immer wieder gedrängt hatte. Schulte Kemminghausen, Nachtrag, S. 763 (8.5.1836); Germania 13 (1868), S. 376 (1.4.1832); S. 378 (19.10.1836). In seinem Kondolenzbrief, ebd. S. 382 (21.8.1838) schlug er mögliche Fortsetzer vor, darunter den Tübinger Professor August Ludwig Reyscher, der die Ausgabe 1840 herausbrachte: Der Schwaben-Spiegel oder Schwäbisches Land – und Lehen-Rechtbuch nach einer Handschrift vom Jahr 1287, hg.v. Dr. F.L.A. Freiherrn von Laßberg, mit einer Vorrede von Dr.A.L. Reyscher (Neudruck Aalen 1961). Am 5.8.1840 (Germania 13 [1868], S. 501) bedankte sich J.A.Schmeller für ein zugesandtes Exemplar. J.Grimm mußte gemahnt werden, Leitzmann, S. 1097 (7.3.1841). Seine Entschuldigung s. Schulte-Kemminghausen, Nachtrag, S. 774 (10.9.1841).
- 106) S.o.S., Anm.95.
- 107) S.o.S., Anm.86.
- 108) Sophie und Klothilde s.o.S. . Im Herbst 1838 war es zu Verwicklungen zwischen Frankreich und der Schweiz gekommen, da die französische Regierung die Ausweisung des Prinzen Napoleon-Louis Bonaparte forderte, der nach einem mißglückten Putsch in Straßburg 1837 zu seiner sterbenden Mutter Hortense nach Schloß Arenenberg am Untersee zurückgekehrt war. Besonders die Schweizer Presse empörte sich gegen die französische Zumutung. Die französische Regierung hatte schon Truppen aufgeboden, als Bonaparte durch freiwilligen Wegzug (14.10.1838) den Ausbruch des Konfliktes ver-

- hinderte, vgl. J. Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. 5, Gotha 1922, S. 635-645 (Allgemeine Staatengeschichte, Geschichte der europäischen Staaten 26).
- ¹⁰⁹⁾ Salem, Bodenseekreis.
- ¹¹⁰⁾ Friedrich Wilhelm III.
- ¹¹¹⁾ Johann Hüsgen (1769-1841), Domdechant und Generalvikar seit 1825, nach der Verhaftung des Erzbischofs wie das ganze Domkapitel nachgiebig gegenüber der Preußischen Regierung, vgl. Artikel Hüsgen von N. Trippen in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 9, Berlin 1972, S. 745f. N. Trippen, Das Domkapitel und die Erzbischofswahlen in Köln 1821-1921, Köln/Wien 1972, S. 82-91 (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 1).
- ¹¹²⁾ Georg Hermes (1775-1831), Professor für Dogmatik an den Universitäten Münster und seit 1820 Bonn. Seine Lehre wurde 1835 durch ein päpstliches Breve verurteilt. Der Hermesianismus wurde jedoch zum Problem bei den Kölner Wirren, da Erzbischof Clemens August das Kölner Domkapitel, obwohl es nicht hermesianisch besetzt war, auszuschalten strebte und gegen die Hermesianer der Bonner Fakultät vorging. Vgl. H. Schöers, Die Kölner Wirren (1837), Studien zu ihrer Geschichte, Berlin/Bonn 1927, S. 260-264.
- ¹¹³⁾ Mantel, nach dem Obergewand des Propheten Mohammed.
- ¹¹⁴⁾ Dietrich Graf Bocholtz heiratete 1838 die Schwester seiner ersten Frau, Franzisca. Ein Kind aus dieser Ehe ist im Gotha erst wieder für 1845 verzeichnet. (S. auch o.S., Anm. 58).
- ¹¹⁵⁾ Trifels, Kr. Landau-Bad Bergzabern (Rheinland-Pfalz), unter Barbarossa eine der bedeutendsten Pfalzen, zu Laßbergs Zeit Ruine. Zum Ritterschlag s.o.S.
- ¹¹⁶⁾ Conrad von Malzan, vgl. Laßberg an J. Grimm (24. 6. 1829), Leitzmann, S. 1054f.
- ¹¹⁷⁾ Brenken heiratete am 9. September 1839 Maria Luise Rosalia, Tochter von Moritz von Haxthausen, geb. 1809, also eine Cousine von Laßbergs Frau. Zur Vorgeschichte und zur Beurteilung der Ehe in der Familie Droste-Hülshoff s. Annette an Jenny am 7. 7. 1838, Briefe der Annette, Bd. 1, S. 355f.
- ¹¹⁸⁾ Es handelt sich um die Reise des späteren Friedrich Wilhelm IV. durch Westfalen nach der Verhaftung des Erzbischofs. Er wurde in Münster kalt empfangen.
- ¹¹⁹⁾ Marcus Sittich von Hohenems (1533-1595), Fürstbischof von Konstanz 1562-1589.
- ¹²⁰⁾ Ein Bild der Gartenanlage, s. Unveröffentlichte Bilder, Westfalen 23 (1938), Abb. 67 von C. Dopfinger; S. 178 Nr. 15.
- ¹²¹⁾ Caspar Max, s.o.S., Anm. 98.
- ¹²²⁾ Clemens August.
- ¹²³⁾ Haus Darfeld, Kr. Coesfeld, seit 1699 im Besitz der Droste zu Vischering.
- ¹²⁴⁾ Horaz, Epist. I 2,42: *rusticus expectat dum defluat amnis*.
- ¹²⁵⁾ Werner von Haxthausen wurde 1839 in den erblichen Grafenstand des Königreichs Bayern erhoben. Vgl. Laßberg, aus Christian Reuters „Schelmuffsky“ zitierend, an Hassenpflug: „... der herr bruder Grav mit seinem Schellenschlitten /: unser guter Werner Haxthausen: / [...] dessen plötzliche Standeserhöhung mich in so großes Erstauen gesetzt hatte.“ (14. 6. 1839; Landesbibliothek Karlsruhe, Nachlaß Laßberg Nr. 2911).
- ¹²⁶⁾ Gemeint ist das „Fräuleinstitut“ der Frau von Kessel, das 1838-1842 im Neuen Schloß untergebracht war, dann nach Karlsruhe verlegt wurde, als es offenbar durch Gerüchte über schlechte Verpflegung „den Krebsgang“ ging (Briefe der Annette, Bd. 2, S. 26; 13. 5. 1842). Frau von Kessel gehörte zum Umgang der Droste. Jenny hatte die Absicht, auch ihre Kinder dorthin zu schicken (ebd. S. 27). Freundliche Mitteilung von Herrn Stadtarchivar Guntram Brummer, Meersburg.
- ¹²⁷⁾ S.o.S. und Anm. 117. Schon im Juli erwartete Laßberg „[...] Brenken, der die tochter von Moriz Haxthausen in Bonn heuratet. Dann Bocholtz mit seiner jungen frau, dann Schmising und ein fräulein v. Bornstedt [...]“ (17. 7. 1839, Bad. Landesbibliothek Karlsruhe, Nachlaß Laßberg Nr. 2911).
- ¹²⁸⁾ 1811 geborene Tochter des Freiherrn Philipp von Wolff-Metternich. (s.o.S.).
- ¹²⁹⁾ D.h. Neuhaus an der Saale, s.o.S.
- ¹³⁰⁾ Max Graf Korff, gen. Schmiesing (1789-1840).
- ¹³¹⁾ S.u.S., Anm. 134.
- ¹³²⁾ Moritz von Haxthausen.
- ¹³³⁾ Hans Daniel Ludwig Hassenpflug (1794-1862), in erster Ehe mit Grimms Schwester Lotte verheiratet, war nach seiner Entlassung als Kurhessischer Minister 1837 kurze Zeit Nachfolger Friedrich von Laßbergs in Sigmaringen; Laßberg hatte Jacob Grimm den Vorschlag gemacht (Leitzmann, S. 1089, Brief vom 29. 7. 1838, vgl. auch S. 1090, Brief vom 21. 5. 1839). 1839 wurde er Zivilgouverneur im Großherzogtum Luxemburg. Für den Fall, daß Hassenpflug die Stelle in Sigmaringen nicht annehmen sollte, und dann auch als Nachfolger hatte Laßberg an August von Haxthausen gedacht, s. Briefe der Annette, Bd. 1, S. 361 (Ende Juli 1839) und unveröffentlichte

- Briefe Laßbergs an Hassenpflug vom 10.9.1838 und Werner von Haxthausen vom 29.7.1839 in der Landesbibliothek Karlsruhe.
- 134) Moritz Freiherr von Baumbach, hessischer Justizminister (1789-1871); seine Frau war eine geborene Schenk von Schweinsberg, ADB 2, S. 154-156. Er war ein alter Bekannter von Gaugreben und Brenken, s.u.S. und Archiv Erpernburg, Nachlaß C.F.v.Br. Nr. 45;6.
- 135) Wilhelm Schenk von Schweinsberg (geb 1809), später Obervorsteher des Landeshospitals zu Haina, Kurhessen.
- 136) Schwager Werners von Droste-Hülshoff und Besitzer der verschwundenen Tristan-Handschrift, von der Laßberg an Jacob Grimm am 29.2.1840 (Leitzmann, S. 1092) schreibt.
- 137) Karl Friedrich Nebenius (1784-1857), Direktor und Staatsrat im Innenministerium, Sachbearbeiter der Steuerreform und Autor der Badischen Verfassung, 1839 erstmals in den Ruhestand gedrängt. E. Strobel, Karl Friedrich Nebenius, Schöpfer der badischen Verfassung, geistiger Urheber des Deutschen Zollvereins und Verfechter des Staatseisenbahngedankens, Badische Heimat 49 (1969), S. 178-180.
- 138) Franz Karl Julius Frhr. Rüd von Collenberg-Eberstadt (1789-1860). 1839 Staatsrat und Präsident des Ministeriums des Innern, s. Badische Biografien, hg. v. F. von Weech, Bd. 2, Heidelberg 1975, S. 223f.
- 139) Alexander von Laßberg (1772-1840), Forstmeister in Wolfach, im Ruhestand in Freiburg. Vgl. Wieser in: Joseph von Laßberg, S. 58f. und o.S., Anm.11
- 140) An Jacob Grimm (29.2.1840, Leitzmann S. 1092) gibt er den 11. Januar an.
- 141) Reinhard studierte in Bonn.
- 142) Metternich s.o.S., Anm.128.
- 143) Antonia Maria Sophia Dominica, geb. am 20.7.1840.
- 144) Dazu Briefe der Annette, Bd.1, S.428f. (23.9.1840)
- 145) Guido, zweiter Sohn des Moritz von Haxthausen, geb. 1811. Da Werner von Haxthausen ohne männlichen Nachkommen starb, trat er noch zu Lebzeiten seine Güter an seinen Neffen Guido ab und verfügte, daß er Universalerbe werden solle, wenn er katholisch heirate. Vgl. Kreiten, S. 173.
- 146) Johann Leonhard Hug, Theologieprofessor in Freiburg (1765-1846), s. Kastner in: Joseph von Laßberg, S. 308.
- 147) Klothilde (s.o.S.) heiratete am 24.9.1844 den Witwer Friedrich Freiherr von Vittinghoff, gen. Schell, königlich preuß. Kammerherrn zu Schellenberg.
- 148) Laßbergs Schwager Werner.
- 149) Brenken meint außer seiner eigenen *Cronica monasterii beati Meynulfii in Budeken*, Papierhandschrift des 15. Jh.s., verfaßt von Johannes Probus (s. Ludwig Schmitz-Kallenberg, Inventare der nichtstaatlichen Archive der Provinz Westfalen, Bd. 3 Regierungsbezirk Minden, Heft 1 Kreis Büren, Münster 1915, S. 180 Nr. 9; B¹¹), die *Diaria* des Gobelinus de Colonia, eines Laienbruders aus Böddecken, die für die Jahre 1502-1532 „die wirtschaftlichen und personellen Verhältnisse des Klosters“ festhalten, heute cod. 110/111 des Altertumsvereins Paderborn. Vgl. Wolfgang Oeser, Die Handschriftenbestände und die Schreibtätigkeit im Augustiner-Chorherrenstift Böddecken, Archiv für Geschichte des Buchwesens 7 (1967), S. 385f. und Anm. 159a. Die Abschrift von „Des Bruders Gobel von Köln Chronica 1502-1532“ ist heute Nr. 108 im Archiv Erpernburg.
- 150) Er meint das „Archiv für Geschichte und Altertumskunde Westphalens“, hg.v. P. Wigand, Bd. 1-7 (1826-1838). In den seit 1842 erschienenen „Publicationen des literarischen Vereins in Stuttgart“ sind die beiden Chroniken nicht enthalten.
- 151) Reinhard war dann auch von 1851 bis zu seinem Tode 1870 Landrat des Kreises Büren, vgl. Wegmann, S. 265.
- 152) Hermann Dietrich Dominik (1820-1894), vgl. Cohausz, S. 55 (23.8.1820), verheiratet mit Marie Gräfin von Haxthausen-Neuhaus, der Tochter Werners von Haxthausen.
- 153) Tharandt bei Dresden, Sitz der kgl. sächsischen Forstakademie.
- 154) C. Heinrich von Cotta (1763-1844), seit 1810 Direktor der Forstvermessungsanstalt, späteren Forstakademie in Tharandt, bedeutend als Lehrer, Forscher, Schriftsteller, s. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 4, S. 521-526; Neue deutsche Biographie, Bd. 3 (1957), S. 380f.; G. Ch.Hamberger und J.G. Meusel, Das Gelehrte Teutschland, Lemgo 1820, Neudruck Hildesheim 1966, Bd. 17, S. 351f.
- 155) Otto Philipp Dominik, geb. 6. März 1821.
- 156) Sophia Maria Dominica, s.o.S., verheiratet mit Karl Clemens Hubert, Grafen von Hoensbroech.
- 157) Maximilian Friedrich Dominik, geb. 14. Oktober 1826, von Laßberg später als Theuerdank bezeichnet. s. Cohausz, S. 85-87.
- 158) Bedburg, Kreis Bergheim (Erf) mit einem Wasserschloß, das 1842-1922 Sitz der Rheinischen Ritterakademie war.
- 159) Werners (s.o.S.) ältester Sohn, geb. 27.2.1827.
- 160) Reinhard von Brenken am 1. Juni 1840 aus Bonn

an den Vater: „Die Übergabe der Haxthausen-
schen Güter ist ein erfreuliches Ereigniß. Ob
aber Guido seinen H.H. Oncles gegenüber lange
vergnügt sein wird, ist eine andere Frage, denn
wahrscheinlich wird jeder nach seinem Kopfe
handeln wollen [...] am meisten fürchte ich für
August, er ist quasi modo der Gelehrteste, und
deshalb vielleicht wohl auch der Verkehrteste.“
(Archiv Erpernburg, Nachlaß F.C.v.Br. Nr.
186/1).

¹⁶¹) Werner von Haxthausen s.o.S. , Anm.145.

¹⁶²) S.o.S. , Anm.70.

¹⁶³) Dorothea Wilhelmine, geb. von Haxthausen,
geb. 8.8.1780, seit 1800 verheiratet mit Pilipp
von Wolff-Metternich.

¹⁶⁴) Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. am 26. Juli
1844.

¹⁶⁵) Der Attentäter war der Schlesier Heinrich
Ludwig Tschech (1789-1844), Bürgermeister
von Storkow, Sohn des Pastors Christian Gott-
lieb Tschech und der Johanna Caroline, geb.
Menzel. Wolfgang Leesch, Pastor Tschech und
seine Nachkommen, in: Mitteilungen des Beu-

thener Geschichts- und Museumsvereins, Heft
27/29 (1965/66), S. 195-198.

¹⁶⁶) Gemeint ist Laßbergs Schwiegermutter, geb.
von Haxthausen, eine Stieftante von Brenkens
zweiter Frau.

¹⁶⁷) Glaserhäusle, vgl. Annettes Gedicht „Die
Schenke am See“, ... „wo so possierlich uns
der Wirt erscheint“ (V. 3).

¹⁶⁸) Laßbergs Sohn Hermann von Liebenau, Arzt
und Geschichtsforscher (1807-1874), s. Bader,
in: Joseph von Laßberg S. 48.

¹⁶⁹) Wohl Nachbildungen von Thorwaldsens Lö-
wenmonument von 1820 in Luzern.

¹⁷⁰) Die Schreiberin weiß anscheinend nichts vom
besonderen Verwandtschaftsverhältnis zu Laß-
berg. Brenken dürfte im Bilde gewesen sein,
vgl. Brief Reinhardts vom 19.5.1842, Cohausz,
S. 65.

¹⁷¹) Philipp von Wolff-Metternich (1770-1852)
s.o.S. , Anm 70.

¹⁷²) Unterschrift unlesbar.

¹⁷³) Vom 13.9. und 17.12.1852 (Archiv Erpernburg
Nachlaß F.C.v.Br. Nr. 187).

Stiftung eines Johann-Peter-Hebel-Preises in Karlsruhe

– ein nachahmenswertes Beispiel –

Herr Richard Kußmaul, ein treues Mitglied des Landesvereins Badische Heimat, stiftete an der Nebenius-Realschule Karlsruhe einen Johann-Peter-Hebel-Preis. Er tat dies im Nachgang großer persönlicher Ehrungen (Großes Bundesverdienstkreuz), die ihm als Politiker und Wirtschaftler galten, um seine tiefe Verbundenheit mit dem kulturellen Leben der Stadt Karlsruhe zu dokumentieren. Die Stiftungs-urkunde des Preises lautet:

„In Erinnerung dessen, daß ich in den Jahren 1907–1915 Schüler der Nebeniuschule war und bei meiner Entlassung für Fleiß und besonders gute Leistungen mit der Übergabe von Johann Peter Hebels Werken ausgezeichnet wurde, spende ich anlässlich des 75jährigen Jubiläums meiner ehemaligen Schule als kulturellen Beitrag den

„Johann-Peter-Hebel-Preis.“

Der Preis besteht aus einer Urkunde, Hebels Werken und einer Medaille; mit ihm verbindet die Ortsgruppe Karlsruhe des Landesvereins Badische Heimat e. V. für die Preisträger eine kostenlose Mitgliedschaft in ihrem Verein für drei Jahre. Die Zuwendung soll den Namen Richard und Else Kußmaul tragen. Der Name meiner verstorbenen Ehefrau soll eingeschlos-

sen sein, weil sie, gleich mir, in der Südstadt geboren wurde und durch Mühe, Fleiß, Sparsamkeit und Opferbereitschaft beigetragen hat, die finanziellen Voraussetzungen für den Preis zu schaffen. Der Preis soll an Schüler und Schülerinnen der Nebeniuschule anlässlich ihrer Entlassung verliehen werden, die durch ihre mündlichen und schriftlichen Leistungen im Sinne des Hebelschen Verses

„Und us der Heimeth chumt der Schi,
's muß lieblich in der Heimeth sy“

ihr Interesse für die Wahrung und Förderung des Heimatgedankens in besonderer Weise nachgewiesen haben.“

Damit hat Herr Kußmaul einen dem Scheffelpreis für die Abiturienten adäquaten Preis für Realschüler geschaffen. Fräulein Corina Rosema konnte als erste freudestrahlend die Auszeichnung entgegennehmen. In einem Schreiben, das bei der feierlichen Preisverleihung verlesen wurde, dankte der 2. Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat Herrn Kußmaul für die hochherzige Stiftung, beglückwünschte die erste Preisträgerin und hieß sie in der Ortsgruppe Karlsruhe willkommen.

Vögely

Sorge um die Bewahrung der Meersburg

Zur Erinnerung an Otilie Naeßl (1902–1977)

Guntram Brummer, Überlingen/Meersburg

Otilie Naeßl wäre selbst wohl am meisten überrascht gewesen, hätte ihr einer vorausgesagt, was den Inhalt ihrer spätesten Jahre bilden sollte: Sorge um die Bewahrung der Meersburg. Am 25. Januar 1902 in Donndorf bei Bayreuth geboren, dort und in München aufgewachsen, trat sie lange ganz hinter ihrem Bruder, Hubert Naeßl, zurück. Dieser, von Hause aus Architekt, zeitweilig auch Meersburger Stadtbaumeister, hatte 1934 Maria von Miller, die Enkelin Karl Ritter Mayer von Mayerfels', der das Alte Schloß den Töchtern Laßbergs abgekauft hatte (1877), gehehlicht. Naeßl machte die Meersburg zu dem, was sie ist.

Musealen Zwecken hatte die Burg, von 1210 bis 1802 Besitz und von 1526 bis um 1760 Residenz der Fürstbischöfe von Konstanz, zwar schon unter Laßberg, also seit 1838, gedient. Laßbergs großartige Bücher- und Kunstsammlungen waren aber 1855 nach Donaueschingen abgewandert, und auch Mayerfels' Altertümer wurden nach dessen Tode 1883 in alle Winde zerstreut. In Meersburg blieb wenig mehr als die leeren Räume, wie imposant das Alte Schloß als bloßes Baudenkmal erscheinen mußte.

Naeßl möblierte die Schauräume der Burg durchweg wieder, die prachtvolle Kollektion von Harnischen und Rüstungen in der sogenannten Welfenhalle aus der Zeit von 1570 bis 1680 etwa geht ebenso auf ihn zurück wie der Burggarten zwischen Unterstadtkapelle und Schloß. Naeßl hat auch die Sammlungen im ganzen arrangiert, und zwar so, daß ein Rundgang durch die Burg einem Rundgang durch deutsche Kulturgeschichte gleichkommt. Die Erhaltung der baulichen Substanz ließ er sich ohnehin angelegen sein. Mit Naeßl begann schließlich die wissenschaftliche Erforschung

der Meersburg. 1940 und in erweiterter Form 1954 hat er, wiewohl weder Kunsthistoriker noch zünftiger Mediaevist, die erste umfassende Bau- und Kunstgeschichte des Schlosses vorgelegt, der – 1965 schon in zwölfter Auflage – ein kleinerer Führer folgte.

Als Naeßl nun am 26. November 1966 unerwartet starb, in einer sturmdurchtosten Herbstnacht, Stunden nur nach dem Tod seiner 20 Jahre älteren Gattin, sah sich seine Schwester plötzlich dem Erbe gegenüber. Anders als die lange schon kranke Gattin hatte Hubert Naeßl ja keinerlei Anstalten testamentarischer Natur getroffen, und Leibeserben gab es nicht. Wenige Meersburger kannten die neue Schloßbesitzerin, mancher wußte nicht einmal von ihrer Existenz – so zurückgezogen hatte die gelernte Modistin Otilie Naeßl bis dahin in Scheidegg im Allgäu gelebt, wo ihr Bruder ein Landhaus und ein Fischgut besessen hatte.

Es wird immer denkwürdig bleiben, daß Otilie Naeßl sich nicht beirren ließ. Leicht war ihr Beginnen keineswegs. Man suchte ihr die Erbschaft streitig zu machen, im Umgang mit den angestammten Mitarbeitern fehlte anfangs die glückliche Hand, und auch die Berater waren nicht immer die besten. Skeptiker und Neider wurden indessen eines anderen belehrt: hier war jemand mit seiner Aufgabe gewachsen. An ihrem 75. Geburtstag, den sie, fern von Burg und Stadt und schon durch die tödliche Krankheit gezeichnet, in einer Freiburger Klinik beging, durfte Frau Naeßl allgemeinen Respekts gewiß sein.

Die Bilanz von elf Jahren ist bedeutend genug. Zunächst ließ Otilie Naeßl den Bergfried des Schlosses, zugleich das Wahrzeichen der Stadt, seit Martin Gerbert (1765) als Dagobertsturm

bekannt, erneuern; überdies wurden weite Flächen der Dächer neu eingedeckt. Dann erhielt der Steigturm, wie die Staffelgiebel des Dagobertsturmes eine Zutat des baufreudigen Fürstbischofs Hugo von Hohenlandenberg († 1532), einen frischen Außenverputz. Im Frühjahr 1977 ging die Renovation der Schloßbrücke zu Ende, gerade noch zeitig, um den Sarg, der am 25. Februar 1977 Verstorbenen, passieren zu lassen, die in der Burgkapelle aufgebahrt gewesen ist. Bei allem hielt sich fremde Hilfe in Grenzen; das meiste erbrachte die Bauherrin, inmitten der bekannten finanziellen und wirtschaftlichen Krisenerscheinungen, selbst.

Sprach Ottilie Naefl, etwa vor Gästen, die sie gerne führte, über Geschichte und Gegenwart ihrer Burg, dann war Stolz auf die Leistung unüberhörbar, neben aller manchmal fast rührenden Einfachheit im Persönlichen. Schloß Meersburg sei die älteste, noch bewohnte Burg Deutschlands in privatem Besitz – so hat sie sich oft vernehmen lassen, und Rückhalt bei Staat oder Stadt mochte sie bis zuletzt nicht suchen. Auch deshalb ist ihr Einsamkeit nicht fremd gewesen. Aber der Auftrag, der ihr zugefallen war, hielt sie aufrecht. Mit den Worten ihres Bruders: die Meersburg zu verwalten als einen „geistigen Besitz des deutschen Volkes“.

Viktor Mezger, der Karikaturist

Rede anlässlich des 80. Geburtstages und zur Ausstellung am 19. 11. 75
in Überlingen

Erich Kaiser, Bermatingen

Stoßen Sie sich bitte nicht daran, daß ein Nicht-überlinger Ihnen einen Überlinger „erläutern“ will in einer Ehrenaussstellung, die Arbeiten zeigt aus einem 60 Jahre zurückliegenden Jahrzehnt, Kleine Kunstwerke, von 1914 – 1924 entstanden, Karikaturen eines Künstlers, der vom 1. Lebensjahr an dauernd hier ansässig war. Beinahe wäre er damit ein „Rieschmecker“, für ihn fast eine karikaturistische Nuance, hat er doch 1895 am 20. Nov. in Ellwangen a. d. Jagst das Licht der Welt erblickt. Aber sein „Babbe“ hat den kleinen Viktor, wie damals die Altbadener bissig bemerkten, hochgehalten, über die Grenze nach Westen schauen lassen und gesagt: „Viktorle, do dehoim bisch gebore, aber lug nom, dert muescht dei Geld verdeane.“ So kam er mit seinem Vater, dem schon bekannten Kirchenrestaurator, nach Überlingen und wurde ein so echter Seehas wie keiner, denn wie wir noch sehen und hören werden, kreisten seine Gedanken immer um den Münsterturm, die Gret, das Rathaus und das Café Teriet.

Er absolvierte die hiesige Realschule, ein Gymnasium bestand noch nicht, kam nach Gossau bei St. Gallen in die Lehre als Maler. V. M. legt großen Wert darauf, diese handwerkliche Lehre als Grundlage seiner späteren künstlerischen Tätigkeit zu sehen, leitet er doch Kunst von Können ab. So ist dann auch der Besuch der Kunstgewerbeschule in München von 1913 – 1914 die logische Fortsetzung seiner Ausbildung. Sein Lehrer war Prof. Wahler, ein sogenannter „Lüftl-Maler“, ein Könnler der Fassadenmalerei, wie sie als Volkskunst in Bayern immer noch bodenständig ist. Diesem Künstler aus der Praxis für die Praxis verdankt er eine gediegene, sachkundige Beherrschung seines beruflichen Könnens, auf dem ein Leben zu grün-

den war. Und diesem erworbenen Können, ausgehend von der schon früh erkannten bildnerischen Begabung und Neigung, verdanken wir die meisten der hier wiedergegebenen Arbeiten.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges setzte seinem Studium ein frühes Ende, denn V. M. eilte als 19jähriger, wie fast die gesamte Jugend Deutschlands, freiwillig zu den Fahnen, nicht ahnend, was auf sie wartete.

Aber diese 4jährige Abwesenheit von daheim und der Dank für ins Feld geschickte Liebesgaben, waren der äußere und innere Anlaß, vom Rekrutendasein, vom Soldatenleben an und hinter der Front in Beobachtungen und Gedanken aufzuzeichnen und an die Tafelrunde beim „Cognakfranz“, dem Wirt vom Teriet Café zu senden zum Ergötzen und Bedenken. Diese Stöße von Kartengrüßen, vom Empfänger gesammelt in Alben, sind die Originale zu dieser Ausstellung.

Das Wesen der zeichnerischen Darstellung in der Karikatur ist übertreibend, verzerrend oder verkehrend. Die Form wird überlängt, wo lang das Charakteristikum ist, in die Breite getrieben, wo sie rundlich barock ist, überspitzt zur unmißverständlichen Type geformt, der wir das, was sie vertreten soll, unverwechselbar anheften oder abnehmen. Stilistisch ist die Karikatur naturalistisch, denn sie zieht ihre Vorbilder, von denen sie ausgeht, aus der Umwelt, ob es sich um Erscheinungsformen oder menschliche Eigenschaften handelt, politische oder gesellschaftliche Verhältnisse, immer werden die Schwächen des Menschen herausgeholt und als Glosse der Übertreibung, dem Humor, dem ungehemmten Lachen, der Verspottung oder der satyrischen Bosheit preisgegeben. Es spie-



Der Lanzier: „Ob da it au a weng vo unsere Glocke dabei isch?“

gelt sich zwangsläufig der Charakter unseres Zeichners in seiner Arbeit wieder. Auch ist seine Kunst vom Stil der Jahrhundertwende, Naturalismus und Realismus geprägt. Ebenso sind die neuen künstlerischen Mittel der raschen und billigen Vervielfältigung typisch und günstig. Der Karikatur förderlich aber waren vor allem die neuen politischen und soziologischen Veränderungen, die Liberalisierung im Politischen. So entstanden damals eigene Karikatur-Zeitschriften in allen Ländern Europas, mit denen große Künstlernamen verbunden sind. Ohne liberale Toleranz ist Karikatur nicht geduldet. Auf diesen Hintergrund können wir V. M. projizieren, und er sagt selbst, eine Mitarbeit beim Simplizissimus hätte ihn gereizt. Aber den Schritt in die große Öffentlichkeit hat er nicht gewagt, er blieb in der Provinz, im engen Kreis seiner Heimatstadt, wo er sich einer kon-

servativen Bürgerlichkeit verpflichtet fühlt und politisch nicht engagiert im Kreis seiner Umgebung die Komik des täglichen Lebens glossiert. Und beobachten wir seine künstlerische Handschrift, so bemerken wir, daß er ganz selten die scharfe, dünne, ätzende Feder benutzt, sondern in seinen besten Blättern den rustikalen breiten Federstrich oder Pinselzug anwendet. Oft bereichert er die Zeichnung mit Lasuren, kräftig dunklen Schatten und zarten leichten Helligkeiten. Auch die Verwendung der Aquarellfarbe dient diesem künstlerischen Zweck. Dadurch wird auch gedämpfte Stimmung eingefangen und neben der graphischen Bereicherung ist etwas vom barocken Lüftlmaler sichtbar. Sein Strich ist nicht zaghaft, sondern kräftig und lebendig, rasch hingeschrieben wie das schnelle Wort. So sind seine Figuren, die er zum Träger seiner kritischen Beobachtungen macht, indem er Figuren und Gesichter zu glaubhaften Über-

Revolutionstag in Überlingen: „So etzt sinmir Moschter“





Dingeldorfer Stoßseufzer

Also die Preise für die Bäder müssen noch bedeutend erhöht werden; (mich trifft es ja doch nicht!)

Bürgerversammlung. Also die Preise für die Bäder müssen noch bedeutend erhöht werden; (mich trifft es ja doch nicht!)

treibungen verändert, über die Textillustration hinaus eben Karikaturen.

Nach dieser künstlerischen Ordnung wenden wir uns den Texten zu, dem 2. Mittel der Zuspitzung, der Verknappung, der Verdrehung. Sie reichen vom lebenswürdigen, scheinbar harmlosen Wort bis zum derben, frechen, bösen Satz, der sitzen soll, der treffen soll, der grell eine Situation, einen Zustand, eine menschliche Schwäche beleuchtet. In einigen Blättern ist die Pointe eine Anklage, die erschüttert.

Eine weitere bemerkenswerte Eigenheit der Mezgerschen Karikatur ist die, daß er seine Gestalten stets im Überlinger Dialekt sprechen läßt und sie so dem kleinbürgerlichen heimischen Bereich um das Münster zuordnet. Das gibt ihm die Möglichkeit, daß nur der Einheimische, an

den er sich ja wendet, feine Nuancen erkennt, genießt oder sich darüber ärgert. Auch zu erwähnen ist, daß die Unterschriften in deutscher gotischer Flammenschrift, wie sie bis 1920 gelehrt wurde, geschrieben sind, schwer zu entziffern von später Geborenen. Damit ist eine versunkene Zeit, zusammengerafft auf ein Jahrzehnt, stilistisch umrissen. Greifen wir einige Blätter aus der Kriegszeit 1914 heraus. Der junge Landser steht vor einem Straßenbild in Frankreich und stellt dumm überheblich fest: „it emol ihri Nāme kenne se richtig schriebe“. „Dinem Fraß merkt mer bigott it an, daß de bim Conjak-Franz in de Lehr gsi bisch“, sagt ein Überlinger Landser beim Essenfassen. Oder: „Hundertmol im Vierteljoahr Dörrgemüs, isch scho ä Jubiläum wert“.

Dingeldorfer Stoßseufzer. Wenn nu mi Aalte it wär, no bett-i gwiß nint gege des Schtrandbad . . .



Dingeldorfer Stoßseufzer

Wenn nu mi Aalte it wär, no bett-i gwiß nint gege des Schtrandbad . . .



.. nicht so richtig wie alt der so im Wasser versinkende Mond, Liebste... Oh, doch! steigende Aktien...

„... nichts herrlicheres als der so im Wasser versinkende Mond, Liebste . . . Oh, doch! steigende Aktien . . .“

Beim bedenklichen Betrachten einer Granate: „Ob do it au a weng von unsere Überlinger Glocke debi isch?“

Und am Ende des Krieges: „Watt, schon seit 14 Soldat und ohne EK?“ „Jo wisset se, Herr Hauptma, i war halt immer vorne a de Front!“ Erst 1918 kam V. M. wieder heim in eine veränderte Welt, die ihm Stoff in Hülle und Fülle lieferte. Als der Revolutionsrat marschiert, portraitiert er 2 Überlinger Kleinbürger und schreibt lakonisch: „Jetzt sin mir Moaschter.“ Mezger strebt weiter, es treibt ihn zu den Quellen der Kunst, zur Weiterbildung, und so besucht er von 1920 – 1923 die Kunstakademie in Karlsruhe und wird Schüler von Prof. Babberger und dann Meisterschüler bei Prof. H. A. Bühler. Die rasch zur Katastrophe sich entwickelnde Inflation setzt diesem Studium ein jähes

Ende, denn geschäftliche Schwierigkeiten rufen ihn nach Hause. 1926 übernimmt er die kunsthandwerkliche Werkstatt seines Vaters, deren Ruf er festigt, erweitert, sodaß sie ein fester Begriff im Raume Überlingen bleibt und weit darüber hinaus.

Zur Inflation, die das Gefüge der Gesellschaft demoralisiert und Gemeinheit und Gier an die Oberfläche schwenkt und Bescheidenheit und Anständigkeit der Verzweiflung und Not ausliefert, nimmt er Stellung: „Mei Frau isch nu begrabe, aber nu fallet au no mei Zementaktie.“ Bitter stellt er beim Tode des Geistesarbeiters fest; „Mein ganzes Leben habe ich ehrlich gearbeitet und kann Dir, mein lieber Sohn, nichts hinterlassen. So gebe Gott Dir eine große Schnauze und die entsprechende Charakterlosigkeit, dann stehen Dir die Tore zu Reichtum, Ruhm und höchsten Stellen offen!“ Mildere Stimmung herrscht bei den Beobachtungen am Strand, im Bad, bei der aufkommen-

Die verbotene Fasnct. „Moscht it uff d'Stroß Großmuetter! Susch mont d'Polizei glei deischt Maschkere go.“



Die verbotene Fasnct. Moscht it uff d'Stroß Großmuetter! Susch mont d'Polizei glei deischt Maschkere go.

den Fremdenindustrie. Dabei glücken ihm Blätter von besonderer künstlerischer Qualität. Das eine, eine reife Impression, wo die beiden Alten aus tiefem Schatten Susanne im Bade am Strande belauschen: „Wenn nur mei Aalte it wär, no hett i nint geiges Schtrandbad“. Oder wenn ein Stadtrat meint: „Die Preise fürs bade müsse bedeutend erhöht werden, mi trifft's it, i bad nie.“ Das letzte Blatt soll uns abschließend in das Gebiet Mezgers führen, in dem er für Überlingen eine ganz besondere Bedeutung erlangt und die ihm den Ersatz für die nun plötzlich versiegende Lust an der Karikatur bietet. Er wird zum tätigen Narren. Zusammen mit seinen Freunden Kupferschmid und Fischer, dem auch das Zusammentragen und Wiederauffinden und Erhalten der ausgestellten Blätter zu danken ist, erneuert er die Fasnetsbräuche, wird Zunftmeister und wirkt weit ins Land hinaus. Sein skeptischer Narrensinn läßt ihn von außen den Unsinn oder die tiefere Wahrheit im engen provinziellen Leben erkennen und liefert über Jahre den Stoff für Frühschoppen und Bütt. Die Doppelbödigkeit steckt im Bild und in der Aussage auf dem Blatt, auf dem der Enkel zur Oma sagt: „Großmueter, moscht it uff d'Stroß, suscht mont d'Bolizei glei deischt Maschkere go!“ In seinem schönen Büchlein mit den Fotos von S. Lauterwasser „Narro und Hänsele“ beschließt er die kurze Zeit seiner künstlerischen Produktivität mit dem Zitat: „Doch wenn's uns no so dreckig goht er blibt uns wie zuvor,



So werd' ich sein in fünfzig Jahr, taprig ohne Zähn und Haar. Alles welk, daß Gott erbarm, nur das Herze schlägt noch warm

verlier mer den it – no ischs gut de „Laugele Humor.“

Betrachten wir mit dem Schmunzeln, das uns die Ausstellung entlockt, das kleine Blatt auf dem er sich mit 25 Jahren als Siebzigjährigen darstellt, dann freuen wir uns mit dem Achtzigjährigen heute, daß er damals ein falscher Prophet war, daß er nicht der Tattergreis ist, sondern noch immer tätig wirkt in unserer Stadt, die er noch immer liebt, er, der fast „Reigschmeckte.“

„Heilige“ lernen schwimmen

Die Gipsfiguren in seiner Kirche zu Hagnau am Bodensee gefielen Pfarrer Heinrich Hansjakob einfach nicht. Daher ließ er sie entfernen und ordnete an, das wertlose Zeug in den See zu werfen. Nur, weil das der Herr Pfarrer so wollte, und sehr ungern versenkten die Hagnauer die altvertrauten „Heiligen“ ins Wasser. Das löste den schweren Gipsüberzug auf. Der Südwestwind trieb die einst gipsverschmierten holzgeschnitzten Figuren wieder ans Land. Die Hagnauer fischten sie heraus und versteckten sie in ihren Häusern, damit der Herr Pfarrer ja nichts merkte.

Auch der Konstanzer Zeichenlehrer Holzer ging im Ersten Weltkrieg hamstern. Auf der Seestraße von Meersburg nach Hagnau sah er einen Soldaten mit einem länglichen Paket unter dem Arm. Den sprach er an, weil ihn das Paket interessierte. „Ja,“ meinte der Soldat, „des isch so e Holzfigur, wo früher in der Hagnauer Kirch gschtanden isch.“ Auf offener Straße wurde man rasch handelseinig. Der Soldat verkaufte die Figur für 1 Bier, 1 Vesper und – mein Gewährsmann, Oberstudienrat Lothar Rohrer in Radolfzell, weiß es nicht mehr genau – 5 oder 10 Mark. Später fand die Rokokofigur auf Ausstellungen höchste Beachtung. Sie dürfte wohl eine Schöpfung von Joseph Anton Feuchtmayer sein.

Julius Boltze, Allensbach

Vom Überlinger Narrenbuch

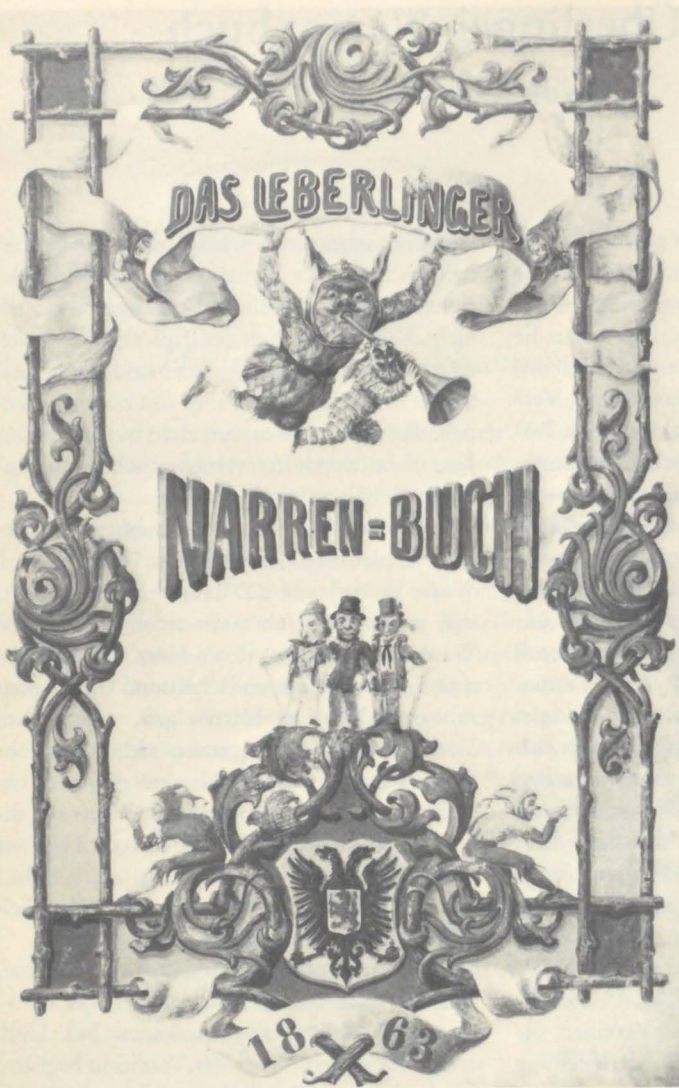
Viktor Mezger, Überlingen

Nirgends wird Tradition größer geschrieben als bei den Narrenzünften. Nirgends aber steht sie für kritische Augen auch auf wackeligeren Füßen. Glücklich jene wenigen Zünfte, denen die Existenz ihres heimischen Narrenwesens in den Ratsprotokollen, – da durch Mahnungen, Verbote und Strafen sowie väterlich besorgte Rügen – z. T. schon ab dem 15. Jahrhundert bestätigt wird und damit gewissermaßen auf wissenschaftlich belegbarem Boden stehen. Erstaunlich, daß das oft ausgeprägte Narrenwesen kaum jemals etwas über sich selbst ausgesagt hat: „es isch halt immer so gsi“: sagten uns Kindern die Erwachsenen auf unsere Frage nach dem Warum und Woher schon vor 70 Jahren. Und in der Tat, die für die Fasnacht gültigen Spielregeln, Sitte und Brauchtum haben sich lange gehalten. Über die dürre Zeit des frühen 19. Jahrhunderts, als eine aufklärerisch, liberal und grämlich eingestellte Beamtenschaft diese Überbleibsel finsternen Mittelalters abzuwürgen versuchte, bis die schon nahezu verdorrte Pflanze kecker, kritischer und daher bei der Obrigkeit nicht immer beliebter Narretei auf's Neue zu sprossen begann. Dies fast in allen alten Narrenorten in der Form von Vereinen, die sich der Fröhlichkeit und der Wiederbelebung des alten Brauchtums verschrieben hatten. Um diese Zeit, genauer im Jahre 1863, also vor 115 Jahren, beschloß der damals hier gegründete Verein „Frohsinn“ in der Form eines Narrenbuches von seinem Treiben Kunde zu geben. Die Anregung muß gute Aufnahme gefunden haben, denn sie legten Wert auf Dauer und Repräsentation. Dies schon im Format 48 × 33 cm, dann in dem gediegenen Ledereinband – der allerdings infolge der dem Buch ausgesetzten Strapazen vor Jahren erneuert werden mußte – und nicht zuletzt dem noch erhaltenen

schweren silbernen Beschlag, in bester Handarbeit im Sinne der damals wieder gewürdigten Renaissance ausgeführt. Vergessen sei auch nicht die hohe Qualität des Papiers auf dem sich so trefflich schreiben, zeichnen und malen läßt. Schon in der Einleitung aber läßt es sich erkennen, daß es den Initiatoren nicht nur auf die äußere Form, sondern fast mehr noch auf den inneren Gehalt ankam.

Hier die in zierlich gotischer Schrift niedergelegte Einleitung: „Ihr Narren, die ihr diese Worte in vielleicht 200 Jahren leset – denket, daß schon 1000 Jahre vor Euch menschliche Wesen gelebt haben, deren Herz für die Liebe und Freude, für Freundschaft und Geselligkeit schlug und daß es Narren gab, welche dem Vorbild der Urväter getreu, sich jedes Jahr fröhlich in die Arme der Narretei geworfen haben. Gedenkt dann der lustigen Gebeine in ihrer ewigen Ruhe und glaubet, sie haben wie wir gelebt und geliebt und gescherzt und gelacht. Den Ruhenden unter dem Grase sei freundlich ein Gläschen gebracht.“

Als erste Illustration steht davor ein offenbar von dem Narrenvater und Maler Roys stammendes Titelblatt im gotisierendem Stil. Und damit war die eine Seite der Tradition begründet. Im hinteren Teil dachte man sich die Spenderlisten anzulegen, verwendet jedoch später wegen Platzmangels eigene Spendenbücher. Aber schon in diesen Spenderlisten spiegelt sich ein Teil Zeitgeschichte, denn in der ersten von 1864 betrug das Ergebnis nur 5 fl. 1 Kreuzer, in nächsten Jahr 6 fl. 12 Kreuzer, um nach dem Sieg von 1870/71 auf 29 fl. 43 Kreuzer zu steigen, 1876 auf 66 fl. und dann nach der Umstellung auf Mark 1882, 37 Mk. 60 Pf. und stieg bereits 1885 auf 553,58 als Zeichen des Wohlstandes. Damit war also der Stil der Aufzeichnung



Umschlagdeckel des im Jahre 1863 aufgelegten Ueberlinger Narrenbuches, Format 48 x 33 cm

Foto: S. Lautenwasser, Überlingen

gen geprägt. Das hindert freilich nicht, daß mindestens in der Reihenfolge der Jahre recht willkürlich verfahren wurde. Vielleicht wollte man auch damit ausdrücken, daß in der Narretei die Regeln genormter Bürokratie nicht zu gelten haben. Erst wurden die Ereignisse der jeweiligen fasnächtlichen Taten zusammengefaßt dargestellt, danach haben um die Jahrhundertwende 2 Kaufleute in exakter deutscher

Schrift lediglich registriert, meist ohne Illustration. Das änderte sich, als nach dem Ersten Weltkrieg junge Kräfte an's Ruder kamen, die z. T. auch mit hervorragenden bildlichen Beiträgen die Seiten bereicherten. Später kamen noch fotografische Belege hinzu, erst schwarz-weiß, dann auch farbig. Die jedem Narrenwesen zu Grunde liegende kritische Haltung gegen: „die da oben“ fand hier einen



Zeichnung aus dem Überlinger Narrenbuch 1933
Die Lunte am Pulverfaß schwelt

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

Niederschlag, der die Zeitgeschichte oft erstaunlich deutlich beleuchtet.

So zeigt ein Blatt mit der Unterschrift „warum wir 1923 keine Fasnacht gehalten haben“ einen französischen Offizier, der mit vorgehaltener Pistole einem schwarzen Soldaten den Weg in's Ruhrgebiet weist. Nicht minder zeitgeschichtlich interessant ist ein auf diesem Blatt angebrachter, späterer Vermerk: „1946, während der franz. Besatzungszeit herausgeschnitten.“ Darunter: „1956 wieder eingefügt.“ Die Vignette des Jahres 1924 stellt einen Narren dar, der mit dem Messer den durch zahllose Nullen gekennzeichneten Goldsack eines Börsianers aufschlitzt. Die darunter angebrachten Spendenzahlen lassen erkennen, daß man damals noch trotz bereits erfolgter Rentenmarkschöpfung, in den Größen der Inflation dachte: Neben Spenden von hochtrabend 3 Billionen stehen bescheiden solche mit 2 Goldmark. In den weiteren Jahren folgen Anspielungen auf lokale Ereignisse und nur die absinkenden Spendenzahlen lassen die herannahende Wirt-

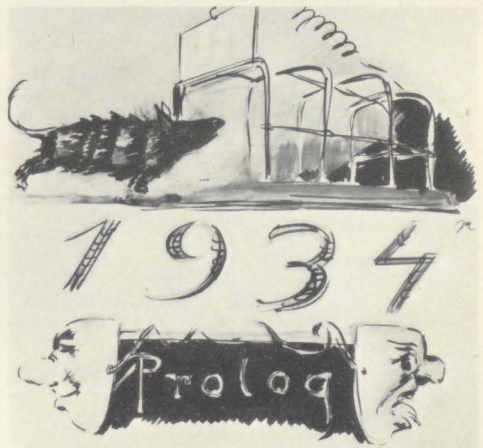
schaftskrise der späten 20er Jahre erkennen. Umso deutlicher zeichnen sich die Hinweise auf den Einbruch des Nationalsozialismus ab, von denen unsere Bilder einige Beispiele bieten. Noch einmal 1938 wird auf durchgehend 2 Blättern der Freude über das Treffen der 4 Rebellenzünfte Elzach, Rottweil, Oberndorf und Überlingen Ausdruck verliehen.

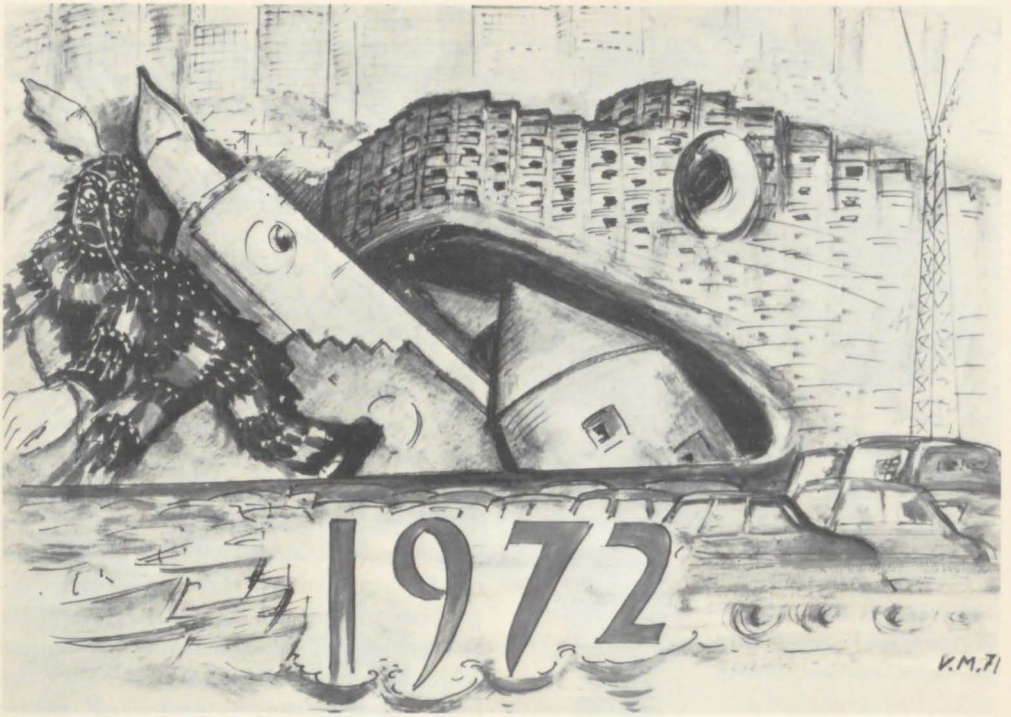
Dann sieht man auf dem nächsten Blatt dunkle Wolken, aus denen Bomben auf die eingäscherten Häuser und einen zitternden Mann mit Narrenmütze und Parteiabzeichen herniederfahren mit den Zahlen 1939-1945 und Mussolinis: vivere pericolosamente, die Situation kennzeichnend; wohlweislich erst nach 45 gezeichnet.

Aber neue Hoffnung zeigt sich auf dem Felde des Narrenwesens: 1947 sieht man einen kleinen Knaben in kurzem Hemd mit der Überlinger Narrenmütze von einer Hand geleitet, die ersten tapsigen Schritte tun und in den nächsten Jahren lebt die Fasnacht, wohlwollend von der franz. Besatzungsmacht unterstützt, wieder munter auf. In den Jahrzehnten des Wiederaufbaues beleben lokale Ereignisse und immer wieder Sticheleien mit der Obrigkeit die Szene, die Seegfrörne von 1963 findet ihren Nieder-

Überlinger Narrenbuch 1934

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen





Überlinger Narrenbuch 1972: Die Maßlosigkeit der Bauhyänen droht heimische Tradition und Narrenwesen zu verschlingen.

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

schlag, die Kreisreform und die Bauwut werden auf's Korn genommen; kurzum unser Narrenbuch zeigt im Narrenspiegel auch ein Stück Orts- und Zeitgeschichte und bestätigt damit den Spruch, welchen Hermann Eris Busse, begleitet von einer Illustration, die ihn unter dem

bekanntem grauen Schlapphut zeigt, geschrieben hat:

Ich bin ein Narr, ich bleib ein Narr, die dümsten Leute sind das nicht.

Womit er, wie man sieht, nicht einmal Unrecht hat!

Die Zizenhausener Terrakottentradition

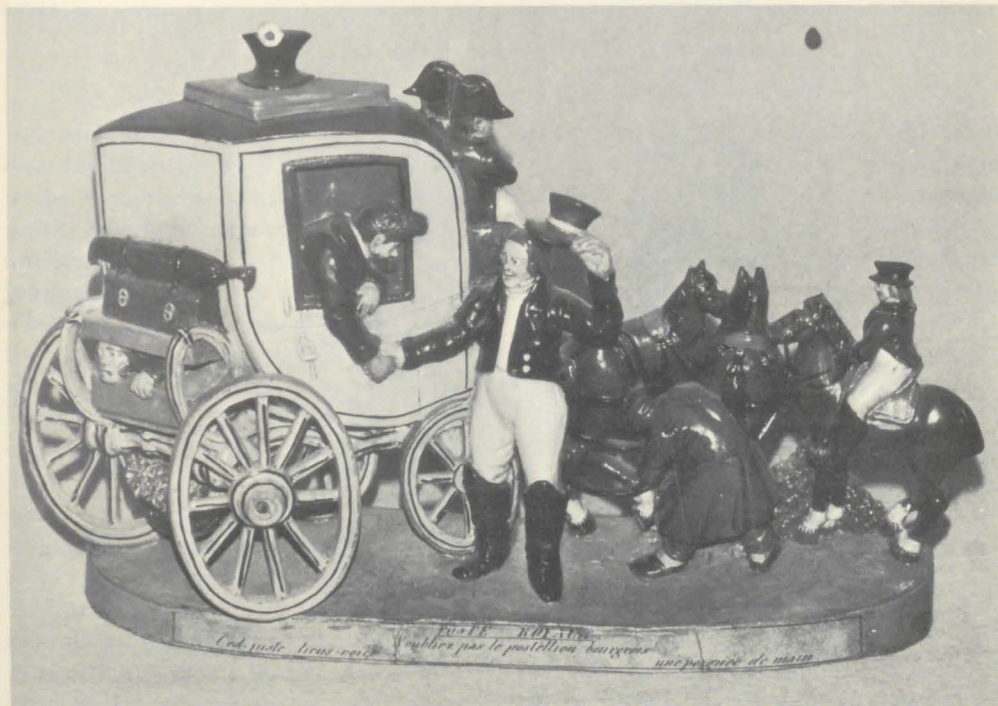
Manfred Bosch, Grunertshofen

„Die süddeutschen und Schweizer Sammlungen verwahren oft in ihren Schaukästen Zeugnisse einer alten Bauernkunst vom Bodensee: Die Zizenhausener Terrakotten“, schrieb Wilhelm Fraenger 1922 in einer Monographie und machte damit nur zwei Jahre nach dem Tode des letzten Ausübenden dieser Kunst auf eine Tradition figürlicher Kleinplastik wieder aufmerksam, die heute selbst in der näheren Umgebung ihres Entstehungsortes weitgehend unbekannt sein dürfte. Heiner Wollheim, ein Musiker aus Köln, hatte die wohl bedeutendste Sammlung Zizenhausener Terrakotten, die seit seinem Tode in der Heiner Wollheim-Stube des

Schlusses Langenstein bei Eigeltingen (Nähe Stockach) der Öffentlichkeit zugänglich ist. Begründet hatte die Terrakotten-Tradition, die immer eine Familientradition blieb, der Schreiner Franz Joseph Sohn aus Kümmeratzhofen im Ravensburgischen, der aus kirchlichen und Wallfahrtsanlässen seit 1767 eine umfangliche Produktion von Devotionalienfiguren begonnen hatte. Sohn zeigte sich geschäftstüchtig und zeichnete alle Gnadenbilder bis nach Memmingen hinein ab, um sie als Wallfahrtsandenken zu prägen. Die geschäftliche Orientierung Sohns läßt seine Figuren ohne jeden Kunstwert erscheinen: wollten die Prägeformen zu mög-

Eine Zizenhausener Terrakotte: „Poste Royale“

Foto: Heinz Bosch, Stockach





„Nichts Zollbares, meine Herren?“

Foto: Heinz Bosch, Stockach

lichst vielen Abdrucken taugen, so mußten sie grob gefertigt sein und in der Physiognomie ohne jeden Anspruch bleiben.

Sohns handwerkliche Fertigkeit bildete sich über populären Formen und Themen aus, vornehmlich „religiösen Gebrauchsfiguren“ wie Krippen und Heiligenstatuetten; neben sie traten erst allmählich allegorische Figuren aus dem unmittelbaren Lebens- und Anschauungsreich der Bevölkerung.

1769 wurde „Sohns Sohn Anton“ geboren. Der spätere Kirchenmaler hatte in jungen Jahren Italien durchreist und arbeitete nach dem Militärdienst zwei Jahre im väterlichen Betrieb. Nach seiner Heirat siedelte er nach Zizenhausen über. Aus Italien hatte Sohn neben Kupferstichen und reichen Skizzenbüchern vor allem den Ehrgeiz mitgebracht, die Kunst seines Vaters weiterzuführen. Anton Sohns Fortschritt be-

stand rückblickend vor allem in der Überwindung der Beziehungslosigkeit, mit der sich noch die Figuren des Vaters innerhalb der Figurengruppen gegenüberstanden waren. Anton durchbrach auch den rein kirchlich orientierten Stoffkreis, zunächst durch eine Anreicherung der Krippeninventare durch volkstümliche Figuren und Personen; da wurden Klausner und Jäger, Waldbrüder und Handwerksburschen hinzugefügt, so daß das Weihnachtsspiel „profaniert“ und zum bäuerlich-burlesken Volksstück wurde.

Der Vorgang erinnert an den schwäbischen Prämonstratenser und Komödiendichter Sebastian Sailer, der die Mundartkomödie „Die Schöpfung“ ebenfalls in den konkreten Anschauungsbereich der ländlichen Bevölkerung transportiert hatte. Was Sebastian Blau in einem Nachwort zur eigenwilligen „Schöpfung“

Sailers bemerkt hat, könnte man mutatis mutandis auch für Sohns Figurenwelt reklamieren: „Das kräftige und weltfromme Klima des Oberlandes, die eigene ländliche Herkunft, der menschliche Kontakt, den er als Seelsorger mit seinen Pfarrkindern unterhielt, und damit auch die genaue Kenntnis ihrer Sprache, ihres Fühlens und Denkens, ihrer Anschauungsweise, ihrer Vorzüge und Schwächen – all dies muß dazugedacht werden, wenn man sich das Phänomen erklären will, daß ein Geistlicher biblische Stoffe in burleske Komödien umdichtet, aus Erzengeln aufsässige Bauernlummel, Adam und Eva zu knitzen Kleinbauern, Gottvater zu einem besitzstolzen oberschwäbischen Hofherren macht . . . Nichts lag ihm dabei ferner als der Gedanke an Profanierung oder gar an Blasphemie“.²⁾ Auch wenn man den seelsorgerlich-„propagandistischen“ Impetus bei Sohn ver-

missen wird, so wird man doch bei beiden den stärksten Einfluß des Volkstümlichen und breitester Vorstellungsweisen unterstellen können. Wie Sailer hatte sich übrigens auch Sohn Anfeindungen und Beanstandungen ausgesetzt gesehen; so hatte eine Ravensburger Kunsthandlung, die das süddeutsche Gebiet mit Krippen belieferte, Veranlassung zu der Mahnung, es dürften „keine dekoltierten Mütter von Bethlehem, keine Pfannenflicker und Hirtenweiber“ den Weihnachtssendungen beige schmuggelt werden. Mehr und mehr erkannte Sohn indes seine Begabung für das Grotleske. Fraenger bringt dies in Zusammenhang mit den Eigenschaften des Materials, was zweifellos ein Grund zu sein scheint. „Der ausschweifende Charakter des Tons“, schreibt Fraenger, „der überm Kneten zu allerlei phantastischen Extravaganzen verführt, der unbeschränkte Mög-

Zizenhausener Terrakotte: „Ferkelmarkt“

Foto: Heinz Bosch, Stockach





Der Tod und die Edelfrau, eine Terrakotte aus dem Basler Totentanz.

Foto: Heinz Bosch, Stockach

lichkeiten des Dehnens und Pressens, des Zerdrückens und Verbuckelns in sich birgt, lud ihn geradezu zu der Verzerrung ein (...) Damals kann sich für ihn kein Buckel genügend runden, Nasen und Lippen wuchern als üppige Schwellungen in den Gesichtern, und gern noch siedelt er da und dort, an Hals und Genick ein knolliges Gekröpfe an. In seinem kleinen Orchester vereinigt er alle erdenklichen Spottprofile: Krummbeinige und Stelzfüße, verhökertes, kielkröpfiges Gesindel, das mit äffischen Pfoten die Instrumente traktiert, froschäugig glotzt und gröhlt und plärrt.“ Als weiteres Moment zur Erklärung dieser Darstellungsform könnte Sohns mehrjährige Bildungsreise durch Italien dienen, die ihn vermutlich in einige Distanz zu seiner alten sozialen Umgebung brachte. Man muß dazu auch wissen, daß Zizenhausen zu jener Zeit zu einer Absteige für allerlei fahrendes

Volk geworden war, über das Sohn als landesherrlicher württembergischer Schultheiß und „Bürgermeister“ gesetzt war. In dieser Eigenschaft hatte Sohn wenig Glück, es gab tätliche Angriffe und Mordversuche, die jedoch mißlingen; es liegt nahe, auch hierin ein nicht zu unterschätzendes Moment jener „bildnerischen Rache“ an seinen Zeitgenossen zu sehen.

Hinzu kamen Beziehungen zu schweizerischen Kunsthändlern vornehmlich in Basel, die Sohn zu einer extensiven Beschäftigung mit satirischen Darstellungsformen brachten. Sohn begann nach Karikaturenvorlagen bekannter zeitgenössischer Zeichner wie Hieronymus Heß zu modellieren, und nach und nach wurden die Basler Beziehungen zu den wichtigsten Arbeitsaufträgen Sohns. Fraenger urteilt über die satirischen Schwänke aus dem Alltag, die in „sinnfälliger Drastik an den Inhalt der Kalenderanekdoten“ erinnern, so: „Die wortkarge Sachlichkeit seiner an (...) den großen französischen Karikaturisten geschulten Zeichenart, seine Schlagfertigkeit in der mimischen und physiognomischen Charakterisierung von Mensch und Tier, seine Fähigkeit, einen volkstümlichen Inhalt in knappem Szenenbild lebendig darzustellen, wirken als Elemente einer anekdotischen Bilderbogenkomik glücklich zusammen.“ Trotz des halbherzigen satirischen Zugriffs eines H. Heß, der dem Nazarenerstil verhaftet blieb und zum Hauptlieferanten der Sujets für die Zizenhauser Terrakottenproduktion wurde, kommt in den besten Figuren Sohns eine Überlegenheit über den kleinbürgerlichen Lebens- und Erfahrungskreis zum Ausdruck, in dessen Schranken Sohn gleichwohl blieb. Immerhin weist die Sohn'sche Tradition neben Trachtenfigurengruppen und einem umfangreichen Zyklus des Basler Totentanz, neben einer Galerie „kritischer Köpfe“ (Voltaire, Rousseau, J.P. Hebel u.a.) auch Helden der Badischen Revolution wie Struve, Hecker und Blum auf – erst nach schikanösen Hausdurchsuchungen stellte man die Produktion solcher Figuren ein. Es gibt daneben auch satirische Darstellungen des Wucherjuden – ein für die

damalige Karikatur erstrangiges Thema, während für Sohns Mönchs-Satire und Spott auf den Klerus besonders Frankreich und Belgien Absatzgebiete waren. Offensichtlich war Sohn auch für derlei Produktion bekannt; eine für England bestimmte Order von 1853 verlangte ausdrücklich, unter der Ware dürfe nichts „Unsitliches und auf die Religion anspielendes“ sein.

Mit Anton Sohn war die künstlerische Entwicklung bereits in der zweiten Generation abgeschlossen. Die Erben begnügten sich mit der Reproduktion der vorhandenen Modeln oder konnten ihrem Bestand doch nichts wesentli-

ches mehr hinzufügen. Es blieb ein Bestand von etlichen 600 Prägemodeln, der eine bemerkenswerte Tradition figürlicher Kleinplastik zu begründen vermochte.

Anmerkungen

- 1) Wilhelm Fraenger: Der Bildermann von Zizenhausen. E. Rentsch Verlag 1922
- 2) Zit. nach F.G.Brustgi: Ergänzung der Vorrede Sixt Bachmanns. In: Sebastian Sailers Schriften im schwäbischen Dialekte. Gesammelt und mit einer Vorrede versehen von Sixt Bachmann. Faksimileausgabe, herausgegeben von F.G. Brustgi, K. Knödler Reutlingen, 1976, S. XI.

A de Grenz

I

*Hen si öppis
zum Vezolle?*

*Nüt
mir hen nüt
debi*

Numme n uns selbr

II

Wa isch eigentlich frei?

*Es Packig Zigarette
Es halb Pfund Kaffee
un Lebismittl für zeä Frankeche*

Un mir?

Manfred Bosch

Nichts Zollbares?

Jeden Abend schob ein einfach gekleideter Mann sein Fahrrad von Konstanz nach Kreuzlingen. Auf dem Rad lag immer ein Sack mit Sand. „Nichts Zollbares?“ wollten die Zöllner wissen. Nein, er brächte den Sand seinem Kreuzlinger Freund für dessen Gartenwege. Abend für Abend Sand für Gartenwege? Die Zöllner wurden immer mißtrauischer. Der Freund hatte also unvorstellbar lange Gartenwege. Immer wieder leerte man den Sack aus. Ergebnis: Nur Sand. Täglich: „Was haben Sie in dem Sack?“ – „Sand.“

Es ging lang, bis es die Zöllner merkten: Tatsächlich war im Sack immer nur Sand, aber jeden Abend war es ein anderes fabrikneues und zollpflichtiges Fahrrad gewesen.

Julius Boltze, Allensbach

Eine Sammlung spätbarocker Krippen

Heinz Bosch, Stockach

Wenn das Wort Krippe fällt, so denkt man fast ausschließlich an die Weihnachtskrippe. Doch es gibt bekanntlich auch andere, etwa Oster- oder Pfingstkrippen, biblische, sakrale und profane Krippen. Natürlich sind die Weihnachtskrippen weitaus am meisten vertreten. Die andern sind so rar geworden, daß sie schon echte Raritäten darstellen. Die Krippen – jene figürlichen Darstellungen en miniature – entstanden im 10. und 11. Jahrhundert aus den damaligen Mysterienspielen. Besonders die Jesuiten- und Franziskanerpatres haben sich der Krippenspiele und der Krippenpflege stark angenommen. Ihnen ist es auch zu verdanken, daß heute noch teilweise so gut erhaltene Krippen existieren.

Die Stadt Überlingen am Bodensee ist glückli-

che Besitzerin mehrerer biblischer und profaner Krippen aus barocker Zeit. Über 500 Krippenfiguren aus dem Jahre 1760 zieren die hübschen Krippen im Reichlin von Meldeggschen Patriezierhaus, welches heute das Heimatmuseum beherbergt.

Besonders schön ist die Krippe „Hochzeit zu Kanaa“, hier sind die Räume dem Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles nachgeahmt. Eine lange Schlange von Gästen steht an, um dem glücklichen Paar zu gratulieren, während Jesu in einer andern Ecke die Verwandlung von Wasser zu Wein vollzieht. Eine Pfingstkrippe trägt den Titel „Ausgießung des hl. Geistes“, auch hier ist die Räumlichkeit einem historischen Original nachgebildet, dem Überlinger Rathaussaal.

Die Hochzeit zu Kanaa: Jesu verwandelt Wasser zu Wein

Foto: Heinz Bosch, Stockach





Andere Krippen haben die Kreuzigung zum Inhalt, und eine besonders große profane Krippe zeigt das Leben und Treiben der Stadt Überlingen in früheren Jahren. Da ist auf der Hofstatt eben die Postkutsche angekommen, überall herrscht rührige Geschäftigkeit und emsiges Treiben. Der Marktbrunnen wird noch vom Wappen der ehemals freien Reichsstadt geziert. Mit viel Geschick und etwas Phantasie hat man die bei Überlingen befindlichen Steinzeithöhlen mit dem Bild der Altstadt verquickt. Oben auf den Felsen spielt die Musik in historischen Uniformen und der Pfarrer macht mit den Ministranten eine Flurprozession.

Die meisten der über 500 Krippenfiguren von 1760 sind flexibel, man kann also Arme, Beine und Kopf bewegen und die Figuren daher individuell stellen oder setzen.

Emsiges Treiben in Alt-Überlingen am Bodensee. Auf der Hofstatt ist die Postkutsche angekommen, die Händler schlagen ihre Stände auf und von der oberen Etage kommt der Pfarrer mit den Ministranten von einer Flurprozession.

Foto: Heinz Bosch, Stockach



Die Ausgießung des hl. Geistes heißt diese Krippe. Die Apostel sind im nachgeahmten Überlinger Rathaussaal vereinigt.

Foto: Heinz Bosch, Stockach

St. Johannes Nepomuk in Ettlingen, München und Meßkirch

Die Nepomukverehrung der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden

Albert F.X. Bissinger Freiburg/Ettlingen

Der Hochaltar der Pfarrkirche im Stadtteil Ettlingenweiler ist dem Verfasser dieses Beitrags besonders teuer. An ihm versah sein Vorfahre Michael Bißinger einst in der Ettlinger Schloßkapelle den Dienst als Mesner. Michael Bißingers Begräbniseintrag im Ettlinger Totenbuch vom 13. Dezember 1735 weist ihn als „sacelli aulici aedituus“ aus.

Für die Freunde der Ettlinger Schloßkapelle und für die Gläubigen der Pfarrei St. Dionysius in Ettlingenweiler ist die „Entdeckung“ von Schulamtsdirektor i.R. Hans Leopold Zollner, daß das Altarrelief Johann Bargör's nicht St. Ignatius von Loyola auf dem Montserrat, sondern St. Johannes Nepomuk in Altbunzlau darstellt, von großer Bedeutung. Der Deutung des erfahrenen Kunsthistorikers ist restlos beizupflichten. Er ergänzt und berichtigt so das verdienstvolle kleine Werk P. H. Stemmermann † „Die Ettlinger Schloßkapelle und die Fresken v. C.D. Asam“ und H.L. Zollner, „Die Dioskuren des Süddeutschen Barock,“ Karlsruhe 1964, und mit ihm die bisherige Literatur. Der Verfasser schätzt sich glücklich, zusammen mit Erzb. Archivdirektor Dr. Hundsnurscher das „Boleslavia Vetus“ des Pfeffelschen Stiches und der Balbinschen Nepomuk-Vita als das heutige Stará Boleslav nad Labem (Altbunzlau an der Elbe), nordöstlich von Prag, identifiziert und ein wenig Übersetzungsassistent geleistet zu haben.

Dieses „Palladium Bohemiae,“ in dem einst im 10. Jahrhundert der hl. Herzog Wenzel mit dem dortigen Bilde der Gottesmutter auf der Brust von seinem Bruder gemordet wurde, spielt in der Verehrung des hl. Johannes Nepo-

muk eine herausragende Rolle. Altbunzlau a.d. Elbe, wie der Wallfahrtsort zu deutsch heißt, ist zumindest bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges ein vielbesuchter Gnadenort geblieben. Die Verehrung des hl. Johannes Nepomuk orientiert sich stark an dieser Wallfahrt, auf der sich der Heilige den Mut zum Märtyrertod holte. Nach der „Vita B. Ioannis Nepomuceni“ (1725) des Bohuslaus Balbin SJ wurde der Heilige unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Wallfahrt verhaftet und in der folgenden Nacht in der Moldau ertränkt. Im Todesdatum irrte sich Balbin allerdings, es war die Nacht vom 20. zum 21. März 1393. Durch die fromme Wallfahrt zum ältesten Muttergottesbild Böhmens, das auf die Slawenapostel Cyrill und Methodius zurückreicht, tritt Johannes aus Pomuk (sein Familienname war vielleicht Welflin) neben den Nationalheiligen St. Wenzel. Für den frommen Böhmen steht der Märtyrer-Priester neben dem Märtyrer-Fürsten. Beider Grab befindet sich im Veitsdom zu Prag.

Nach der Rekatholisierung Böhmens wurde St. Johannes Nepomuk, schon früh unter die Landespatrone gezählt, zu einem Symbol für die Bestrebungen der Gegenreformation. Großen Aufschwung nimmt die Verehrung des Heiligen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Entsprechend den strengen Weisungen, die Papst Urban VIII. 1625 erließ, suchte man nun diese Verehrung zu legalisieren. Die Seligsprechung erfolgte am 31. Mai 1721, die Heiligsprechung am 19. März 1729.

Die Verehrung des Heiligen war längst über Böhmen hinaus in die katholische Welt gedrun-gen. Er tritt neben St. Nikolaus und Florian,



Johann Bargör: Hochaltar der ehemaligen Schloßkapelle Ettlingen, heute Stadtteil Ettlingenweier. Figuren von Job. Christian Mäkel Foto: A. F. X. Bissinger

Antonius von Padua und Franz Xaver und wird mit ihnen zusammen dargestellt. Nicht unerheblichen Anteil an der Verbreitung der Nepomukverehrung hatten die Jesuiten, die den Heiligen unter dem aus Prag stammenden Ordensgeneral Franz von Retz als Beschützer gegen die Lasterer und Anschuldner ihres Ordens erwählten. Neben seiner Christusliebe imponierte den Vätern der Gesellschaft Jesu die Liebe des Heiligen zur Gottesmutter. Sie begriffen diese mit dem Hagiographen Bohuslaus Balbin aus ihrem Orden als Quelle seiner Standhaftigkeit. So wurde Johannes Nepomuk fast zu einem „Jesuitenheiligen“. In Predigt und Unterricht betonten die Jesuiten auch den marianischen Aspekt des Nepomuklebens. Aber nicht nur die Jesuiten taten das. Die Marienverehrung St. Nepomuks gehörte zum Le-

ben des Heiligen, wie es die Frömmigkeit des Barock sah. Der marianische Zug St. Nepomuks fand daher einen starken Niederschlag in der Kunst dieser Zeit. Genannt sei hier das Altarblatt des Martin Johann Schmidt (genannt Kremers Schmidt) im Stephansdom in Wien (1772), das St. Nepomuk vor dem Altbunzlauer Gnadenbild im Innern der Wallfahrtskirche zeigt. Das Wallfahrtsbild im Zentrum des Altargemäldes ist frappierend identisch mit dem des Ettlingenweierer Altarreliefs und mit dem des Pfeffelschen Stiches. Auch auf einem Altarblattentwurf des Kremers Schmidt um 1780 im Grazer Joanneum kniet St. Joh. Nepomuk vor dem Altbunzlauer Bild. Kremers Schmidt scheint nicht unabhängig von Cosmas Damian Asams Fresko über dem Ostfenster der Asamskirche in München und seinem Altarblatt in der zierlichen Nepomukkapelle in Meßkirch zu sein. In beiden kniet St. Johannes Nepomuk im Innern der Wallfahrtskirche von Altbunzlau. Doch hat das Thema schon eine inhaltliche Erhöhung erfahren. Beide Male schaut der Heilige Maria in einer die Wallfahrt überhöhenden Apparition über dem typisch dargestellten Altbunzlauer Bild. In München erreicht die visionäre Madonna noch nicht die fromme und geniale Intuition Asams auf dem späteren Altarblatt in Meßkirch. Dort erscheint St. Nepomuk über dem Altbunzlauer Bild die Immaculata und wirft ihm aus ihrem Zwölfsternekranz (Apk 12,1) Sterne zu. St. Johannes Nepomuk hat auf vielen Darstellungen wohl als einziger außer der Madonna als Nimbus einen Sternenkranz, aber nur mit fünf Sternen. Sie weisen auf die fünf Buchstaben seines Märtyrermottos hin: TACUI (Ich habe geschwiegen). Auf dem Brückenzusturz fresco Asams in Ettlingen sprühen die fünf Sterne dem in die Moldau geworfenen Heiligen voran. Nach der Legende zeigen sie den Ort an, wo der Leichnam gefunden wird. Auf dem Fresko der Auffindung legen sie sich als Heiligenschein um das Haupt des Märtyrers, so übrigens schon bei Pfeffel. Asam setzt ausdrücklich die Schrift darüber: *stellis detectus*. Diese Sterne finden sich mehrmals auch in den

Fresken C.D. Asams in der Münchener Asamkirche. Auch E.Q. Asam stellt sie des öfteren dar.

Das Altarblatt der Nepomukkapelle in Meßkirch, ausgeführt ungefähr 1738/39, stellt nach Sauer (vgl. Literaturverzeichnis) „den von Engeln umschwebten Heiligen vor dem Wallfahrtsbild der Gottesmutter von Altbunzlau dar, die ihm oben erscheinend sein baldiges Ende und seine Verherrlichung ankündigt“. Für das Überreichen der fünf Sterne gibt es ein Vorbild. Auf einem Carlo Maratti oder wahrscheinlicher Sebastiano Conca zuzuschreibendem Altarbild (1. Hälfte des 18. Jahrhunderts) läßt die Madonna die fünf Sterne durch einen Engel überreichen. Gegenüber dem Meßkircher Altarbild, das später geschaffen wurde, ist Maria auf dem Münchener Fresko eher streng dargestellt. In Meßkirch erscheint die visionäre

Madonna viel anmutiger. Doch man muß die verschiedenen Standorte der Darstellungen berücksichtigen – in München Rückseite der Kirche, in Meßkirch Altarthea – und auch die deutlich sichtbaren Restaurierungsspuren. C.D. Asam belebt in München die Komposition durch eine Lichtgestalt (Engel?)¹⁾ links im Bild, die dem Heiligen wohl sein Lebensbuch zeigt. In der rechten Hand hält die Gestalt auch die Ketten der Verhaftung und Folterung. Zwischen der Lichtgestalt und dem Altbunzlauer Bild ist ein Kruzifix in die Szene eingeschoben. Es weist den Heiligen auf sein Martyrium hin und soll ihn zur Imitatio mahnen. Das Fresko in der Münchener Asamkirche liegt zeitlich zwischen Ettlingen und Meßkirch.

Zusammenfassend kann man von dem Altbunzlauer Bild sagen, daß es fast schon einen Typus darstellt. Wegen seiner marianischen Bedeu-

Cosmas Damian Asam: Glorifikation des hl. Johannes Nepomuk, ehemalige Schloßkapelle Ettlingen. lk. Brückensturzszene.

Foto: A. F. X. Bissinger





Ehemalige Schloßkapelle Ettlingen, heute Asamsaal. Glorifikation des hl. Job. Nepomuk. Fresko (Auschnitt)
Foto: A. F. X. Bissinger

tung gehört „St. Johannes Nepomuk vor dem Gnadenbild zu Altbunzlau“ zu den im 18. Jahrhundert beliebtesten Szenen aus dem Leben des Heiligen.

Das Thema hat Cosmas Damian Asam, der sich an die Pfeffelschen Stiche hielt, in Ettlingen bei der Ausmalung der Schloßkapelle nicht behandelt. Er überließ es wohl auf Wunsch seiner Auftraggeberin Sibylla Augusta, Markgräfin von Baden, deren Hofbildhauer, dem aus Böhmen stammenden Johann Bargör. Es könnte aber sein, daß Cosmas Damian zu dessen letzten Arbeiten zusammen mit seinem Bruder Egid Quirin diese Nepomukkapelle in Meßkirch gehörte, dem Fürsten Froben Ferdinand von Fürstenberg das Marien-Nepomuk-Thema als Altarbild vielleicht schon 1733 vorschlug. So könnte die Auffassung Sibyllas den genialen Ba-

rockmaler beeinflusst haben. Cosmas Damian selber war nachgewiesenermaßen wie sein Bruder ein großer Nepomukverehrer und kannte dessen Leben. Die Asamkirche in München und der Ordensname der Tochter des Künstlers (Johanna Nepomucena) weisen das aus.

Sibylla Augusta geb. Herzogin von Sachsen-Lauenburg, im katholischen Böhmen der Gegenreformation aufgewachsen und zeitlebens stark mit diesem Land verbunden – ihr Erbe lag dort –, verehrte ihren heiligen Landsmann überaus. Sie wußte um seine Legitimation als echter Böhme und als großer Marienverehrer durch die von ihm überlieferte Wallfahrt nach Altbunzlau an der Elbe. Ja, dieses Thema „St. Johannes Nepomuk und seine in Altbunzlau dokumentierte Marienliebe“ schien ihr so wichtig, daß sie es als zentrales Thema ihrer Hofkapelle in Ettlingen wünschte. Sicherlich wäre auch ein anderes Nepomukthema – etwa der Märtyrertod durch den Brückensturz – denkbar gewesen. Sibylla hatte die Stiche des Kaiserlichen Chalcographen (Kupferstecher) Johann Andreas Pfeffel aus Augsburg zur Hand, mit denen dieser die Vita Nepomuceni des P. Bohuslaus Balbin illustriert hatte. Ihr gefiel der Pfeffelsche Stich, der ja schon eine überhöhende Deutung der Altbunzlauer Wallfahrt des hl. Nepomuk darstellte, so gut, daß Bargör ihn als Marmorrelief in das Mittelfeld ihres Hochaltars gestalten sollte. Und das tat dann Bargör, sich stark an Pfeffel haltend. Wie bei Pfeffel erscheint das Gnadenbild außerhalb der Wallfahrtskirche in einer Vision dem Heiligen. Vor diesem Hochaltar ihrer Schloßkapelle wollte die Fürstin mit St. Johannes Nepomuk zu Maria beten und so vor den symbolisch dargestellten Quellen ihres Wesens knien. Dabei ist anzunehmen, daß sie Altbunzlau kannte und schon dorthin gewallfahrtet war. Nepomuks Wallfahrt nach Altbunzlau erscheint übrigens schon auf einem vorausgehenden Stich Pfeffels, gleichsam prophetisch angedeutet, im Fenster rechts neben der Beichtszene der Königin Johanna.

Sibylla war eine Marien-Wallfahrerin. Achtmal

war sie in Maria-Einsiedeln, gehörte zu den Oblaten dort und baute in Schlackenwerth (1710) und in Rastatt (1715) eine Nachbildung der kleinen Maria-Einsiedeln-Gnadenkapelle. Die Kapellen stellten ihren Dank an die Gottesmutter dar, daß der Erbprinz Ludwig Georg ein munteres und des Sprechens mächtiges Kind geworden war. Die Markgräfin wallfahrte zu dem Gnadenbild „Maria in der Tanne“ in Triberg (zusammen noch mit dem Markgrafen), dem im „urbadischen“ Maria-Bickesheim und dem speyerischen in Waghäusel. 1730 war die Markgräfin zum letzten Mal in Maria-Einsiedeln. Sie hatte dort wohl auch die in der großen Moosbruggerischen Wallfahrtsbasilika arbeitenden Brüder Asam getroffen.

Nimmt es bei einer solchen Marienfrömmigkeit und bei der großen Verehrung für St. Johannes Nepomuk, dessen steinernes Bild die Markgräfin nach dem Vorbild auf der Prager Moldaubrücke an Alb, Murg und Oos anbringen ließ, wunder, daß sie sich das nepomucenisch-marianische Thema auf ihrem Altar wählte? Auf dem Pfeffelschen Stich wies links in der Randleiste der Evangelist Johannes den böhmischen Heiligen und in ihm Sibylla – so verstand sie es – auf Maria hin: Ecce Mater Tua – Sieh da Deine Mutter (Jo 19,27). So konnte Sibylla sich, ihr Haus und die Markgrafschaft mit Johannes Nepomuk der Himmelskönigin anvertrauen, auch wenn Bargör den Evangelisten nicht darstellte. Und Cosmas Damian Asam führte das Thema



Cosmas Damian Asam: St. Johannes Nepomuk im Innern der Wallfahrtskirche von Altbunzlau (Fresko Asamkirche in München)

Foto: A. F. X. Bissinger



Cosmas Damian Asam: St. Johannes Nepomuk in der Wallfahrtskirche von Altbunzlau (Altarbild, (Öl), in der Nepomukkapelle der Meßkircher Stadtpfarrkirche)

Foto: Lechner, Meßkirch

fort in der Glorificatio des Heiligen, den die Madonna mit Kind in die Anschauung Gottes holt. Die sternentragenden fünf Engel erinnern an das ca. sechseinhalb Jahre später geschaffene Altarblatt Cosmas Damians in Meßkirch, wo die Madonna ihm die Sterne zuwirft und korrespondieren mit der Brückensturz- und Inventionsszene links unterhalb der Glorificatio. Die Szenen selber finden sich in München wieder. Für den Verfasser waren diese fünf Sterne, die auf den Fünfsternenimbus Nepomuks hinweisen, ein Novum der Kuppelmitte. Sie wurden ihm durch eigene mit Teleobjektiv „geschossene“ Fotos deutlich.

Ein weiteres Motiv für die Wahl des marianisch-nepomucenischen Themas auf ihrem Altarbild waren seelische und körperliche Leiden, die die Fürstin bedrückten, ja Todesahnungen, die sie heimsuchten – sie sollte ja die Konsekration ihrer Hofkapelle nicht mehr erleben. Über dem Pfeffelschen Stiche steht ein Zitat aus dem Buch der Sprüche (30,7): „Deus rogavi te, ne denegas mihi antequam moriar – Gott, ich habe Dich gebeten, versage mir nicht, bevor ich sterbe!“ Unter dem Stich ist in Latein angegeben, daß Nepomuk nach Altbunzlau wallfahrtet, um sein Lebensende Maria zu empfehlen.²⁾ Johannes Nepomuk erlebt sich in Altbunzlau nach Balbins Text, daß Maria für ihn, den Todgeweihten, ihren Sohn gnädig stimme. Und das will sich Sibylla ganz eins mit ihrem heiligen Landsmann auf ihrem Altarbild auch erlehen. Gerade durch diese erlittenen Todesahnungen wird ihr der verehrte Heilige ganz nah, vertraut sich Sybilla mit ihm der Gottesmutter und durch sie dem Erlöser an.

Nicht auszuschließen ist, daß Cosmas Damian dem Fürsten in Meßkirch den Vorschlag machte, auf dem Altar diese Wallfahrt St. Nepomuks nach Altbunzlau darzustellen, wo sich der Heilige in Todeserwartung der Gottesmutter empfielt, weil Cosmas Damian selber Todesahnungen hatte. Er dachte wohl auch an die badische Markgräfin, die dieses Thema wählte und bald danach starb. Meßkirch war – hier auch zum letzten Mal mit seinem geliebten Bruder

Egid Quirin – eines seiner letzten Werke. Er starb am 10. Mai 1739.

Wie sehr Sibylla ihren heiligen Landsmann begriff, zeigt die weitere Entwicklung barocker Nepomuk-Maria-Darstellungen. Cosmas Damian Asam stand ganz in dieser Linie, ebenso das genannte Altarblatt in St. Stephan in Wien. Aber auch schon der Schüler Cosmas Damians Johann Adam Schöpf malt 1736 Nepomuk, wie ihm Maria mit dem Jesuskind nun ohne Fixierung auf Altbunzlau erscheint (Salinenkapelle St. Ruprecht in der Au, Traunstein). Diese und ähnliche Darstellungen gehen wohl auf ein wahrscheinlich von Sebastiano Conca geschaffenes Altarbild zurück, das Benedikt XIII. für die Nepomukkapelle in der Lateranbasilika stiftete (jetzt in der Galleria Borghese in Rom). Auf dem Nepomukaltar des Egid Q. Asam (1735) in der Klosterkirche zu Osterhofen erscheint Maria auf dem Halbmond (Apk 12,1) und der Weltkugel; sie hält dem Heiligen den Märtyrerkranz entgegen. Das wohl großartigste Beispiel der Umformung der Andacht vor dem Altbunzlauer Marienbild, die sich schon bei Pfeffel und Bargör im Erscheinen des Gnadenbildes über dem Marienheiligum andeutet, in eine von Altbunzlau unabhängige Marienvision ist die Gruppe Egid Quirin Asams am Nepomukaltar der Kirche des Damenstifts zu Altenmarkt. Der Bruder Cosmas Damians, dem die Nepomukkirche in der Sendlingerstraße in München sein „liabs Kircher!“ war, wußte ebenfalls um den marianischen Zug im Leben des Heiligen.

Mit der Entdeckung Hans Leopold Zollners ist nicht nur ein kaum erklärbarer Widerspruch in der Ausstattung der Ettlinger Schloßkapelle ausgeräumt, sondern sie läßt uns erst die Konzeption Sibyllas begreifen und etwas von der tiefen Frömmigkeit der badischen Fürstin des 17./18. Jahrhunderts erahnen. Der hl. Ignatius, auch er ein großer Marienverehrer, dessen Orden die Nepomukverehrung so sehr verbreitete, wird über den Tausch in Ettligenweier nicht neidisch sein. St. Johannes Nepomuk, der zu Maria mit ihrem göttlichen Kind seine Zuflucht



*Nepomukkapelle der Stadtpfarrkirche
Meßkirch*

Foto: Pfarrarchiv Meßkirch

nimmt, hat auch einer christlichen Gemeinde des ausgehenden 20. Jahrhunderts, dem düstere Prognosen nicht fremd sind, etwas zu künden. Der Verfasser ist Herrn Prälaten Simon Irschl, dem Rektor der Asamkirche in München, zu Dank verpflichtet. Er ließ ihn auf der Empore der eben nach der Restaurierung wieder zugänglichen Nepomukkirche in der Sendlinger Straße Aufnahmen machen. Dabei entdeckte der Verfasser das Altbunzlau-Fresko C.D. Asams von der Orgelepore aus – mitten in den Überlegungen zu diesem Beitrag. Das Fresko ist eigentlich nur bei gutem Licht von der Kirche aus zu erkennen, wenn man bei dem Altar stehend nach rückwärts zu dem großen Ostfenster schaut.

Abschließend sei bemerkt, daß ein Vorschlag existiert, eine Kopie von C.D. Asams Meßkircher Altarbild auf der Chorkapelle der Münchener Asamkirche anstelle von Seidls verlorenem Dreifaltigkeitsbild aufzustellen. Sie würde nach Thema, Format und Entstehungszeit durchaus in das Münchener Kleinod des Barock passen (vgl. Schleich, Die Asam-Kirche in München).

Erwähnt sei noch ein weiterer Vorschlag. Im Rahmen eines Europatages auf dem 85. Deutschen Katholikentag (13.-17. Sept. 1978) in Freiburg i.Br. soll zum Abschluß eines entsprechenden Gottesdienstes in einer „europäischen Marien-Litanei“ auch die „Muttergottes von Altbunzlau“ angerufen werden. Europäische



Cosmas Damian Asam: Selbstbildnis (Öl) Priesterhaus der Asamkirche. München. Foto: A. F. X. Bissinger

Marienwallfahrtsorte sind weiter: Altötting, Einsiedeln, Tschenschow, Zell usw.

Anmerkungen

¹⁾ In der deutschen Ausgabe der *Vita Nepomuceni*, die um die Angaben aus dem Kanonisationsprozeß und der Heiligsprechungsfeier bereichert wurde (Augsburg 1730), befindet sich ein Stich, der in der lateinischen Erstausgabe fehlte. Hier opfert St. Nepomuk seine Zunge, wie es in der *Subscriptio* vermerkt ist, dem Jesuskind auf den Armen der Madonna. Dabei erscheint ein Engel mit dem Lebensbuch genau an der Stelle wie auf dem Münchener Fresko. Das dort in die Szene komponierte Kruzifix ist ein *Proprium* Asams. Pfeffel hat in der deutschen Ausgabe die Überschriften (vgl. motto unten!) weggelassen und dafür Heilige eingesetzt. Diese fehlen dann im Gegensatz zur lateinischen Ausgabe in den Randleisten. So sind über der Madonna mit dem Jesuskind die Patrone der Basilika St. Johann im Lateran (St. Johannes der Täufer und St. Johannes der Evangelist) zu sehen. Der Stich geht auf ein Gemälde zurück, das Agostino Masucci geschaffen hat. Bei der Heiligsprechung

hatte man es in einer Kapelle der Lateranbasilika aufgestellt; später kam es nach Prag. Der Stich diente offensichtlich auch als Vorlage für das Altarbild der Pfarrkirche in Hadamar (Hessen). Die Zunge, die der Heilige opfert, ist hier mit den fünf Sternen umkränzt. Das Thema wurde wohl wegen seines marianischen Bezugs gewählt. In Ettlingen umgeben drei der fünf sterntragenden Engel in der *Glorificatio* die verklärte Zunge.

²⁾ Pfeffel wendet hier die sogenannte Emblemkunst an, die von dem italienischen Juristen Andrea Alciati begründet wurde. Drei Teile machen die Darstellung aus: Die *pictura* oder das *icon* (also das eigentliche Bild), das *motto* (die Überschrift), dessen Sinn dann meist durch die *subscriptio* (die Unterschrift) klar wird.

Weitere Literatur:

Joseph Sauer, Die Johann Nepomukkapelle der Stadtkirche zu Meßkirch. Mit einem Exkurs über die Nepomukkapelle in Ettlingen. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebrüder Asam. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge. Band XXXVI. Heidelberg 1921

Augustin Kast, Zur Geschichte der Ettlinger Schloßkapelle. Badische Heimat Jahreshft Karlsruhe 1928. Georg Tumbült, Geschichte der Stadt Meßkirch. Schriften des Vereins für Geschichte usw. der Baar und der angrenzenden Landesteile in Donaueschingen XIX Heft 1933

Hermann Ginter, Die christliche Kunst der drei Bezirke Stockach, Meßkirch und Pfullendorf. Badische Heimat Jahreshft Freiburg i.Br. 1934

Emil Lacroix, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Ettlingen, Karlsruhe 1936

Erika Hanfstaengl, Die Brüder Cosmas Damian und Egid Quirin Asam, München 1955

Franz Matsche, Die Darstellungen des Johannes von Nepomuk in der barocken Kunst

Johanna v. Herzogenberg, Zum Kult des hl. Johannes von Nepomuk. Beides im Ausstellungskatalog Johannes von Nepomuk, Passau 1971 und Paderborn 1973

Anna Maria Renner, Sibylla Augusta, Markgräfin von Baden. 3. Aufl. Karlsruhe 1976

Albert F.X. Bissinger, Die Asamkirche in München und der Asamsaal in Ettlingen. Badische Heimat Jahreshft Freiburg i. Br. 1977

Erwin Schleich, Die Asam-Kirche in München. Ein Beitrag zur Restaurierung im September 1977, München 1977

Walter Michel, Der Bilderzyklus aus dem Leben des hl. Johannes Nepomuk in der Pfarrkirche zu Hadamar. Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte, Mainz 1977

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Helmut Bender

78 Freiburg, In den Weihermatten 1

Dr. Herbert Berner

77 Singen a. H., Freiheitstr. 2

Wilhelm Bernhard

7893 Jestetten, Im Dankholz 3

Albert F. X. Bissinger

78 Freiburg, Landsknechtstr. 11

Julius Boltze

7753 Allensbach, Kappelerbergstr. 54

Manfred Bosch

8081 Grunertshofen, Dorfstr. 19

Heinz Bosch

7768 Stockach, Hindelwangerstr. 15

Lic. Guntram Brummer

777 Überlingen, Städt. Kulturamt,
Gredgebäude

Alfred Diesbach

7750 Konstanz, Höhenweg 41

Dr. Franz Götz

7760 Radolfzell, Rathaus

Erich Kaiser

7775 Bermatingen, Sandackerweg 2

Dr. Helmut Maurer

7750 Konstanz, Katzgasse 3

Viktor Mezger

777 Überlingen, Christophstr. 7

Berthold Schlegel

7750 Konstanz, Kanzleistr. 13/15

Dr. Hermann Schmid

777 Überlingen, Obertor 3

Prof. Dr. Volker Schupp

783 Emmendingen, Haydnstr. 4

Dr. Hermann Venedey

7750 Konstanz, Meersburger Str. 5

Beobachtungen und Konsequenzen im Ettlinger Asamsaal und am Hochaltar in Ettlingenweiler

Ein Nachtrag

Albert F. X. Bissinger, Freiburg/Ettlingen

Mit Recht deutet Prof. Dr. P. H. Stemmermann † die allegorischen Figuren C. D. Asams am oberen Rand der Hauptaltarkonche der ehemaligen Ettlinger Schloßkapelle als Symbol der sieben Gaben des Hl. Geistes. Verwiesen sei hier auf das verdienstvolle kleine Werk Dr. P. H. Stemmermann, *Die Ettlinger Schloßkapelle und die Fresken von C. D. Asam und H. L. Zollner, Die Dioskuren des Süddeutschen Barock, Karlsruhe 1964*. Die in Fresko ausgeführten allegorischen Gestalten, die die Geistesgaben darstellen, bildeten ursprünglich eine kompositorische Einheit mit der Taube des Hl. Geistes in der bekrönenden Aureole des Ettlingenweiler Altars. Zu bewundern ist (oder leider: war) das künstlerische Zusammenspiel Cosmas Damian Asams mit dem Hofbildhauer Johann Bargör. Wieder gut beobachtet identifiziert Stemmermann die beiden mittleren Gestalten als die Gaben der Weisheit und Frömmigkeit (*Sapientia* und *Pietas*). Sie beherrschen die Szene. Über der offenen linken Hand der Frömmigkeit sieht er drei Sterne schweben, die er als Glaube, Hoffnung und Liebe deutet.

Dem Verfasser dieses Beitrags war nach der Entdeckung von Schulamtsdirektor i. R. Hans Leopold Zollner, die noch durch ein gleichzeitig aufgefundenes Inventarverzeichnis dokumentarisch bestätigt wurde, klar, daß diese neue Sicht Konsequenzen in der Deutung der beiden zusammengehörenden Kunstwerke haben muß. Auf dem Altar ist die letzte Wallfahrt des hl. Johannes Nepomuk nach Altbunzlau dargestellt, nicht der hl. Ignatius von Loyola auf dem Montserrat, wie Dekan Augustin Kast † meinte.

Eine erste Konsequenz wurde dem Verfasser nach Herauskommen der vorausgehenden Publikation bei einem erneuten Besuch im Asamsaal deutlich. Die oben erwähnten Sterne in der Hand der Frömmigkeit sind nicht drei, sondern fünf. Sie symbolisieren nicht die drei göttlichen

Allegorische Figur der Verschwiegenheit des hl. Johannes Nepomuk am ehem. Hauptaltar der Ettlinger Schloßkapelle (heute Ettlingenweiler)

Foto: A. F. X. Bissinger





Bekrönung des Hauptaltars der ehemaligen Schloßkirche in Ettlingen (heute Ettlingenweiler) von Johann Bargör

Foto: A. F. X. Bissinger

Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe – diejenige der Liebe wird ja durch das Herz in der Rechten der Gestalt dargestellt – sondern sind die fünf Sterne des Märtyrernimbus (Heiligenschein) des Johannes Nepomuk. Diese fünf Sterne sind noch dreimal im Asamsaal zu sehen. Warum nun fünf Sterne? Sie weisen auf das Märtyrermotto des Heiligen hin, das lateinisch fünf Buchstaben hat: TACUI (Ich habe geschwiegen). Auf unzähligen Nepomukdarstellungen trägt St. Nepomuk sie als den ihm eigentümlichen Nimbus. Es ist gut möglich, daß Prof. Stemmermann 1964 vor Restaurierung dieses Abschnitts nur drei Sterne sichtbar waren. Jeder Besucher des Asamsaales kann sich aber überzeugen: es sind fünf Sterne. Die Fünfzahl der Sterne in der Hand der allegorischen Frauengestalt macht aber deutlich, daß Asam und hinter ihm die Auftraggeberin Markgräfin

Sibylla Augusta die Gaben des Hl. Geistes dem böhmischen Märtyrerheiligen zuschreiben wollten, unter ihnen besonders die Gaben der Weisheit und der Frömmigkeit. Sibylla wäre nie so vermessen gewesen, diese Gaben für sich in Anspruch zu nehmen, wie Stemmermann wohlmeinend deutete. Als Ausweis seiner Weisheit mag das Studium des Heiligen in Padua, der hohen Schule der Gelehrsamkeit der damaligen Zeit, seine Stellung als „Rektor der Ultramontanen“ dort und sein Doktorgrad, den er sich jenseits der Alpen holte, gelten. Seine Frömmigkeit stellte er gerade durch seine Wallfahrt kurz vor dem Tode zum ältesten Marienheiligtum Böhmens, auf der er sich den Mut zum Zeugnistod holte, unter Beweis. Die Liebe zur Gottesmutter und ihrem göttlichen Kind befähigt ihn zum Martyrium. So hält die Pietas mit Recht das liebende Herz des Heiligen und

die siegreichen fünf Sterne der Märtyrerkrone des Heiligen über den Altar. Die fünf Sterne sind ein weiterer Beweis dafür, daß unter der Szene ein Nepomukaltar gestanden haben muß und nicht ein Ignatiusaltar.

So „nepomucenisch“ wie die allegorischen Figuren Asams über der Altarnische sind auch in Ettlingenweiler, wo der Altar Sibyllas nach mancherlei Schicksalen wieder in der Nähe ihres Schlosses steht, alle Figuren und Attribute an diesem Altar. Die Meister des Altars sind bekanntlich die Bildhauer Johann Bargör und Johann Christ. Mäkel (oder Möckel). Stemmermann hat, Autoren vor ihm folgend, versucht, die Figuren in Verbindung mit dem Exerzitienbüchlein Ignatius von Loyola's zu bringen. Er konnte wohl auch nicht anders, da ja der Altar

im Mittelstück den hl. Ignatius zeigen sollte. Daß rechts die Figur die Liebe darstellt, kann so stehen bleiben. Sie muß aber als die personale Liebe des hl. Johannes Nepomuk ausgelegt werden; sie korrespondiert mit der Pietas Asams in Ettlingen. Die linke Figur am Altar – die Figuren stammen von Mäkel – wurde bisher als sündige Seele gedeutet, die bereits den goldenen Schlüssel zur Umkehr gefunden hat. Sie ist aber nichts anderes als die symbolhafte Darstellung der Tugend der Verschwiegenheit des hl. Johannes Nepomuk, die ihm die Folter und den Märtyrertod durch Ertränken einbrachte. Die Frauengestalt legt den rechten Finger auf den Mund. Warum sollte sie das wohl als „Seele in der Sünde“ tun? In der Linken hält die Figur den Schlüssel, mit dem der Heilige seinen Mund verschloß. So symbolisiert die allegorische

Sapientia und Pietas am oberen Rand der Nische des Hauptaltars der ehemaligen Hofkapelle in Ettlingen (heute Asamsaal). Fresko C. D. Asams.

Die 5 Sterne über der linken Hand der Pietas sind auf dem Foto leicht nachgezeichnet. Foto: A. F. X. Bissinger



Frauengestalt das heldenhafte Schweigen des böhmischen Märtyrers, das nach der Legende der Grund seines Martyriums wurde. Befähigt hat ihn dazu die Liebe, die die Pendantfigur auf der anderen Seite des Altars darstellt, bzw. das Herz in ihrer Hand. Die Engel auf der Bekrönung tragen die Siegeszeichen der Märtyrerpalmes und des Märtyrerkranzes. Vielleicht waren einmal auf diesem Lorbeerkranz zusätzlich noch die fünf nepomucenischen Sterne. Der linke Engel weist auf die Geisttaube in der Aureole hin. Alle Gnadengaben verdankt der Mensch, auch der Heilige, dem Geiste Gottes,

auch die Tugend der Liebe bis zum Tod und die der Verschwiegenheit des Priesters.

Eine weitere Beobachtung im Asamsaal führt nicht zur vermuteten Konsequenz. Das Marienbild an der Wand des Geburtzimmers, ganz nahe bei der Geistgabenszene, sieht dem Altbunzlauer Bild zwar sehr ähnlich, ist aber nach der Vita Nepomuceni des Bohuslaus Balbin SJ von 1725 die sogenannte „Madonna vom Grünen Berg“ im Kloster der Zisterzienser bei Pomuk. Auch die Madonna auf der Westwand der Kapelle, die den jungen Johannes heilt, ist diese genannte Madonna.

Zum Herbst

*Der Herbst naht schon:
im grauen Morgenlicht
die Stille . . .*

*Im rauhen Herbstwind
krallt sich die Hummel fest:
da fällt die Blüte.*

Juliane Chakravorty

Paul Motz

dem Bauhistoriker und Denkmalpfleger des badischen „Seekreises“
zum Gedächtnis

Helmut Maurer, Konstanz

Mit Paul Motz, der am 29. März 1977 im 86. Lebensjahr in seinem Geburtsort Konstanz-Allmannsdorf starb, ist der letzte jener drei großen Bauhistoriker dahingegangen, die die alte Bischofs- und Reichsstadt am Bodensee und Rhein im ausgehenden 19. Jahrhundert hervorgebracht hatte. Der 1871 geborene Fritz Hirsch und der 1885 geborene Karl Gruber – mit beiden hatte Paul Motz zeitlebens enge Verbindung gehalten – waren ihm bereits im Jahre 1938 bzw. im Jahre 1966 im Tode vorausgegangen!

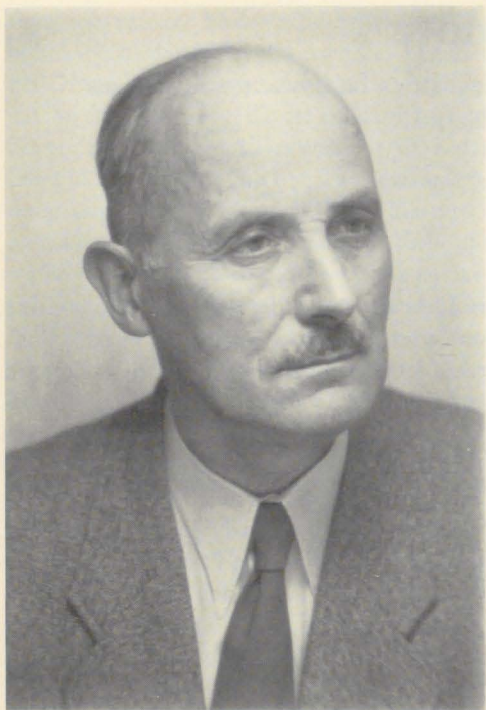
Indessen war Paul Motz kein ganz „lupenreiner“ Konstanzer. Denn er kam am 4. Mai 1891 als Sohn eines Lehrers im Schulhaus von Allmannsdorf zur Welt, und da dieses – zusammen mit der Fischer- und Fährleute-Siedlung Staad und mit Egg – einst zur Deutschordenskommande Mainau gehörende, auf der Südspitze des Bodanrucks gelegene Dorf erst im Jahre 1915 in die vier km entfernt gelegene Stadt Konstanz eingemeindet wurde, hatte Paul Motz guten Grund, sich nicht nur als Konstanzer, sondern weiterhin immer auch noch als Allmannsdorfer zu fühlen. Wie sehr er sich diesem seinem eigentlichen Heimatort gerade im Alter als zugehörig betrachtete, beweist nicht zuletzt sein Verhalten nach der Pensionierung: Er blieb nicht in Freiburg, sondern baute sich im vertrauten Allmannsdorf ein Haus, das ihm noch für zwei Jahrzehnte eine Stätte intensiven Arbeitens werden und bleiben sollte.

Und nicht weniger bezeichnend ist es, daß der Geschichte dieses seines Geburtsorts seine letzten Studien galten. Hatte er schon Jahre früher die Baugeschichte der Allmannsdorfer Pfarrkirche und des Allmannsdorfer Pfarrhauses be-

handelt, so schrieb der ansonsten so nüchterne und streng sachliche Mann, der in seine Aufsätze kaum einmal persönliche Bemerkungen einfließen ließ, gegen Ende seines Lebens höchst persönlich gehaltene und lebendig gestaltete Erinnerungen an sein Elternhaus, das Allmannsdorfer Schulhaus, und an den dort von ihm selbst als neunjähriger Schulbub erlebten Besuch Großherzog Friedrichs I. von Baden nieder. Ja, die letzten Monate vor dem Tode waren sogar ganz von der Beschäftigung mit den alten Allmannsdorfer Bauernhäusern und ihrer Vergangenheit erfüllt.

Als der junge Paul Motz sich für Bauten und für Baugeschichte zu interessieren begann, hatte die dörfliche Umgebung seines heimatlichen Schulhauses seine Blicke wohl noch kaum in besonderem Maße auf sich zu lenken gewußt. Was ihn offenbar schon von früh an faszinierte, war vielmehr das nahe Konstanz mit seinem noch weitgehend erhaltenen mittelalterlichen Stadtbild und waren die Kirchen und Bürgerhäuser, die dem Gymnasiasten, der mit Martin Heidegger in Konstanz dieselbe Klasse besuchte, tagtäglich vor Augen kamen.

Derart vorbereitet, vermochte der junge Architekturstudent bereits eine lebendige Anschauung von mittelalterlicher Architektur, ja von Bauformen und Baustilen mit sich nach Karlsruhe zu nehmen, wo ihm Adolf von Oechelhäuser in Kunstgeschichte und Friedrich Ostendorf in Architektur zu Lehrern wurden. Vor allem dem im Ersten Weltkrieg gefallenen Ostendorf bewahrte er zeitlebens tiefe Dankbarkeit. Und man wird auch an Paul Motz den Satz bestätigt finden können, den Willy Andreas zum Gedächtnis an den „hinreißenden, übersprudeln-



Paul Motz

den Lehrer“ niederschrieb: „Vielen seiner Schüler wurde er nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch in seinem Verhältnis zum Leben selber Vorbild.“ (Bad. Heimat 35/1955, S. 106).

Das, was der junge Architekt in Konstanz an Anschauung in sich aufgenommen und in Karlsruhe an Anregungen empfangen hatte, mußte freilich während der vier Kriegsjahre, die Paul Motz als Offizier an der Front sah, brachliegen. Dann aber, vom Kriege zurückgekehrt, zog ihn wieder das heimatliche Konstanz in seinen Bann, wo er zunächst beim Bezirksbauamt Dienst tat und sich danach als freier Architekt niederließ. Gleich den ersten amtlichen Auftrag, der ihm im Jahre 1919 zuteil wurde, die Renovierung der nahe der Rheinbrücke stehenden imposanten Domprobstei, wo er zugleich Wohnung fand, führte er in einer sein ganzes späteres Schaffen charakterisierenden

Weise aus. Er hielt es nämlich für geboten, zunächst einmal die archivalische Überlieferung zur Baugeschichte des von ihm zu renovierenden Gebäudes zu sichten und erst dann an die praktische Arbeit zu gehen. Dieser amtliche Auftrag gab somit die Anregung zur Niederschrift seiner ersten im Druck erschienenen bauhistorischen Studie überhaupt. Und als nicht minder folgenreich für seine bauhistorischen Forschungen erwies sich auch die zweite, ihm in den Jahren 1922/23 zufallende denkmalpflegerische Aufgabe: die Renovierung des Konstanzer Münsters in seinem Innern, vor allem in den Chorpartien. Auch hier ging wieder das Studium der Archivalien voraus und auch hier folgten bald baugeschichtliche Untersuchungen im Druck nach.

Ausgehend von der Geschichte des Münsters erschloß sich Paul Motz in den nächsten Jahren und Jahrzehnten die Baugeschichte der gesamten Altstadt und ihrer geistlichen und weltlichen Bauten, und so dürfen denn die beiden 1925 und 1927 erschienenen Aufsätze über „Die Baudenkmäler der Stadt Konstanz“ und über „Die Kirchen und Klöster der Stadt Konstanz“ als eine erste Zusammenschau seiner bis dahin gewonnenen Erkenntnisse betrachtet werden. Schon hatte sich der Blick aber auch über Konstanz und seine Vororte hinaus auf die Baugestalt aller Städte des einstigen badischen „Seekreises“ gerichtet, und so sind denn im Laufe der Jahre und Jahrzehnte Monographien zur Stadtbaugeschichte all dieser Städte und Städtchen, von Tengen im Westen bis Markdorf im Osten, aus der Feder von Paul Motz vor allem in den beiden Zeitschriften des Landesvereins „Badische Heimat“ erschienen.

Mit der Nennung der „Badischen Heimat“ ist zugleich ein wichtiger Faktor in Paul Motz' Wirken zwischen den beiden Weltkriegen angesprochen. Nicht nur, daß er in Konstanz eine sehr lebendige Ortsgruppe des Landesvereins leitete; man gewann den nun schon durch bedeutende denkmalpflegerische Leistungen ausgewiesenen Konstanzer Architekten darüber

hinaus als Mitglied des vom Landesverein gebildeten „Sachverständigen-Ausschusses für Heimatschutz und Denkmalpflege“ und zwar für die Amtsbezirke Donaueschingen, Engen, Konstanz, Meßkirch, Pfullendorf, Stockach und Überlingen. Und hier konnte denn auch Paul Motz mit dem ihm eigenen nüchternen und klaren Sachverstand über Jahre hinweg viel Gutes für die Landschaft und ihre Bauten wirken, ganz gleich ob es sich um die Schaffung neuer Naturschutzgebiete, um die Begutachtung prähistorischer Funde, um die Begutachtung von Entwürfen zu Kriegerdenkmälern, um die Renovierung bedeutender Baudenkmale oder – im Zusammenwirken mit Ludwig Finckh – um die Rettung des Hohenstoffeln ging. Aus der praktischen Tätigkeit des Heimat- und Denkmalpflegers sind dann jene gleichfalls ganz der Praxis gewidmeten Arbeiten etwa zur Farbgebung von Häusern oder zur Bodenseeuferplanung hervorgegangen.

Das Badische Ministerium des Innern war gewiß nicht falsch beraten, als es Paul Motz im Jahre 1938 zum Leiter der neu eingerichteten Beratungsstelle für Ortsbaupläne nach Karlsruhe berief, eine Tätigkeit, die er als Regierungsbaurat seit 1940 in Straßburg für das Elsaß fortsetzte.

Das Ende der deutschen Zivilverwaltung im Elsaß im Jahre 1944 und der allgemeine Zusammenbruch im Frühjahr 1945 bedeuteten für den Oberregierungs- und Baurat Paul Motz nicht nur den Verlust des Großteils seiner Bibliothek und seiner Sammlungen, die er in Straßburg hatte zurücklassen müssen; sie bedeuteten zugleich ein vorläufiges Ende seiner Laufbahn als staatlicher Baubeamter. Der heimatliche Bodensee, genauerhin das dem Heimatort Allmannsdorf schräg gegenüber gelegene Unteruhldingen, wurde für ihn und seine Familie zum Ort der Zuflucht. Von Unteruhldingen aus wurden aber auch die Fäden nach Konstanz hinüber wieder geknüpft, begann Paul Motz an der Fortsetzung des „Konstanzer Häuserbuchs“ und an dem amtlichen Kunstdenkmälerwerk über Konstanz mitzuarbeiten. Aber

eine dauerhafte Stellung war damit nicht zu gewinnen. Sie eröffnete sich erst wieder im Jahre 1950, als Paul Motz die Stelle eines Landesplanungreferenten beim Innenministerium und danach beim Regierungspräsidium Freiburg angeboten wurde. In den folgenden sechs Jahren bis zur Pensionierung mußte die Baugeschichte zugunsten der Gegenwartsplanung, vor allem der Planung für den Wiederaufbau von Kehl, zurücktreten. Die Ernennung zum Mitglied der „Akademie für Städtebau und Landesplanung“ im Jahre 1954 bedeutete eine verdiente, von dem ansonsten so bescheidenen Paul Motz mit Stolz und Freude entgegengenommene Auszeichnung seines Wirkens als Landesplaner.

Mit der Rückkehr nach Konstanz, genauer gesagt ins geliebte Allmannsdorf, trat Paul Motz endlich in die dritte Phase seines Schaffens ein, in der er sich nun ganz der Baugeschichte, vor allem der Konstanzer Altstadt und ihrer Häuser, aber wiederum auch des Umlands, widmen konnte. Hier entstand nun die Fülle jener zumeist in der „Kulturgemeinde“ erschienenen Aufsätze zur Geschichte einzelner Konstanzer Bauten. Franz Beyerle, der gleichfalls in Konstanz geborene Rechtshistoriker, schrieb dem rastlos tätigen Pensionär zu diesen Aufsätzen: „Man wird Ihre Artikel in nicht zu ferner Zeit als Nachrufe auf weiland Konstanzer Bauwerke zu schätzen wissen, – wenn erst die letzten Nachklänge der Romantik verklungen sind“.

Und doch beließ es Paul Motz keineswegs bei der beschaulichen Arbeit am Schreibtisch oder beim Forschen im Stadtarchiv und seinen Schätzen, engagierte er sich vielmehr auch jetzt – freilich mit wachsendem Pessimismus – in der praktischen Denkmalpflege seiner Heimatstadt und nicht weniger im Kampf für den Umweltschutz am Bodensee. Und daneben blieb das Interesse an allen historischen Fragen lebendig, war der Bauhistoriker und Denkmalpfleger nicht anders als in Freiburg, wo er stets bei den Sitzungen des von Friedrich Metz geleiteten Alemannischen Instituts zu sehen war, auch in Konstanz ständiger Gast bei den Sitzungen des

„Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte“ unter der Leitung von Theodor Mayer.

Und noch ein weiteres Interesse hatte er sich bis in das hohe Alter hinein zu bewahren gewußt, das an der bildenden Kunst der Gegenwart. Schon dem Jahre 1921 entstammt sein erster Bericht über eine Ausstellung des Konstanzer Malers Hans Breinlinger, und diese Verbindung zur Gegenwartskunst hat Paul Motz, der selbst aquarellierte und zeichnete und seine Skizzenbücher mit meisterhaften Landschafts- und Architekturdarstellungen füllte, stets aufrecht erhalten.

Paul Motz konnte charmant plaudern, er konnte erzählen von der Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, er konnte berichten von der Geschichte der badischen Verwaltung zwischen dem Ersten und dem Ende des Zweiten Weltkrieges und von ihrer Beamtschaft, ja er war geradezu eine lebende badische Verwaltungschronik. Vor allem aber kannte er beinahe jeden, der in Baden mit Denkmalschutz und Heimatpflege zu tun hatte, persönlich, und so ist denn mit ihm nicht nur ein bedeutender Bauhistoriker und Denkmalpfleger des badischen „Seekreises“, sondern zugleich ein Träger badischer Traditionen und ein Repräsentant jener von der Persönlichkeit Hermann Eris Busses geprägten „Badischen Heimat“ der Zwischenkriegszeit für immer von uns gegangen.

Verzeichnis der veröffentlichten Arbeiten von Paul Motz

- 1) Die ehemalige Domprobstei in Konstanz Bodensee-Chronik Nr. 1 v. 27. Sept. 1920
- 2) Zur Breinlinger-Ausstellung Konstanzer Zeitung v. 6. Mai 1921
- 3) Zur Geschichte des Hochaltars und des Kreuzaltars im Münster zu Konstanz Bodensee-Chronik Nr. 42 u. 43, 1922
- 4) Führer durch das Konstanzer Münster. Konstanz 1922

4a) Ein Rundgang durch die Stadt des hl. Konrad

St. Konradsblatt Nr. 47 vom 25. XI. 1923

5) Die farbige Architektur in Konstanz Konstanzer Zeitung Nr. 136 v. 14. Juni 1924 und Nr. 143 v. 21. Juni 1924

6) Meersburg, die ehemalige fürstbischöfl. konstanzische Residenzstadt Badische Heimat, Jahreshaft 1924 „Der Überlingersee“, S. 123–137

7) Konstanz, seine baugeschichtliche und verkehrswirtschaftliche Entwicklung. Festschrift des Südostbadischen Architekten- und Ingenieurvereins Konstanz. Herausgegeben von P. Motz, 1925, darin: Paul Motz, Die Kirchen und Klöster der Stadt Konstanz, S. 49–80.

8) Das Konstanzer Münster und seine Instandsetzung 1921–1923, Tagungsbericht des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz Freiburg 1925

9) Die Rat- und Zunfthäuser in Konstanz Badische Heimat, Jahreshaft 1926 „Der Untersee“, S. 51–59

10) Die Orgel im Konstanzer Münster Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land. Freiburg 1927, S. 67–77

11) Die Kirchen und Klöster der Stadt Konstanz „Konstanz“. Dari-Verlag 1927, Berlin-Halensee, S. 28–34

12) Die Baudenkmäler der Stadt Konstanz „Konstanz am Bodensee und Rhein“, hsg. von d. Stadtverwaltung Konstanz 1925, S. 31–45

13) Der Wohn- und Siedlungsbau in Konstanz seit dem Kriege „Bauen und Wohnen“, Beilage der Deutschen Bodensee-Zeitung Nr. 265 v. 11. Nov. 1927

14) Die Farbe an der Architektur „Bauen und Wohnen“, Beilage der Deutschen Bodensee-Zeitung Nr. 265 v. 11. Nov. 1927

15) Aus dem Gebiet der Denkmalpflege und des Heimatschutzes Presseveröffentlichung der Bad. Heimat, Jan. 1928 Bad. Nachrichten v. 26. 1. 28, Karlsruher Zeitung v. 25. 1. 28 u. a.

16) Der Gemeindebrunnen in Wollmatingen Mein Heimatland, 15. Jahrg. Heft 1/2 1928, S. 22–24

17) Entstehung und Baugeschichte von Allensbach Verlag Schwarz, Konstanz 1928 u. Bodensee-Chronik Nr. 19 v. 16. 10. 1928

18) Der Briefwechsel zwischen de la Guèpiere und dem Konstanzer Domkapitel über einen Hochaltar im Konstanzer Münster Zeitschrift f. Geschichte d. Architektur, Jahrg. VIII, 3. 1928

¹⁹⁾ Das Konstanzer Stadtbild vom Ausgang des Mittelalters bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts
Festnummer d. Konstanzer Zeitung, Okt. 1928, S. 22–33

²⁰⁾ Denkmalpflege in Konstanz. Ein Beitrag zur Geschichte des oberen Münsterhofes und der Wallfahrtskapelle Loretto
Mein Heimatland, 16. Jahrg. Heft 3, April 1929, S. 106–115

²¹⁾ Die alten Hegaustädte Engen, Aach, Blumenfeld und Tengen
Badische Heimat. Jahresheft 1930 „Singen und der Hegau“, S. 64–83

²²⁾ Die Entstehung und baugeschichtliche Entwicklung der Stadt Konstanz
Der Baumeister, Fachorgan des Baumeisterbundes. Nr. 8, 1931

²³⁾ Denkmalpflege in Konstanz. Zur Erneuerung des Loretto-brunnens
Konstanzer Zeitung Nr. 136 v. 13. Juni 1932

²⁴⁾ Das Haus unserer Zeit
Konstanzer Zeitung v. 8. Okt. 1932

²⁵⁾ Vom Bauen: Der Architekt – der Bauherr – der Bau u. seine Ausführung
Selbstverlag 1932 und Abdruck Konstanzer Zeitung, 1. 7. u. 9. Juli 32

²⁶⁾ Hourdis-gebrannte Hohltonplatten-Decken- und Dachkonstruktionen, Isolierungen und Bodenbeläge.
Konstanz 1932

²⁷⁾ Konstanzer Bürgerhäuser an der Hofhalde
Sonderabdruck der Konstanzer Zeitung 1933.

²⁸⁾ Fassadenmalerei im alten Konstanz
Die farbige Stadt. Jahrg. VIII, Nr. 6 v. 20. Sept. 1933

²⁹⁾ Messkirch, Geschichte und Stadtbild
Bad. Heimat, Jahresheft 1934 „Zwischen Bodensee und Donau“, S. 253–267

³⁰⁾ Hohes Haus
Bodensee-Rundschau Nr. 196 v. 24. Aug. 1934

³¹⁾ Stadtbild, Bauweise, Baugeschichte unter besonderer Berücksichtigung von Pfullendorf
Bad. Heimat, Jahresheft 1934 „Zwischen Bodensee und Donau“, S. 323–337

³²⁾ Das deutsche Wohnhaus
Mein Eigenheim. Sonderbeilage der Deutschen Bodenseezeitung v. 25. April 1936

³³⁾ Meersburg, die ehem. fürstbischöfl. konstanzi-sche Residenzstadt (Neubearbeitung von Nr. 6)
Bad. Heimat. Jahresheft 1936 „Überlingersee und Linzgau“, S. 252–274

³⁴⁾ Überlingen, eine alte Reichsstadt am Bodensee
Bad. Heimat. Jahresheft 1936 „Überlingersee und Linzgau“, S. 194–214

³⁵⁾ Das Kaufhaus in Konstanz
Das schöne Konstanz. Nr. 11, Nov. 1937, S. 202–210

³⁶⁾ Die Häuser „zum silbernen Schild“ (Markt-stätte 22 und Münzgasse 13) in Konstanz
Obrerrheinische Kunst IX. Jahrg. 1940. Freiburg, S. 63–77

³⁷⁾ Konstanz, Meersburg, Markdorf, Radolfzell
Städte am Oberrhein in Zeichnungen von Karl Weys-
ser Verlag Braun Mühlhausen i. E., 1944 (nicht mehr erschienen)

³⁸⁾ Beitrag zur Geschichte des Konstanzer Mün-
sters:
Münsterkreuzgang und Enzbergischer Domher-
renhof

Suso-Blatt Nr. 27 v. 3. Juli 1949

³⁹⁾ Alte Konstanzer Bauten-Kleinbürgerhäuser
Südkurier Nr. 98 v. 20./21. Aug. 1949

⁴⁰⁾ Drei Kunstaustellungen (Wessenberghaus
u. a.)
Südkurier Nr. 72 v. 4. Sept. 1948

⁴¹⁾ Ausstellung Hans Breinlinger
Südkurier v. 18./19. Sept. 1948

⁴²⁾ Konstanzer Bürgerhäuser des Mittelalters
Schriften d. Vereins f. Geschichte des Bodensees 69,
Heft 1949/1950, S. 175–189

⁴³⁾ Kirchen und Klöster
Unser Konstanz, ein Heimatbuch. Herausgegeben
vom Stadtrat Konstanz 1951, S. 79–84

⁴⁴⁾ Die Bodenseeuferplanung
Raumforschung und Raumordnung. Institut f.
Raumforschung Bad Godesberg. Heft 2 1955, 5 S.
(Sonderdr.), sonst S. 72–76

⁴⁵⁾ Die baugeschichtliche Entwicklung der Stadt
Kehl

„Kehl am Rhein“. Kehl 1956. 36 S.

^{45a)} Pfullendorf, eine alte freie Reichsstadt
„Baden“, Monographien seiner Städte und Land-
schaften, Landkreis Überlingen, 1956

⁴⁶⁾ Die Baugeschichte der Festung Hohentwiel
„Hohentwiel“, hg. von H. Berner, Konstanz 1957,
S. 170–184

⁴⁷⁾ Das Konstanzer Stadtbild im Wandel der Zei-
ten; die Entwicklung des Stadtgrundrisses in Bild und
Wort

Konstanzer Almanach. Konstanz 1958, S. 22–35

⁴⁸⁾ Raumordnungsplan Kehl. Materialien zur
Landesplanung III Mitteilungen d. Instituts f. Raum-
forschung, Bad Godesberg 1959, 29 S.

⁴⁹⁾ Baudenkmäler aus der Zeit der österrei-chi-
schen Herrschaft in Konstanz: „Die Häuser zum
Weißen Pfau und Zum Weingarten“. Oberländer
Chronik Nr. 237, 1960

⁵⁰⁾ Die Neubauten der ehem. Benediktiner- und
Reichsabtei Petershausen bei Konstanz im
18. Jahrhundert

Schriften des Vereins f. Geschichte d. Bodensees, 79. Heft 1961, S. 26–51

⁵¹ **Konstanz in der österreichischen Zeit, seine Bedeutung als Kulturzentrum des Bodenseeraumes**

Konstanzer Almanach 1962, S. 17–32

⁵² **Zum Abbruch der Häuser „Zum weißen Pfau“ und „Zum Weingarten“ in Konstanz**
Deutsche Kunst und Denkmalpflege, München 1961

⁵³ **Grundsätzliches zur Konstanzer Stadtplanung**

Forum des Südkurier Nr. 35 v. 11. Febr. 1961

⁵⁴ **Die Loretokapelle auf dem Staaderberg bei Konstanz**

Südkurier Nr. 122 v. 30. Mai 1961

⁵⁵ **Das obere Schloß in Immendingen und seine Besitzer**

„Hegau“ 1961, Heft 1 u. 2, S. 70–77

⁵⁶ **Die ehem. Pfarrkirche St. Paul in Konstanz**
Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg Heft 1, 1962, S. 2–6

⁵⁷ **Kaufhaus Spitzhacke, Kulturgut: Die ehem. Pfarrkirche St. Paul, eine Gründung des hl. Konrad**

Südkurier Nr. 91 v. 18. April 1962

⁵⁸ **Altstadtsanierung in Konstanz**

Südkurier Nr. 137 v. 16. Juni 1962

⁵⁹ **Mittelalterlicher Geschlechtersitz, Wohnhaus adeliger Familien, Militärlazarett und Miethaus**
Die Geschichte des Anwesens Inselgasse 30 in Konstanz

Südkurier Nr. 217 v. 19. Sept. 1962

⁶⁰ **Aus der Geschichte der Pfarrkirche St. Georg in Allmannsdorf**

Festschrift zur Segnung der Pfarrkirche am 28. Okt. 1962, S. 15–18

⁶¹ **Die Neugasse in Konstanz, eine städtebauliche Planung vor 700 Jahren**

Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg Heft 12 1964, S. 34–37

⁶² **Das ehemalige Postamt auf der Marktstätte (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde, Monatsblätter der Volksbühne, Heft 2 1964, S. 2–3

⁶³ **Allensbach in historischen Berichten**

Allensbacher Almanach Nr. 14 1964, S. 14–17

⁶⁴ **Das Haus „Zur Leiter“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne. Heft 6 1964, S. 2–3

⁶⁵ **Die Herberge des Johannes Hus in Konstanz**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne, Heft 2 1965, S. 2–4

⁶⁶ **Der Wohnturm „Zum goldenen Löwen“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne, Heft 6 1965, S. 2–4

⁶⁷ **Das Bodenseeregulierwerk**

Natur u. Mensch, 8. Jahrg. Heft 1/2 1965 Schaffhausen

⁶⁸ **Schiffahrt keine Gefahr für die Reinheit des Wassers?**

Natur u. Mensch, 8. Jahrg. Heft 2/4 1965 Schaffhausen

⁶⁹ **Überlingen, eine alte Reichsstadt am Bodensee**

Bad. Heimat, Heft 1/2, 1966, S. 17–42 (erweiterte Neubearbeitung von Nr. 31)

⁷⁰ **100 Jahre alt: Das Konstanzer Häuserbuch von J. Marmor**

Südkurier Nr. 167 v. 22. Juli 1966

⁷¹ **Das Haus „Zum Leopard“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne, Heft 3, 1966, S. 2–3

⁷² **Das Gartenhäuschen an der Unteren Laube (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne Heft 5 1966, S. 2–5

⁷³ **Das alte Konstanz in Bildern der Hofphotographen German Wolf**

Konstanz 1966, 136 Seiten.

⁷⁴ **Das Haus „Zum Esel“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne Heft 8 1967, S. 2–4

⁷⁵ **Kulturhistorisches zwischen Konstanz und Salzburg**

Südkurier Nr. 99 v. 29. April 1967

⁷⁶ **Konstanz und Salzburg. Kirchliche und kunsthistorische Beziehungen im 16. u. 17. Jahrh.**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne Heft 9 1967, S. 5–6

⁷⁷ **Die Pfarrkirche St. Nikolaus in Allensbach**

Allensbacher Almanach 1968 Nr. 18, S. 20–24

⁷⁸ **Die Häuser „Zum weißen Pfau“ und „Zum Weingarten“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne Heft 1 1967, S. 2–4

⁷⁹ **Das Haus „Zum großen Mertzen“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne. Heft 4 1967, S. 2–5

⁸⁰ **Das Haus „Zum blauen Sattel“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne. Heft 5 1968, S. 2–5

⁸¹ **Das Haus „Zum Steinböckle“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne. Heft 7 1968, S. 2–5

⁸² **Das Haus „Zum Strahl“ (in Konstanz)**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne. Heft 8 1968, S. 2–3

⁸³⁾ **Das Haus „Zum Wolf“** (in Konstanz). Ein Bau-
denkmal des Rokoko

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 10 1968, S. 2-4

⁸⁴⁾ **Das Haus Holfhalde 1** (in Konstanz) Ein reprä-
sentatives Haus des Klassizismus

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 3 1968, S. 2-5

⁸⁵⁾ **Das alte Blid- oder Zeughaus** (in Konstanz) Das
ehem. Waffenarsenal an der Hofhalde

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 5 1969, S. 2-6

⁸⁶⁾ **Auf dem Abbruchgebiet für das Kaufhaus**
(Woolworth in Konstanz) **stand einst ein Franziska-
nerkloster.** Südkurier 6. Febr. 1969 Nr. 29

⁸⁷⁾ **Die Klöster der Franziskaner und der Samm-
lungsschwestern** (in Konstanz)

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 7 1969, S. 2-4

⁸⁸⁾ **Fritz Dauner†**
Natur und Mensch. 11. Jahrgang, Heft 4 1969,
S. 175

⁸⁹⁾ **Die Häuser „Zum Kemli“ und „Zum Egli“** (in
Konstanz)

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 1 1969, S. 2-5

⁹⁰⁾ **Das abgebrochene Haus „Zum weißen Pfau“**
(in Konstanz)

Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Würt-
temberg, Heft 2 1969, S. 42-49

⁹¹⁾ **Die Baugeschichte des alten Pfarrhauses in**
Konstanz-Allmannsdorf

Schriften d. Vereins f. Geschichte d. Bodensees,
87. Heft 1969, S. 151-155

⁹²⁾ **Die ehemalige Benediktiner- und Reichsabtei**
Petershausen

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 3 1969, S. 2-4

⁹³⁾ **Das Domhotel St. Johann.** Ehem. Chorherren-
stift gleichen Namens in der Niederburg in Kon-
stanz

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 5 1970, S. 2-4

⁹⁴⁾ **Das Konstanzer Konzilgebäude**

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 7 1970, S. 2-5

⁹⁵⁾ **Die Häuser „Zum Rappen“ und „Zum golde-
nen Ring“** (in Konstanz)

Zum geplanten Neubau einer Stadtbücherei am Mün-
sterplatz in Konstanz

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 8 1970, S. 2-5

⁹⁶⁾ **Erhaltung der Außenwände unmöglich**
Bautechn. Stellungnahme zu den Plänen, die Häuser
Wessenbergstraße 43 und Katzgasse 1 abzureißen
Südkurier Nr. 84 v. 13. April 1970

⁹⁷⁾ **Der Rinegg'sche Domherrenhof** (in Kon-
stanz)

Das spätere ehemalige Konradihaus
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 2 1970, S. 2-5

⁹⁸⁾ **Aus der wechselvollen Geschichte des St. Ste-
phansplatzes in Konstanz**

Konstanzer Almanach 1971, S. 12-16

⁹⁹⁾ **Der „Bischofshof“, ehem. Domherrenhof am**
Münsterplatz in Konstanz

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 4 1970, S. 2-5

¹⁰⁰⁾ **Denkmalpflege einst und jetzt**

Forum des Südkurier Nr. 293 v. 19. Dezember
1970

¹⁰¹⁾ **Das Rebhäuschen am Loretowald** (in Kon-
stanz)

Eines der wenigen noch erhaltenen Bauwerke seiner
Art

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 5 1971, S. 2-4

¹⁰²⁾ **Der Salmannsweilerhof** (in Konstanz)

Ein vor 100 Jahren abgebrochenes Baudenkmal
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 7 1971, S. 2-4

¹⁰³⁾ **Das Fischerzunfthaus** (in Konstanz) **am Fisch-
markt**

Ein Fachwerkbau des 15. Jahrhunderts
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 8 1971, S. 2-4

¹⁰⁴⁾ **Der Botzheim'sche Domherrenhof** (in Kon-
stanz)

Eine ehem. Stätte des Humanismus in Konstanz
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 1 1971, S. 2-5

¹⁰⁵⁾ **Die Pfarrkirche St. Georg in Konstanz-All-
mannsdorf**

Ein Baudenkmal aus der Zeit des Deutschordens
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 4 1971, S. 15-18

¹⁰⁶⁾ **Die Villa Rosenau** (in Konstanz)

Früher das „Käntle“, altes Wirtshaus in Hinterhau-
sen

Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 7 1972, S. 2-4

¹⁰⁷⁾ **Die Wollmatinger Pfarrkirche St. Martin**

Eine Gründung der Benediktinerabtei Reichenau
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 8 1972, S. 2-4

¹⁰⁸⁾ **Dr. med. Erwin Bundschuh zum Gedächtnis**

Natur u. Mensch, 14. Jahrgang Heft 2 April 1972
Schaffhausen, S. 96/97

¹⁰⁹⁾ **Der Enzbergische Domherrenhof** (in Kon-
stanz)

Ein Opfer des großen Brandes am 11. November
1824

- Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 10 1972, S. 2–5
- ¹¹⁰⁾ **Das Landgut „Seeheim“ in Konstanz**
Alterssitz des Dichters Wilhelm von Scholz
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 1 1972, S. 2–5
- ¹¹¹⁾ **Der ehemalige Domdekaneihof**
Einer der ältesten Domherrenhöfe
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 4 1972, S. 2–5
- ¹¹²⁾ **Das Haus „Zum Bub“**
Eines der ältesten Konstanzer Bürgerhäuser
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 6 1973, S. 2–5
- ¹¹³⁾ **Das Rheingut „Zur Schneckenburg“**
Vom Landgut zum Textilunternehmen
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 7 1973, S. 2–5
- ¹¹⁴⁾ **Das Haus Mannhart**
Das letzte mittelalterliche Bürgerhaus auf der Markt-
stätte
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 9 1973, S. 2–5
- ¹¹⁵⁾ **Das Kornhaus auf der Marktstätte**
Ein Baudenkmal des Konstanzer Handels
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 1 1973, S. 2–4
- ¹¹⁶⁾ **Die Villa Douglas in Hinterhausen**
Ehemals Rebgut u. romantischer öffentlicher Park
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 2 1973, S. 2–5
- ¹¹⁷⁾ **Ausgrabungen auf dem oberen Münsterhof in
Konstanz**
April–Juni 1931. Bericht mit Plänen
in: Helmut Maurer, Konstanz als ottonischer Bi-
schofssitz, Göttingen 1973, S. 82–85
- ¹¹⁸⁾ **Der Tettikofer Hof**
Ein alter Geschlechtersitz in Konstanz
- Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 5 1974, S. 2–5
- ¹¹⁹⁾ **Die Villa Remy in Hinterhausen**
Bau eines bekannten Münchener Architekten am Alp-
steinweg
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 7 1974, S. 2–4
- ¹²⁰⁾ **Das Haus „Zum Engel“**
Ein altes Konstanzer Bürgerhaus in der Rosgarten-
straße
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 9 1974, S. 2–5
- ¹²¹⁾ **Konstanzer Türen u. Portale im Stadtbild**
Schriften des Vereins f. Geschichte des Bodensees
u. s. Umgebung Heft 92 / 1974, S. 189–193
- ¹²²⁾ **Konstanzer Türen u. Portale im Stadtbild**
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 2 1974, S. 2–4
- ¹²³⁾ **Das Haus „Zur Traube“ in Konstanz**
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 4 1974, S. 2–3
- ¹²⁴⁾ **Die Häuser „Zum silbernen Mond“ und „Zum
Hof“**
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 10 1974, S. 2–5
- ¹²⁵⁾ **Die Loretto-Kapelle**
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 9 1975, S. 2–4
- ¹²⁶⁾ **Der Domherrenhof „Bei den Staffeln“**
Die Kulturgemeinde. Monatsblätter der Volksbühne.
Heft 4 1976, S. 2–4
- ¹²⁷⁾ **Ernst Baer, ein Zeichner alter Konstanzer Ge-
bäudeansichten**
Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees
Heft 94 / 1976, S. 125–127
- ¹²⁸⁾ **Das alte Schulhaus in Allmannsdorf und
Großherzog Friedrich I.**
Badische Heimat – Ekkhart Jahrbuch 1977,
S. 123–124

Rede auf Hans Kriesi

Zur Geschichte der Schweizer Hilfe für das badische Bodenseegebiet nach dem
Zweiten Weltkrieg

Guntram Brummer, Überlingen

Am 11. Januar 1946 teilte das Unterkomitee Thurgau der „Ostschweizer Grenzlandhilfe“ den Städten Überlingen, Konstanz, Meersburg, Radolfzell und Stockach brieflich mit, man habe eine Schülerspeisung im badischen Bodenseegebiet beschlossen, in deren Genuß die Kinder aller jener Orte kommen sollten. Unterzeichnet war der Brief von einem gewissen Dr. Hans Kriesi. Ein fast gleichzeitiger Bericht des damals noch amtierenden badischen Landeskommisars in Konstanz an die dortige, nicht lange zuvor begründete Tageszeitung „Südkurier“ nannte den Absender jenes Briefs, eben Hans Kriesi, Gymnasialprofessor in Frauenfeld, den rührigsten Mitarbeiter der Grenzlandhilfe. Selten traf eine behördliche Charakteristik so zu. Sicher, auch Kriesi hat Freunde und Helfer gehabt. Walter Debrunner, der Präsident des Thurgauischen Kantonalen Lehrervereins, wäre hier allererst zu nennen, auch der Kreuzlinger Oberst Schuler, auch Emil Ötli, ursprünglich Schulmann, wie Debrunner und Kriesi selbst, dann Direktor der Schifffahrtsgesellschaft Untersee und Rhein in Schaffhausen, der alte Verbindungen aus der Vorkriegszeit, so seine Freundschaft mit Ernst Kupferschmid, dem langjährigen Geschäftsführer der Firma Aspiron, benutzte, um das unvergessene Schaffhauser Hilfswerk für Überlingen auf die Beine zu stellen. Treibende Kraft des Ganzen war und blieb indessen doch der Mann, den wir heute ehren¹). Er hat diese Sache zu seiner eigenen gemacht, gegen viele Widerstände, wobei die sogenannte Trägheit der Herzen noch der geringste gewesen ist.

Anfangen hatte es ein halbes Jahr nach den Beschlüssen von Potsdam, als das Elend im be-

siegten und in Besetzungszonen aufgeteilten Deutschland auch den Nachbarn am Bodensee immer sichtbarer wurde. Die Regierungen der grenznahen Kantone St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen hatten eine Konferenz in St. Gallen vereinbart, um über geeignete Maßnahmen zu beraten. Der Thurgauer Delegation gehörte auch Hans Kriesi an. Bereitschaft zu einer freundschaftlichen Hilfe war, wie sich zeigte, durchaus vorhanden, doch sollten erst einmal die aller Mittel baren Krankenhäuser des Grenzgebiets mit Medikamenten beliefert werden. Im übrigen plädierte der Thurgauer Chefdelegierte nachdrücklich für die Unterstützung Polens. Die Polen hätten Hilfe nötiger und seien ihrer auch würdiger als „die da draußen“. Ein anderer Thurgauer Abgesandter, protestantischer Pastor von Beruf, fragte gar, weshalb man sich ausgerechnet der katholischen Bevölkerung jenseits des Bodensees annehmen solle. So keimte in Kriesi der Gedanke, selbständig zu handeln. Eine weitere Konferenz in Weinfelden, auf welcher das thurgauische Regionalkomitee der Grenzlandhilfe eingesetzt und Kriesi zu seinem Mitglied bestellt wurde, bestärkte solche Absicht nur.

Im Besitz eines Passes, der das Überschreiten der ansonsten gesperrten Grenze jederzeit ermöglichte, war Kriesi der in der französischen Besatzungszone besonders schlechten Ernährungslage gewahr geworden. Das Brot etwa war so minderwertig, daß es seinem Kalorienwert längst nicht mehr entsprach, die kärglichen Kontingente Fett und Zucker konnten nur selten bezogen werden. Überhaupt fiel Kriesi auf, daß bei der Zuteilung der äußerst knappen Lebensmittel Kranke und Alte bevorzugt wurden,



also nicht jene, die sie am nötigsten gehabt hätten: die Kinder. Die Schulhäuser fand der Schweizer Beobachter – im Widerspruch zur Haager Landkriegsordnung! – ohnehin gütenteils von der Besatzung belegt, und den durch Kriegsgefangenschaft und, vor allem, durch „Entnazifizierung“ verursachten Lehrermangel sah Kriesi nur noch durch den Mangel an Schulbüchern übertroffen. Kriesi gewann den Eindruck, man wolle die Jugend des besiegten Volkes verkommen lassen.

Nun wußte Kriesi, daß Kreuzlinger Industrielle schon in der Hungersnot während des Ersten Weltkriegs mehrere Tausend Franken für Schülerspeisungen in Konstanz zusammengebracht hatten. Kriesi wünschte jetzt Ähnliches, aber wie trieb man die notwendigen Summen auf? Er schlug vor, durch die Aufführung eines Weih-

nachtsspiels, das er selbst 1942 geschrieben hatte, Geld zu sammeln, nur: die Behörde lehnte ab. Da verfaßte er ein in der Art eines Flugblatts, freilich mit der ganzen Liebe zum Detail, deren Schweizer Typographen fähig sein können, gedrucktes Gedicht und gewann den Präsidenten des Thurgauer Lehrervereins, eben Walter Debrunner, für den Einfall, dieses Blatt auf Weihnachten 1946 durch Lehrer und Schüler im Kanton Thurgau verkaufen zu lassen. Der Verkaufspreis, ein Franken pro Stück, sollte ungeschmälert für Schülerspeisungen in Überlingen, Konstanz, Meersburg, Radolfzell und Stockach verwendet werden. Von den fast vierhundert Schulen aller Stufen im Thurgau taten genau hundertvierzig mit, die übrigen warfen Kriesis Sendungen in den Papierkorb oder retournierten, zum Teil mit dem Bemerken,

Hilfe für „die da drüben“ komme noch zu früh. Schulsynode und Erziehungsdepartement des Kantons Thurgau unterstützten Kriesi indessen, und so lief die für damalige Verhältnisse imposante Summe von 16.000 Franken ein.

Dafür kaufte das Frauenfelder Komitee große Vorräte an Erbsen, Bohnen und Hafer auf und ließ sie unter Zufügung von Fett zu Suppenmehl verarbeiten. Mittlerweile hatte man auch die Schülerzahlen aus den fünf Bodenseestädten parat. Die Schülerspeisung konnte beginnen! Alle 14 Tage fuhr der mit einem Holzvergaser ausgestattete LKW der Stadt Überlingen nach Kreuzlingen hinüber, um das erst in Wochen-, später sogar in Tagesrationen verpackte Suppenmaterial zu holen, das in Überlingen bis zur Ausgabe diebstahlsicher aufbewahrt werden mußte; der Appetit war damals ja groß. Beim Kochen und Austeilen halfen dann Überlinger Frauen. Vom 2. Februar bis zum 3. Juni 1946, also von Lichtmess bis Pfingsten, als die geringen Wintervorräte aufgebracht waren und es in den Gärten noch wenig zu holen gab, kamen so täglich rund 1160 Schüler der Überlinger Volks-, Oberreal- und Berufsschule zu einem Teller Suppe. Weitere Lebensmittellieferungen, an den Überlinger Kindergarten, an Brachenreute, an die Volksschule Andelshofen, schließlich, Ende März 1946, eine namhafte Spende von Fett und Gemüse an Überlinger Bürger aller Altersstufen, reihten sich an.

Mit der Beschaffung von Lebensmitteln ließ es Kriesi nun freilich nicht gut sein. Er hatte schon im Dezember 1945 bei einem Besuch in Konstanz gehört, rund 150 Schüler könnten dort nicht zur Schule, weil sie keine Schuhe hätten. So fragte er auch in Überlingen, wie es mit dem Schuhwerk der Kinder stehe. Es stand nicht gut damit. Kriesi sandte darauf auch Schuhzeug herüber, am 21. Februar 1946 etwa zehn Paar neue Gummistiefel und 60 Paar getragene Schuhe, am 15. Januar 1948 abermals 68 Paar Schuhe – schwer schätzbare Hilfe, wenn man den städtischen Akten von damals ein Schreiben des Überlinger Postamtsvorstehers entnimmt, der beklagt, daß zwei neueingestellte Postjung-

boten ihren Dienst nicht versehen könnten, weil selbst die Postdirektion Freiburg keine Lederschuhe beibringe und die Jungen in Holzschuhen zu schnell ermüdeten.

Bei seinen Besuchen in den Schulen der deutschen Nachbarschaft hatte es Kriesi geschmerzt, mitansehen zu müssen, wie die Schulbücher fehlten. Sollte etwa im Deutschunterricht ein Gedicht besprochen werden, mußte der Lehrer es erst diktieren, und da weder Hefte noch anderes Schreibpapier vorhanden waren, schrieben die Schüler auf unmöglichen Fetzen. Die Grenzlandhilfe sammelte deshalb Lehrbücher, und binnen kurzem war ein Zimmer im Katholischen Pfarrhof in Kreuzlingen voll davon. Die Bücherspende sollte nun über die Grenze, aber Kriesi hatte seine Rechnung ohne die Französische Besatzung gemacht. Das Hauptquartier in Baden-Baden wies die ganze Wagenladung zurück, weil man die Erziehung der deutschen Jugend selbst in der Hand behalten wollte. Kriesi ließ indessen, mit der Hartnäckigkeit, die ihm eignen kann, nicht locker, und nach einem sage und schreibe fast dreijährigen Hin und Her hatte er schließlich bewirkt, daß die Bücher das damals für die Volksschulen im Linzgau zuständige Konstanzer Kreisschulamt erreichten.

Erst jetzt, 1948, lief auch die Schülerspeisung aus. Kriesi hatte sie mittlerweile zweimal, 1947 und 1948, wiederholt und auch noch die Städte Markdorf und Messkirch miteinbezogen, und zwar auf eigene Faust. Dafür stellte ihn seine Behörde zur Rede. Kriesi zog sich nicht ohne Verschmitztheit aus der Affäre. Er war von der Thurgauer Kantonsregierung beauftragt worden, die Schweizer Holzhändler zu dämpfen, die den Franzosen die deutschen Wälder abkauften und deren Holzfäller mit ihrem manchmal protzerischen Auftreten die deutsche Bevölkerung provozierten. Es gelang ihm, das Gewissen dieser Holzhändler zu wecken und sie zur Finanzierung eben der Schülerspeisung zu bringen, wofür man ihn selber rügen wollte.

Die Behörde war es schließlich zufrieden; weniger die Schweizer Öffentlichkeit. Schon als sich Kriesi im Regierungsgebäude seine Reisepapiere holte, hatte ihm der zuständige Departementssekretär erklärt, er sei mit der geplanten Hilfsaktion nicht einverstanden und viele andere Leute auch nicht. Ähnlich mahnte Kriesis Bruder, der als Weinhändler in Hunderte von Wirtshäuser kam und die Stimmung im Lande kannte, zur Vorsicht. Er hielt Hans Kriesi indessen nicht ab, mit seiner Kantonsschule noch 1948 eine Sammlung von Kleidern ins Werk zu setzen, deren Ertrag dann lastwagenweise in die deutschen Bodenseestädte rollte; denn wie die Ernährung in der Französischen Besatzungszone nach dem dritten Nachkriegswinter besser geworden war, so hatten sich Textilien immer mehr verknappt. – Die Kleidergabe war wahrscheinlich die einzige, die je zweckentfremdet wurde. Unter den Textilien befand sich nämlich ein größerer Posten sogenannter „Unausprechlicher“ – sagen wir es schon: grobwollener Unterhosen älterer Bauart für Damen –, und ihrer bemächtigte sich mit Begeisterung die Überlinger Narrenzunft.

Glühbirnen waren in der deutschen Nachbarschaft rarer; unvergesslich, wie am Abend nur von der Schweizer Seeseite die Lichter grüßten! Kriesi erwarb bei der Firma Osram ein erhebliches Quantum elektrischer Birnen zu einem Sonderpreis und war am 14. und 15. April 1948 wieder in Überlingen und Markdorf, mit einem Vortrag über Gottfried Keller und, Kriesi'scher Realismus, mit den Glühbirnen als Beifracht. Nur eine Spende von Farbbändern für Schreibmaschinen mißriet. Auf deutschen Rathäusern am Bodensee, so etwa in Konstanz, mußte man sich damals ja um die von den Franzosen weggeworfenen Farbbänder streiten. Kriesi bat deshalb in den Frauenfelder Amtsstuben um Ersatz. Als er nun mit seinen zweihundert gebrauchten und, wohlgemerkt, entsprechend deklarierten Farbbändern die Grenze passieren wollte, machte man dort Stichproben und förderte – nagelneue zutage; ein Beamter der Kantonsregierung hatte diese aus Gutherzigkeit

heimlich eingepackt. Hans Kriesi bekam eine Zollbuße zudiktirt, immerhin noch das Minimum, wie es hieß: „in Anbetracht der löblichen Absicht“.

Eingesetzt hatte die Schweizer Hilfe für Überlingen und Umgebung mit einer Sendung von 13 Bahnwaggonen Thurgauer Lauchgemüse im Frühjahr 1946, beendet hat Kriesi sie 1951 mit einer ganz persönlichen Gabe, die nur für unsere, von ihm stets besondres geliebte Stadt bestimmt war: zum Bau der Überlinger Wiestorschule hat er ein zinsgünstiges Darlehen beige-steuert, zweimal zehntausend der neugeschaffenen Deutschen Mark, was diesen Schulneubau, einen der ersten im Linzgau nach dem Kriege, überhaupt nur ermöglichte.

Gestützt auf Akten, Zeitungsartikel, Memoiren – gedruckte wie ungedruckte! – und, vor allem, auf Angaben noch lebender Augenzeugen, die ich kritisch befragte, habe ich ein ungefähres Bild von den Aktionen der Grenzlandhilfe wenn nicht zu zeichnen so doch zu skizzieren versucht – noch etwas ausführlicher, als zunächst geplant, weil erst jüngst, 1976, eine umfassende und vorerst wohl abschließende Monographie von fast 400 Seiten erschien, das durch den Deutschen Caritas-Verband in Freiburg herausgegebene Buch „Humanitäre Auslandshilfe für Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg“ von Hans-Josef Wollasch²⁾, worin der Name Hans Kriesis ebenso fehlt wie der Name der Stadt Überlingen.

Fragen wir uns nun, was Kriesi und sein Fähnlein der Aufrechten zur Hilfe für ein Deutschland bewogen habe, das der Schweiz eben noch mit Besetzung gedroht hatte, und zwar – wie die Konstanzer nationalsozialistische „Deutsche Bodensee-Rundschau“ einmal, so gehässig wie naiv, geschrieben hatte – mit einer Besetzung durch die Feuerwehr, so fällt eine bündige Antwort schwer. Und sie würde kaum leichter, wenn wir uns an Persönlichstes drängten.

Gewiß, da ist Kriesis Bürgerrecht in der Grenzregion. In Winterthur vor 85 Jahren geboren, in St. Gallen aufgewachsen und durch ein langes, tätiges Leben Lehrer im Thurgau, wo man im-

mer noch sagte, man gehe „in die Stadt“, wenn man nach Konstanz ging, war Kriesi zu guter Nachbarschaft fast prädestiniert. Dann hatte er, außer in Zürich, wo er Schüler des großen Schweizer Germanisten Emil Ermatinger gewesen war, auch in München studiert, in München, das damals – um das Wort eines anderen Wahlbürgers der Stadt, Thomas Manns, zu gebrauchen – „leuchtete“. Seither trennte Hans Kriesi wohl zwischen schweizerischer und deutscher Staatlichkeit, aber zwischen schweizer und deutschem Geiste trennte er nicht. Sein 1918 erschienenes, bis heute grundlegendes Buch „Gottfried Keller als Politiker“⁽³⁾, das ihm den Doktorhut der Universität Zürich eintrug, war denn auch ebenso sehr kritische Forschungsleistung wie Bekenntnis zu dem Dichter, der zeitlebens beides hatte sein wollen, Schweizer und Deutscher. Wilhelminischer Übermut konnte Kriesi in dieser Gesinnung nicht stören, auch nicht die Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands. Dabei hatte gerade dieses Kriesi fast persönlich betroffen. Adolf Hitlers Kampfrufe hatten ja auch in der Eidgenossenschaft ein Echo gefunden. Man schätzte die Ordnung, welche der „Führer“ verhielt, weithin, und man erhoffte von seiner Bewegung Heil vor dem Kommunismus – wohl auch Gewähr für's eigene Bankkonto – Erwartungen, die der übrigen westlichen Welt so wenig fremd gewesen sind wie etwa den christlichen Kirchen in Deutschland. Sogenannte „Fronten“ entstanden, viele unruhige junge Leute darunter, auch viele junge Offiziere. In Zürich bildeten die „Frontisten“ eine große Fraktion im Kantonsrat, ihr Führer, Tobler, hielt sogar Einzug in den Nationalrat, also das Parlament des Bundes in Bern. Man hatte es nicht zuletzt auf die Freimaurer-Logen abgesehen, auf deren angeblich so gewaltigen wie gefährlichen Anteil an Politik und Wirtschaft. Der Freimaurer Hans Kriesi verließ seine Bauhütte nun nicht, wie mancher andere verunsicherte Logenbruder. Und als der Neuenburger Oberst und schwärmerische Verehrer Mussolinis, Arthur Fonjallaz, die nach ihm benannte Initiative

gegen die sogenannten Geheimgesellschaften in Gang brachte, sprach Kriesi auf Versammlungen dagegen. Das Schweizer Volk lehnte das geforderte Verbot der Logen schließlich mit großer Mehrheit ab, Vernunft und Zivilcourage siegten.

Vielleicht gewahren wir in der so leidenschaftlich wie beherzt verteidigten Zugehörigkeit Hans Kriesis zur Freimaurerei die kräftigste Wurzel seiner Humanität. Gerade dies sollte man in einer vom Katholizismus geprägten Gegend wie der unseren nicht vergessen. Freimaurer hatten es mit dem geschundenen Europa überhaupt gut gemeint. Die beiden großen Staatsmänner der Zwanziger Jahre, welche die Verträge von Versailles gewaltlos zu revidieren gedachten, der Deutsche Gustav Stresemann und der Franzose Aristide Briand, sind Logenbrüder gewesen, und auch deshalb fanden sie leichter zusammen, bei aller tief in ihnen selber angelegten Sympathie. Logenbruder war, nicht weniger, Hans Kriesi. Es „rufen von drüben / die Stimmen der Geister, / die Stimmen der Meister...“: so der Dichter, dessen Dichtung immer auch maurerische Dichtung ist, Goethe, und heute dürfen wir sagen, Hans Kriesi habe jene Stimmen der Meister wohlvernommen.

Bürger der gemeinsamen Seeheimat, liebender Kenner deutschen Geisteslebens, ein Freimaurer, wie er sein soll – nicht wenig, aber doch wieder auch nicht soviel, daß es schon singular zu nennen wäre. Einzigartig scheint mir – man erlaube! – erst Hans Kriesis Vermögen zur Differenzierung, die Gabe der Unterscheidung der Geister. Sie hat sein Hilfswerk allermeist getragen. Das bleibt zum Schlusse anzudeuten, am Beispiel von Kriesis Schrift über Goebbels' Tagebücher und am Beispiel der Reaktionen, welche diese Schrift erfuhr.

Die Kantonsschule, also, würden wir sagen: das Gymnasium des Standes Thurgau in Frauenfeld, gab wissenschaftliche Beilagen – im alten Preußen hießen diese „Gymnasialprogramme“ – zu ihren Jahresberichten heraus, meist von Mitgliedern des Lehrerkollegiums geschrieben. Mit der Beilage für 1948/49 wurde Hans Kriesi

betrault. Kriesi hatte schon 1933, in der Festschrift für Emil Ermatinger, den Bedingungen nachgespürt, unter welchen die Darstellungen des Ersten Weltkriegs in Fachliteratur und Belletristik zustande gekommen waren⁴). Drei Sorten von Schrifttum hatten sich da für sein Urteil ausmachen lassen: einmal die Tagebücher und Briefe aus der vordersten Linie, aus Unterstand und Schützengraben, der Niederschlag von Tapferkeit und, vor allem, von Angst und Not; dann die Rapporte der Generalstäbler, die sich nicht selten nur um Rechtfertigung, auch Beschönigung, kurz: um den eigenen Nachruhm sorgten; schließlich Romane à la Barbusse oder Remarque und ihr Gegenstück, Heldenverehrung, diese meist an warmen Öfen des Hinterlandes betrieben. Solche Untersuchungen wollte Kriesi – seltener Vogel unter den Germanisten von damals! – nun für den Zweiten Weltkrieg anstellen, dessen Zeuge er geworden war; vor allem die Haltung der Schweizer Presse während und nach den Kampfhandlungen wollte er beschreiben. Mitten in der Arbeit erreichte ihn der Auftrag, zur 450-Jahrfeier der Schlacht bei Schwaderloh ein Festspiel abzufassen. Da soeben die Tagebücher Joseph Goebbels', des Reichspropagandaministers Hitlers, aus den Jahren 1942/43 in einer Schweizer Lizenz-Ausgabe publiziert worden waren, wechselte Kriesi kurz entschlossen zu dem handsameren Thema über, und der Chef des Erziehungsdepartementes, Ernst Reiber, willigte ein.

Kriesi stellte seinen eigenen „Betrachtungen zu Goebbels' Tagebüchern“ die bisherigen Urteile der Schweizer Presse voran, und der heutige Leser kann nicht umhin, Kriesis Fazit zu teilen: Unvoreingenommenheit war die Stärke jener Besprechungen nicht gerade. Dann sah Kriesi sich die Goebbels'schen Aufzeichnungen – eine Art Geschäftsjournal, offenbar Rohstoff für spätere Verwendung – selber an. Da mußte der Historiker nun freilich konstatieren, daß das „andere Deutschland“, das Deutschland des Widerstandes, zahlenstärker gewesen war, als die alliierte Kriegs- und Nachkriegspropaganda

wahrhaben wollte. Jedenfalls hatte Hitlers Gehilfe dieses „andere Deutschland“ fortwährend im Auge. Der Annahme deutscher Kollektivschuld widersprach Goebbels' Zorn über den deutschen Widerstand durchaus.

Kriesi hatte hinreichend deutlich gemacht, daß ihm die doch des Muts und der Konsequenz nicht entratende Gestalt des Propagandaministers widerwärtig war. Allerdings hatte er sich eins ebenso versagt: Hohn über den ungefährlich gewordenen Toten. Oder, um mit Gottfried Benn zu sprechen: Kriesis Art war es nicht, die Leiche Hektors zu schleifen. Umso bestürzender mutet heute die Aufnahme an, die Schweizer Zeitungen Kriesis Schrift⁵) bereiteten. Die wenigen Stimmen freundlicher Anerkennung verstummten rasch, ein offenbar verabredeter, weil von vier Bezirksblättern gleichzeitig vorgetragener förmlicher Angriff setzte ein, wobei sich besonders der „Amriswiler Anzeiger“ hervortat. Durchweg wurde Kriesi als Sympathisant des Nationalsozialismus verdächtigt. Andere, auch größere Schweizer Blätter druckten diese Anwürfe unbesehen nach, im thurgauischen Kantonsrat wurden zwei Interpellationen gegen Kriesi eingereicht und der Regierungsrat veranlaßt, sich von Kriesis Schrift zu distanzieren. Die Person des Verfassers freilich nahm der zuständige Minister, wiederum Ernst Reiber, in Schutz; daß indessen das Klima vergiftet war, wird etwa an der Art und Weise deutlich, wie die Schweizerische Depeschagentur über den Vorgang berichtete: nur von einer Rüge Kriesis war da die Rede! „In jenem Mai 1949 war ich – schreibt Kriesi – wohl der am meisten gehaßte Mensch in der Schweiz, jedenfalls in der deutschen.“

Mangelndes Unterscheidungsvermögen hatte Kriesi im Falle Goebbels' konstatieren müssen; dessen zieht man ihn nun selbst, zu Unrecht, wie mir scheint. Aber gemeint war ohnehin anderes. Wenn Goebbels' Advokat Hans Kriesi schon kein „Nazi“ sei, so sei er doch ein Freund der Deutschen, und das genüge, erklärte ein

Ständerat aus St. Gallen. Man geht wohl nicht völlig fehl, wenn man vermutet, daß eine Art Nachholbedarf bestand: so unbesehen Hitler einst, auch in der Schweiz, gepriesen worden war, so unbesehen verteufelte man ihn und seinesgleichen jetzt; wehe, es kam einer und unterschied! Das Unterscheiden jedoch war Hans Kriesis Geschäft. „De mortuis nil nisi bene? Von den Toten nur Gutes?“ , fragte er in den letzten Sätzen seiner Schrift über Goebbels' Tagebücher, und er antwortete sich selbst: „Das mag für uns gewöhnliche Sterbliche gelten – historische Persönlichkeiten müssen in ihrer Totalität betrachtet werden. Aber eines sollten wir auch dem verhaßtesten Feinde zubilligen: Nil nisi verum!“ Die Wahrheit, nur die Wahrheit.

Es könnte nun jemand aufstehen und sagen: Wahrheit – die sei doch selbstverständlich, Ziel wie Wachstumsklima aller Historiographie.

Aber Wahrhaftigkeit war nicht selbstverständlich, als Krieg und Wahn in Europa hausten, und auch – ein altmodisches Wort – Barmherzigkeit war es nicht. Auch im seelischen Leben der Völker gibt es anscheinend immer wieder Springfluten, und wenige Halligen ragen dann noch heraus. Der höchste Ehrentitel, den wir Hans Kriesi zu geben vermöchten, wäre deshalb der schlichteste: der eines Mannes, der das Selbstverständliche zu einer Zeit getan hat, als nichts mehr selbstverständlich war.

Anmerkungen

¹⁾ Am 10. November 1976 vollendete Prof. Dr. Hans Kriesi, Initiator der Ostschweizer Grenzlandhilfe für das badische Bodenseegebiet nach dem Zweiten Weltkrieg, sein 85. Lebensjahr. Diesen Geburtstag nahmen die Stadt Überlingen und der Überlinger Heimatkreis zum Anlaß, mit einer Feier am 5. November 1976 im Überlinger Rathausaal der Verdienste Kriesis zu gedenken. Hierbei habe ich, in Anwesenheit Hans Kriesis, den obenstehenden, für den Druck kaum veränderten Vortrag gehalten. Zudem sprachen Bürgermeister Reinhard Ebersbach und Stadtrat Ludwig Köberle. – Als Quellengrundlage dienen mir einschlägige Akten der Stadt und des früheren Landkreises Überlingen, dazu Handakten Kriesis, welche dieser dem Stadtarchiv Konstanz übergeben hatte. Herangezogen wurde ferner die Tagespresse, vornehmlich die lokale. Zugänglich waren mir auch ungedruckte autobiographische Aufzeichnungen Kriesis. Schließlich wurden außer Kriesi selbst Augenzeugen aus Überlingen, die mit der Schweizer Grenzlandhilfe zu schaffen hatten, kritisch befragt.

²⁾ Hans-Josef Wollasch, Humanitäre Auslandshilfe für Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Darstellung und Dokumentation kirchlicher und nichtkirchlicher Hilfe. Freiburg/Br. 1976. Die Hilfeleistungen der Schweiz werden ebd. 45ff. besprochen. Ein Gesamtüberblick ebd. 21ff.

³⁾ Hans Max Kriesi, Gottfried Keller als Politiker. Mit einem Anhang: Gottfried Kellers politische Aufsätze. Frauenfeld und Leipzig 1918.

⁴⁾ Hans Max Kriesi, Der Weltkrieg in Belletristik und Fachliteratur, in: Dichtung und Forschung. Festschrift für Emil Ermatinger. Zum 21. Mai 1933. Frauenfeld und Leipzig 1933, 268-290.

⁵⁾ Hans Kriesi, Betrachtungen zu Goebbels' Tagebüchern. Frauenfeld 1948.

*Eine erfreuliche Mitteilung für
alle Mitglieder, Freunde und
Förderer unseres Vereins*

Für Geldspenden,

die Sie künftig dem Landesverein Badische Heimat e. V. zuwenden wollen, erhalten Sie ab sofort eine

steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung!

Dabei ist zu beachten, daß steuerabzugsfähige Spenden **nicht direkt** an unseren Verein gezahlt werden können, sondern nur auf das

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Brsg. Nr. 2 010 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg i. Brsg.

So wirds gemacht:

Sie zahlen oder überweisen Ihre Spende auf obiges Konto mit dem Vermerk: „Spende Badische Heimat“

Das städt. Kassenamt der Stadt Freiburg wird nach Eingang der Gutschriftanzeige Ihnen unverzüglich eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung direkt zusenden Ihre Spende unverzüglich auf das Konto des Landesvereins Bad. Heimat überweisen. (Das Vereinskonto ist dem städt. Kassenamt bekannt.)

Nicht vergessen werden darf:

Name und Postanschrift des Spenders auf dem Einzahlungs- bzw. Überweisungsformular angeben, damit Ihnen die Spendenbescheinigung zugeschickt werden kann, sowie die Angabe „Badische Heimat“, damit die Spende auf das Konto unseres Vereins überwiesen werden kann.

Und bedenken Sie:

Mit jeder Spende unterstützen Sie aktiv die anerkannte kulturelle Arbeit unseres Vereins und sein Wirken für die Heimatpflege!

Machen Sie von dieser Möglichkeit regen Gebrauch!

Dafür dankt Ihnen herzlich der Landesverein Badische Heimat e. V.

Verdient um Kunst und Künstler

Rudolf Kuhn zum 70. Geburtstag

Guntram Brummer, Überlingen/Meersburg

Verehrter, lieber Doktor Rudolf Kuhn, am 23. Juni 1978 feierten Sie Ihren 70. Geburtstag. Da werden Sie hoffentlich erlauben, daß Ihre Heimat Anteil nimmt. Der Vaterstadt kamen und kommen ja Ihre Aktivitäten zugute.

Man kennt Sie als den Vorsitzenden des Bodensee-Clubs Überlingen, der dieser Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden Mitglieder und Resonanz verschafft hat. Und auch den Vorsitzenden des Vereins der Münsterkonzerte braucht man in Überlingen nicht vorzustellen. Aber wer weiß schon, daß Sie – und ein paar Ihresgleichen! – in städtischen Ausschüssen schwer ersetzbare, übrigens unentgeltliche, Arbeit tun! Theater, Konzerte, Ausstellungen gäbe es hier ohne Sie in der Tat so nicht.

Vor allem den Ausstellungen gilt Ihre Sorge. Künste und Künstler, das fertige Werk wie der Mensch, der es hervorgebracht hat, sind Ihnen, mancherlei Eigenheiten eingeschlossen, vertraut. Und Sie sprechen davon mit der Hingabe dessen, dem Bilder Lebensmittel bedeuten. Freilich verleugnen Sie auch hier nicht die hoffende Skepsis des Arztes. Und Sie schöpfen aus einer Kennerschaft, die sich nicht von heute auf morgen erwerben läßt. Kein Weg ist Ihnen zu weit, um Ausstellungen zu sehen, auf die es ankommt. So überschauen Sie wie wenige, was hierher paßt.

Sie reisen selbst den Kunstwerken nach, und solche Reisen machen Sie anderen möglich. Bei Exkursionen bürgt der Name Kuhn für Qualität. Sie führen niemanden, Sie hätten denn die Wege selber vorher abgeschritten. Zugleich geht Ihren Fahrten eine Art Generalstabsarbeit am Schreibtisch voraus, die man zur Nachahmung empfehlen kann. Unterwegs sind Sie

mehr Plauderer als nur Dozent, am Ziel nicht selten noch Hirt, um verlorengegangene Schäfelein zu suchen. Von solchen Abenteuern erzählen Sie dann, daß es einem Tränen des Lachens aus den Augen treibt.

Überhaupt: der Erzähler! Sie verstehen sich darauf, den Fluß eines Berichtes zu stauen, zudem besitzen Sie den formenden Griff, der Begebenheiten erst zu solchen macht. In jungen Jahren sind Sie Freund von Bruno Goetz gewesen, und bei ihm haben Sie wohl die Kunst des Erzählens, wenn sie sich denn erlernen läßt, gelernt. Indessen schwingt in Ihren Schilderungen des Überlingens von gestern und des Überlingens von heute noch Älteres mit: etwas wie ein Erbe von Kalendermännern und Märchenfrauen. „Er geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht, sitzt in manchem Wirtshaus, und man kennt ihn nicht und geht mit manchem braven Mann einen Sabbaterweg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist“ – so hat einst Hebel den Erzähler Ihres Schlags gezeichnet.

Immer wieder trieb und treibt es Sie auch ins Weite. Schon das Abitur legten Sie – unter Badenern von damals keine Selbstverständlichkeit! – in Friedrichshafen ab, und Zahnmedizin haben Sie im brodelnden München der Zwischenkriegszeit studiert. Ihr unfreiwilliges militärisches Debüt gaben Sie, mit anderen Überlinger Zelebritäten, in der Klosterkaserne in Olmütz, dann führte der Krieg Sie bis nach Asien. An Ihrer Vaterstadt haben Sie indessen festgehalten: In Kloster Wald ansässig, kommen Sie doch von Überlingen nicht los. Daß dies so bleiben möge, ist mein Wunsch zu Ihrem Feste!



SCHREIBER, BADISCHES VOLKSLEBEN

Dieser Nachdruck ist die Darstellung badischen Volkslebens des 19. Jh. in 12 Lithographien. Der historische Kommentar des Hofhistoriographen A. Schreiber erläutert die historischen und ökonomischen Hintergründe. Dem heutigen Betrachter wird das Werk durch den Kommentar Prof. Lutz Röhrichs nähergebracht. Er ist Würdigung und Wertung zugleich.

Die 12 Lithographien zeigen: Hauensteiner Familie, Glashütte im Schwarzwald, Uhrenfabrikation, Strohflechten, Weinlese bei Müllheim, Festlicher Zug eines Brautpaares, Hahnentanz in der Baar, Holzflößen bei Wolfach, Hammeltanz in Hornberg, Hanfscleißen bei Lahr, Goldwaschen bei Karlsruhe, Holzäpfeltanz.



Aloys Schreiber, Badisches Volksleben
Das Großherzogtum Baden in 12 malerischen Darstellungen von Meichelt, Nilsson, Volkmar und Volz.

Mit einem Kommentar von Prof. Lutz Röhrich. 80 Seiten mit 12 vierfarb. Tafeln und 27 Schwarzweißabbildungen, Leinen in Schuber 78.- DM.

August von Willich

Preußischer Offizier
Badischer Freischarenführer
Brigadegeneral in den USA

Alfred Diesbach, Konstanz

In einem der zahlreichen Geheimberichte an seine Regierung über die politische Situation im Lande Baden schrieb der preußische Gesandte von Arnim zu Beginn des Jahres 1848, er halte Josef Fickler, den Herausgeber der Konstanzer „Seebblätter“, für den bedeutendsten und zugleich gefährlichsten Führer der republikanischen Bewegung. Dieser Meinung war auch Karl Mathy, der Führer der Liberalen im badischen Landtag.

Lange war er mit Josef Fickler, der ihn trotz eigener Not vielfach unterstützt hatte, freundschaftlich verbunden gewesen.

Aber der zunehmende und hart geäußerte Radikalismus Ficklers entfremdete die beiden; und an die Stelle der Verbundenheit traten Mißtrauen und Ablehnung.

Karl Mathy, der nie einer Entscheidung auswich, wußte zumal nach den turbulenten Ereignissen im und am Rande des Vorparlamentes (31. März – 4. April 1848 zu Frankfurt), daß er zugreifen und seinen ehemaligen Schicksals- und Leidensgenossen Josef Fickler unschädlich machen müsse. In den frühen Morgenstunden des 8. April 1848 ließ Karl Mathy den Mann, dem er ungemein viel zu verdanken hatte, auf dem Bahnhofe zu Karlsruhe – gegen alles Recht und ohne Auftrag – durch die Polizei verhaften und ins Stadtgefängnis bringen.

Ficklers Mitverschworene, vor allem Friedrich Hecker und Gustav von Struve, waren sich im klaren darüber, daß Mathy nun alles daran setzen würde, auch sie zu fassen und aus dem Spiel der geplanten Revolution zu nehmen.

Hals über Kopf verließen sie Mannheim, in dem Hecker als Anwalt tätig war und in dem Struve

sein republikanisches Kampfblatt „Der Deutsche Zuschauer“ herausgab.

Beider Ziel war Konstanz, in dem sie viele Freunde glaubten und von wo aus sie schon immer den Marsch in die Freiheit antreten wollten.

Hecker, dem eine Fahrt durch die badischen Lande zu gefährlich schien, reiste über die Pfalz, das Elsaß und die schweizerischen Rhein-Kantone an den Bodensee.

Struve, weniger besorgt, nahm den normalen Reiseweg durch die badische Rheinebene und über den Schwarzwald.

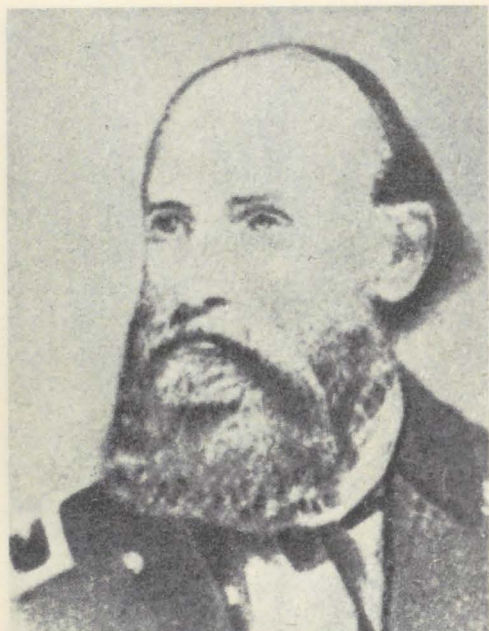
Heckers Flucht verlief ohne alle Sensationen. Was an Ungewöhnlichem und Rätselhaftem Struve auf seiner Reise zustieß, hat er in seinem Buche „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“ eingehend geschildert:

„Willich und Bruhn waren mit Fickler zusammen, als er verhaftet wurde. Mit Mühe entkamen sie ins badische Oberland. Doll, welcher Ende März nach Mannheim gekommen war, um den Führern des Volkes Mitteilungen zu machen über den Stand der in Paris sich bildenden Legion, befand sich wiederum daselbst.

Er (Doll) begleitete Struve, als dieser an dem genannten Tage (8. 4. 1848) um die Mittagszeit abreiste, um im Oberland die Volkserhebung zu organisieren.

In Offenburg schlossen sich ihnen Willich und Bruhn an.“ (Struve S.40)

Hecker, Struve, Sigel und Mögling haben über die erste badische Volkserhebung vom April 1848 z. T. umfassende Erinnerungs- und Rechtfertigungsschriften geschrieben. Aber nicht einer schrieb auch nur ein einziges Wort darüber,



August von Willich

woher Willich, Bruhn und Doll gekommen waren und vor allem wann, wo und durch wen sie, der Preuße Willich, der Holsteiner Bruhn und der Rheinländer Doll, für die badische Revolution gewonnen worden waren.

Auch die maßgebende Sekundärliteratur (Veit Valentin, Wilhelm Blos, Hans Blum u. a.) ließ die Frage völlig offen, wann, wo und wie es zur Fühlungnahme und zum Einswerden zwischen den badisch-württembergischen Republikanern und den norddeutschen Revolutionären, die ausnahmslos der äußersten Linken angehörten, gekommen ist.

Doch nun waren sie im „Badischen Hof“ zu Konstanz und beherrschten dank ihrer jahrelangen subversiven Tätigkeit im In- und Auslande die Szene.

Der aus Sinsheim/Elsenz stammende ehemalige badische Offizier Franz Sigel, der aus überwiegend politischen Gründen aus der Armee ausgetreten war und sich ganz dem Aufbau der badischen Volkswahren gewidmet hatte, war sicher, daß ihm vom Vorstand des Landesausschusses

(Hecker) der Oberbefehl über die badischen Freischaren übertragen würde.

Es kam jedoch ganz anders, als der brave Sigel annahm. Nicht er, sondern der aus Preußen stammende Willich wurde oberster militärischer Chef des badischen revolutionären Unternehmens.

Diese Zurücksetzung hat Sigel nie ganz überwunden; nach fünfzig Jahren griff er die Episode vom „Badischen Hof“ noch einmal auf und schrieb in seinem Büchlein „Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel aus den Jahren 1848 und 1849“ (Mannheim 1902):

„Plötzlich trat Hecker in unser Zimmer und sagte zu Willich gewandt: „Willich, Du bist Oberkommandant, nicht wahr?“ Willich bejahte diese Frage sofort; denn offenbar war diese Sache schon abgemacht.“

Bevor wir verfolgen, in welchem Maße Willich den Erwartungen seiner badischen Freunde entsprechen konnte, wollen wir versuchen, einen Überblick über sein Leben bis zum Jahre 1848 zu gewinnen.

Nicht alle Stationen seines Lebens sind klar erkennbar, weite Strecken liegen im Dunkel. Viel Geheimnisvolles ist schon um seine Geburt. Das „Familienblatt Willich“ aus der Sammlung Lassahn-Spruth „Pommersche Stammreihen“ – vom Geheimen Staatsarchiv Berlin dem Verfasser zur Verfügung gestellt (28.10.1977) – kann nur sehr unbestimmte Angaben machen. Wir lesen dort:

„g.P. 19.11.1810 – gest. Amerika 23.1.1878
Hauptmann – amerikanischer General, unverheiratet.

Handschriftlicher Zusatz: illegaler Sohn von König Friedrich Wilhelm III.“

Wie ist die Abkürzung „g.P.“ zu verstehen? Das „g.“ ist eindeutig die Abkürzung für „geboren“. Was verbirgt sich aber hinter dem „P“? „P“ kann Preußen, Pommern oder Posen heißen. Es kann aber auch für Prczanitz stehen, in dem der Vater von August von Willich vorübergehend tätig gewesen ist.

Deutsche Autoren (Wilhelm Kaufmann und Wilhelm Blos) haben sich auf Posen festgelegt;

der Amerikaner L. D. Easton nennt dagegen Braunsberg in Ostpreußen, eine der Garnisonen von Augusts Vater.

August von Willich selbst kannte seinen Geburtsort nicht. Das geht aus einer Niederschrift hervor, die sich heute im schweizerischen Bundesarchiv zu Bern befindet und von der der Verfasser eine Ablichtung erhalten konnte (2.7.1977). Willich hatte vor einer nicht genannten schweizerischen Behörde im Jahre 1849 zu Protokoll gegeben:

„Willich, Jean, Auguste, Ernest, originaire de Braunsberg en Prusse, ou de l'île de Rügen, colonel et ancien officier prussien...“

Der Wirrwarr um den Geburtsort von August von Willich mag u. a. darauf zurückzuführen sein, daß sein Tauschein in der Unruhe der kriegesischen Jahre verloren ging. Die Kolportage vom „königlichen Blut in den Adern“ hat August von Willich bis ins hohe Alter verfolgt. Während Wilhelm Kaufmann und Wilhelm Bloß die Hohenzollern-Abstammung als albernes Geschwätz abtun, tritt der amerikanische Historiker L. D. Easton der Sache jedoch mit sichtlichem Interesse näher:

„Zu Willichs Zeiten war viel davon die Rede, daß sein wirklicher Vater ein Mitglied des Hauses Hohenzollern gewesen sei, wahrscheinlich Prinz August, ein Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III. Eine große Anzahl von Ohians waren von der Hohenzollern-Abkunft überzeugt.“

Diese Annahme könnte man unbesorgt übergehen, wenn nicht auch Friedrich Engels, der viele Jahre lang mit August von Willich eng verbunden war, in einem Briefe an Karl Marx geschrieben hätte:

„Er hat die treulosen Augen von seinem Vater, dem Prinzen August, geerbt.“

Nach dem Tode von August von Willichs Vater – er ist am 14. Januar 1814 zu Braunsberg verstorben – gehen auch die Beziehungen zu Augusts Mutter Friderike Lisette (geb. Michalewska), einer Polin, absolut verloren. August Willich und sein älterer Bruder waren praktisch Vollwaisen geworden.

In diesem Augenblick, als der Vater verstorben und die Mutter aus gesellschaftlichen Gründen nicht mehr existent waren, tat sich für August von Willich eine völlig neue, eine absolut heile und sehr schöne Welt auf.

Mit seinem Bruder Julius wurde er in die Familie des Theologen und Philosophen Friedrich Schleiermacher aufgenommen. Schleiermacher, der die Witwe seines früh verstorbenen Freundes Ehrenfried von Willich geheiratet hatte, fühlte sich verpflichtet, in der Familie Willich helfend einzugreifen, wo es aus dem und jenem Grunde wunde Stellen gegeben hatte.

Acht Jahre lang lebte August von Willich in der Familie Schleiermacher, geistig geführt von dem großen Wissenschaftler, mütterlich umhegt von seiner liebevollen, aber nie zum Überschwang neigenden Tante. Der Tiergarten, an dessen Rande Schleiermacher ein bescheidenes Häuschen bewohnte, war für den jungen Willich und die Schleiermacher-Kinder die erste Welt, die es zu erobern und zu erforschen galt. Im Jahre 1822, im Alter von 12 Jahren, trat August von Willich in das Potsdamer Kadettenkorps ein, von dem aus er im Jahre 1825 in die unter der Leitung von Clausewitz stehende königlich-preußische Militärakademie überwechselte. Nach weiteren drei Jahren war er Sekondeleutnant in einem Infanterie-Regiment.

Den größten Teil seiner zwanzig Jahre Militärdienstzeit verbrachte Willich jedoch in Wesel. Dort war er zuletzt Premierleutnant und Kompagnie-Kommandeur in der Königlich-Preußischen 7. Artillerie-Brigade.

Nach Easton soll ihm zu Beginn der 40er Jahre der Vorsitz einer Kommission übertragen worden sein, deren wesentliche Aufgabe es war, staatsgefährliches Schrifttum zu untersuchen, vor allem aber das Schrifttum, das das Militär demoralisieren konnte.

Wenn dem so war, wurde gerade der Vorsitzende der Kommission, August von Willich, von dem verderblichen Gedankengut der zu untersuchenden Bücher und Zeitschriften erfaßt. Mit nicht stillbarer Leidenschaft las er die Thesen der Gesellschaftskritiker und Welterneuerer

in sich hinein. In seinem Freunde, dem Sekondeleutnant Friedrich Anneke hatte er einen ebenbürtigen und gleichgesinnten Diskussionspartner, der ebenso wie Willich so sehr in die neue und rebellische Geisteswelt hineinwuchs, daß er die alte nicht mehr ertragen und sie abschütteln mußte. Sein Bekenntnis zu einem revolutionären Umbruch war so unmißverständlich, daß er nach einem militärgerichtlichen Verfahren aus der Armee entlassen werden mußte.

Die Entlassung Annekes war für Willich ein weiterer Anlaß, gegen Staat und Gesellschaft zu opponieren und die militärischen Stellen, bis hinauf zum königlichen Hause, unentwegt anzugreifen.

In seiner Schrift „Im preußischen Heer. Ein Disziplinarverfahren gegen Premier-Leutnant von Willich, Kompanie-Kommandeur in der Königlich-Preussischen 7. Artillerie-Brigade“ (Mannheim, Verlag Heinrich Hoff, 1848) hat Willich die Fülle von Untersuchungen und Verfahren und die Flut von Eingaben, Beschwerdeschriften und deren Beantwortung eingehend dargestellt.

Es war ein furchtbares und ermüdendes Hin und Her. Auf der einen Seite die Provokationen des Rebellen, auf der andern die maßregelnden Antworten des Kriegsministeriums und anderer vorgesetzter Stellen.

Vom Beginn des Jahres 1847 an bat Willich um seine Entlassung; aber seine Vorgesetzten fanden immer wieder formale und rechtliche Gründe, die Bitte Willichs abzuschlagen. Im März 1847 wurde Willich nach Kolberg strafversetzt.

Mitte November 1847 hatte Willich sein Ziel erreicht. Der Satz „Dem Premier-Lieutenant von Willich ist der Abschied bewilligt“ setzte der ersten großen Phase seines Lebens ein Ende und gab den Weg frei für eine Zukunft, die reich werden sollte an neuen Spannungen, Kämpfen und Abenteuern.

Willich war kein Opponent einer bloßen Opposition wegen. Es ging ihm immer darum, die Weltwirklichkeit vom Wesentlichen her neu zu

gestalten. Das schon erwähnte Büchlein „Im preußischen Heer“ enthält nicht nur die Dokumente zu seinem Disziplinarverfahren, sondern auch in breitester Ausführung die Grundzüge seiner Weltanschauung. Wir müssen uns hier mit einer kurzen Andeutung begnügen: „Das als Soldat dienende Volk und der Offiziersstand sind sich fremd...

Zuerst Mensch, dann Staatsbürger, dann Soldat ...

Wo das menschliche Recht mit dem Staatsrecht in Widerspruch steht, ist der Staat im Unrecht; wo das Militärrecht mit dem Staatsbürgerrecht in Widerspruch steht, ist der Soldat im Unrecht.

Um dieses Prinzip in seiner vollen Klarheit anzuerkennen, wird Gott als Quell und Macht dieser Einrichtungen angesprochen, Gott, der Inbegriff der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, Gott, vor dem alle Menschen gleich sind, Gott als der gemeinsame Urquell alles Daseienden, Vater aller Menschen, dessen Erben alle seine Kinder sind.“

Nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst wandte sich Friedrich Anneke unverzüglich nach Köln. Er entfaltete sofort eine ungewöhnliche politische Aktivität. Er wurde Mitbegründer und Sekretär des Kölner Arbeitervereins, und er gab ein eigenes Blatt, die „Neue Kölnische Zeitung für Bürger, Bauern und Soldaten“, heraus. Selbst vom Gefängnis aus – er war während der ganzen zweiten Jahreshälfte 1848 in Haft – steuerte er die Arbeiterbewegung und redigierte er seine Zeitung. Mit diesem alten Freunde Anneke verband sich August von Willich, nachdem auch er den bunten Rock abgelegt hatte. Im Gegensatz zu Anneke, der seinen Wirkungskreis im Organisatorischen und im Pressewesen gefunden hatte, wollte Willich zunächst Arbeiter unter Arbeitern sein. Er wurde Zimmermann und verdiente in einem harten Zwölf-Stunden-Tag sein tägliches Brot.

Wie Anneke und die meisten Mitglieder des Kölner Arbeitervereins bekannte sich auch Willich zu den Grundsätzen der „Wahren Sozialisten“, deren Prophet Wilhelm Weitling und de-

ren örtlicher Interpret der Armenarzt Dr. Gottschalk war. Im „Wahren Sozialismus“ waren christliche Glaubenshoffnungen ebenso stark betont wie die Visionen der französischen und deutschen Utopisten.

Obwohl das Ideengut der „Wahren Sozialisten“ in einem unvereinbaren Gegensatz zu den Grundanschauungen von Marx und Engels stand und von den beiden auch mit aller Heftigkeit bekämpft wurde, traten Anneke und Willich bedenkenlos dem „Bund der Kommunisten“ bei.

Am 3. März 1848 zogen große Teile der Kölner Arbeiterschaft vor das Rathaus, um soziale und politische Forderungen zu erheben. Die Hauptredner, Willich, Anneke und Dr. Gottschalk, wurden von der Versammlung aufgefordert, den gerade tagenden Gemeinderat von den Forderungen zu unterrichten. Gottschalk durfte sprechen, die beiden anderen wurden abgelehnt. Daraufhin drangen die Arbeiter in das Rathaus ein. Gottschalk bat seine Freunde, Gewalttätigkeiten zu unterlassen und das Rathaus wieder zu räumen.

Willich wurde noch am Abend des 3. März in Haft genommen. Gottschalk und Anneke am Tage danach. Die politische Entwicklung ging stürmisch voran und war nicht aufzuhalten; das kam den Inhaftierten zugute, und sie wurden am 21. März „mangels an genügenden Beweisen in Freiheit“ gesetzt. August Willich – Mitte November 1847 noch in Kolberg/Hinterpommern, um die Jahreswende 1847/1848 noch einmal in Wesel und im März 1848 in Köln – war im April im Lande Baden, aber nicht nur so, sondern als oberster Führer der badischen Freischaren.

Das ist ungewöhnlich und fast unglaubwürdig. Und dennoch: an den Tatsachen läßt sich nicht rütteln.

Direkte Beweisstücke für das Zusammenkommen Willichs mit den badischen Republikanern gibt es leider nicht. Aber es gibt einige Indizien, die einen hohen Wahrheitsgehalt haben und die das urplötzliche Eindringen Willichs in den Kreis der badischen Aufständischen erklärlich

Im preussischen Heere!

Ein Disciplinerverfahren

gegen

Premier-Lieutenant v. Willich,
Kompanie-Kommandeur in der Königl. Preuß. 7. Artillerie-Brigade,

als Folge

der durch den Prozeß „Anneke“ in dieser Brigade
herbeigeführten Vorgänge

mit

Wor- und Nachwort.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.
1848.

machen. Am 8. März 1848 schrieb Josef Fickler in seinen „Seeblättern“, daß er drei Monate lang in der Ferne gewesen sei. Nach Veit Valentin war Fickler in dieser Zeit im Rheinland, angeblich um bei passender Gelegenheit nach Amerika auszuwandern.

Selbst wenn Fickler sachliche Gründe gehabt hätte, gerade vom Rheinland (Köln) – und nicht von Basel, Straßburg oder Mannheim – nach Amerika auszuwandern, hätte er diese ungewöhnlich lange Zeit nicht passiv an sich vorübergehen lassen, sondern zumindest die politische Landschaft am Niederrhein (Köln) eingehend studiert.

Der immer kontaktsuchende Josef Fickler kam zwangsläufig mit denen zusammen, deren Politik die seine war. In den Monaten Dezember 1847 bis Anfang März 1848 müssen Josef Fickler und August Willich sich über die Möglich-

keiten einer Volkserhebung in Baden besprochen haben. Es gibt keine andere Möglichkeit, das urplötzliche Erscheinen Willichs in Baden zu erklären.

Dem Gespräch zu zweien folgten in der Zeit des Frankfurter Vorparlaments (31. März – 4. April 48) die Abmachungen in größeren Kreisen.

Von den sieben Freischarenführern, die im April 1848 im „Badischen Hof“ zu Konstanz zusammengekommen waren, waren Friedrich Hecker, Gustav Struve und Theodor Mögling ordentliche Mitglieder des Vorparlamentes.

Am „Rande des Vorparlamentes“ waren alle zugegen, die wenige Tage später in der ersten badischen Volkserhebung tätig werden sollten. Mit Sicherheit auch August Willich, der bedauerlicherweise nirgends, auch nicht in der großangelegten Dissertation „Das Vorparlament zu Frankfurt a.M. im Jahre 1848“ von Ulrich Freyer namentlich erscheint.

Wie es in den ersten Apriltagen weiterging und wer eine maßgebende Rolle spielte, haben wir am Anfang dieser Arbeit dargestellt.

Als Friedrich Hecker am frühen Morgen des 13. April zuversichtlich über die Konstanzer Rheinbrücke zog, folgten ihm exakt 53 Mann. In Allensbach, wo er die erste revolutionäre Kundgebung abhielt, schloß sich noch eine Handvoll junger Burschen an; und als er am späten Abend Stockach erreichte, mochte sich seine Armee etwa verdoppelt haben.

Die Nacht vom 13./14. April 1848 hatte eine besondere Bedeutung. Jetzt, und erst jetzt, konnte Hecker ernst machen mit der Revolution. Er setzte seinen Freund Josef Ignaz Peter als großherzoglichen Seekreisdirektor ab und ernannte ihn zugleich zum Statthalter der Hekkerschen Republik, die allerdings nur aus einem Stück Papier bestand.

Die erste badische Volkserhebung bestand überwiegend aus Katastrophen.

Das erste Grundübel war die Aufsplitterung der Aufständischen in drei Gruppen, in die Gruppen Hecker-Willich, Struve-Weishaar und Franz Sigel, die unglückseligerweise nie zusammenfanden.

Verhängnisvoll war zudem, daß Hecker und Struve, die militärisch nicht geschult waren, durch völlig falsche Maßnahmen die Operationen der Freischaren erheblich störten.

Auch die Natur spielte gegen die Freischaren. Schon in Konstanz hatte es in Strömen geregnet; doch als der Schwarzwald erreicht wurde, peitschten Schnee, Hagel und Eisregen auf die Freischaren ein.

Viele der jungen Männer erkrankten und wurden marsch- und kampfunfähig; andere verließen ihre Schar aus Angst und Verzweiflung; denn es war nicht zu verbergen, daß 7000 Mann Württemberger und eine Unzahl von Bayern, hervorragend geführt und bis an die Zähne bewaffnet, von Osten her gegen die Scharen anrückten und daß in der Rheinebene badische und hessische Regimenter unter General von Gagern standen.

Der württembergische General von Miller hätte seit dem 14. April den Freischarenzügen ein Ende bereiten können. Er tat es nicht, weil General von Gagern ihn gebeten hatte, die Auflösung oder Vernichtung der Freischaren ihm zu überlassen.

Am 20. April, 8 Tage nach dem Auszug aus Konstanz, kam es schon zum Untergang der von Hecker und Willich angeführten Schar. Nach einem kräftezehrenden Zug durch den verschneiten und vereisten Hochschwarzwald war die Schar nach Kandern gekommen und hoffte, in der milden und schon vom Frühling beherrschten oberen Rheinebene weitermarschieren zu können. Das verhinderten jedoch die Gagerschen Truppen, die die Aufständischen wohl aufhielten und auf die Scheideck zurückdrängten, aber zunächst alle Kampfhandlungen vermieden.

Auf der Scheideck kam es zu dem vielfach besprochenen Gespräch zwischen General von Gagern und der Führungsgruppe Hecker-Willich. Hecker, noch immer voller Illusionen, glaubte ernsthaft, den General überzeugen, umstimmen und zu einem Zusammenschluß mit ihm veranlassen zu können. Gagern, empört über diese Zumutung, wies Hecker mit al-

ler Entschiedenheit zurück. Dennoch gestattete Gagern die Rückkehr Heckers, Willichs und anderer Freischarenführer zu ihrer Truppe. In dem Augenblick, in dem Hecker und Willich wieder bei ihren Scharen waren, fiel ein Schuß. Gagern wurde getroffen und sank tot vom Pferde. Entsetzen auf beiden Seiten. Die Bundestruppen, die bis dahin einige Sympathie für die Aufständischen gezeigt hatten, waren nun nicht mehr zu halten. Nach schweren Salven der Bundestruppen stoben die Aufständischen auseinander. Die einen verbargen sich in den Wäldern; die anderen versuchten, so rasch wie möglich über den Rhein und in die Schweiz zu kommen. Die ganze republikanische Führerschaft und viele ihrer Männer suchten in der Nacht vom 20./21. April im schweizerischen Rheinfeldern Quartier. Hecker kehrte nie mehr in das Land Baden zurück; aber der größte Teil der Freischarenführer war schon am kommenden Tag wieder im Badischen und versuchte, aus den Trümmern wieder eine kampffähige Truppe zu machen und sie möglichst dem bis dahin recht erfolgreichen Franz Sigel zuzuführen.

Zunächst machte Willich widerspruchslos mit, aber gegen Abend verließ er sein Häuflein und zog allein zum Rhein zurück.

Von dem Weggehen Willichs machten die Kameraden, die ein Tagebuch geführt hatten, nicht viel Aufhebens. Theodor Mögling schrieb nur: „In Dossenbach machten wir Mittag; dann zogen wir im ärgsten Regen über Wehr, wo uns Willich verließ, nach Hasel.“ (S. 94) Noch knapper berichtete Struve (S. 72) über das Ausscheiden Willichs:

„Über Wehr, woselbst uns Willich verließ, zogen wir bei strömendem Regen nach Hasel.“ Willich mußte schon sehr triftige Gründe gehabt haben, als er am 22. April zu Wehr seine Schar verließ und sich nach dem Elsaß wandte. Willich konnte sein Weggehen sachlich motivieren. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sich in der Dreiländerzone um Basel Freischarenflüchtlinge und aus dem Innern Frankreichs ge-

kommene deutsche Handwerker zu einer Wehr zusammengezogen hatten.

Für Willich war diese Wehr, die noch ohne eigentliche Führung und Organisation war, ein Geschenk des Himmels. Er setzte sich sofort an ihre Spitze.

Nun hatte Willich eine eigene und völlig unabhängige Armee.

Am 25. April besetzte er mit 250 Mann die inmitten des Rheines gelegene und zum Lande Baden gehörende Schusterinsel. Er ließ Bäume fällen, Palisaden errichten, Wälle aufschütten und Gräben ziehen. Kleinere Trupps fielen ins Badische ein und streiften am Rhein entlang. Es kam jedoch zu keiner Feindberührung.

Als Willich erkannte, daß seine Truppe vom Lande Baden nicht zur Kenntnis genommen wurde, verließ er die Schusterinsel wieder und rumorte im oberen Elsaß herum.

Und gerade das wurde ihm zum Verhängnis. Wie alle deutschen Unruhegeister, wie etwa Struve und Bruhn, wurde er durch die französische Regierung aus dem grenznahen Gebiet entfernt und in ein entlegenes Departement gebracht.

Während Struve und Bruhn in Châlons sur Marne festgesetzt wurden, deportierte man Willich und sein ganzes Korps nach der Jurafestung Besançon.

Verzweifelt sagte Struve:

„Das Flüchtlingsleben im Innern Frankreichs war außerordentlich trübselig und langweilig.“ (Struve S. 104)

Für Willich war der Aufenthalt in Besançon weder trübselig noch langweilig. Wie ein Tiger schlug er mit seinen Pranken auf den Käfig Besançon ein.

Die französischen Regierungsstellen schlugen jedoch ebenso kräftig zurück. Sie entzogen ihm und seiner Armee jegliche Unterstützung (10 Sous je Mann und Tag), und sie weigerten sich, erkrankte Willich-Soldaten, über ein gewisses Maß hinaus, in ein Spital aufzunehmen.

Es kam einiges Geld aus Deutschland; aber auch französische Vereinigungen boten Hilfe an.

Willich war Realist genug zu erkennen, daß es so zu einem bösen Ende kommen würde und daß etwas Entscheidendes geschehen müsse. Er entschloß sich, sein Korps auszubauen und dem König von Sardinien in dessen Kampf gegen Österreich zu Verfügung zu stellen. In aller Heimlichkeit – wie er glaubte – verließ er Besançon und versuchte, in Lyon Freiwillige anzuwerben. Die Polizei erhielt rasch Kenntnis von der Agitation Willichs und nahm ihn fest. Die Festnahme Willichs in Lyon und seine weitere Behandlung durch die französische Polizei waren so ungewöhnlich und unmenschlich, daß sich ein großer Teil der europäischen Presse sehr kritisch damit befaßte.

Auch in der deutschen Nationalversammlung (Paulskirche) kam die hochnotpeinliche Angelegenheit zu Sprache.

Im stenographischen Bericht der Frankfurter Nationalversammlung VIII, 6159 ist zu lesen: „Vizepräsident Eisenstück: Es kommt eine Interpellation zur Verlesung an den Herrn Reichsminister des Auswärtigen von dem Abgeordneten Würth von Sigmaringen.

Würth von Sigmaringen:

„Willich, vormaliger preußischer Artillerie-Offizier, bekannt durch seinen Abschied und durch seine Beteiligung an dem Heckerschen Aufstande, hat den Boden der französischen Republik, wo er als flüchtiger Republikaner ein Asyl suchte, verlassen müssen. Willich wurde nämlich, wie die französischen Blätter selbst bekannt machten, einem Galeeren-Sträfling gleich, mit einem eisernen Halsring von Station zu Station an die Grenze geschoben. Diese Behandlungsweise eines Flüchtlings ist unerhört ... , und ich erlaube mir deshalb, an das Ministerium des Auswärtigen die Frage zu stellen: ob und welche Schritte dasselbe hierwegen getan hat oder doch einzuleiten gedenkt?“

Das Ministerium des Äußeren setzte sich mit dem Deutschen Botschafter am 23. April 1849 in Verbindung, der in einem Schreiben vom 13. Mai 1849 Stellung bezog. Eine Weiterverfolgung war jedoch nicht mehr möglich, denn

schon loderten die ersten Feuer der badisch-pfälzischen Volkserhebung vom Mai 1849 auf. Wo Willich den deutschen Boden betreten hat und wie seine Legion nach Deutschland geschleust worden ist, ist leider nicht überliefert. Um so genauer wissen wir aber, daß er schon zu Beginn der badisch-pfälzischen Erhebung mit seiner Besançonner Legion in voller Aktion war. Friedrich Engels, der bald nach dem Ausbruch der Erhebung in das Willichsche Korps eintrat und den Posten eines Adjutanten übernahm, hat in seinem Buche „Die Deutsche Reichsverfassungskampagne“ ein genaues Bild von dem Ablauf der Erhebung und vor allem von den militärischen Direktiven und Erfolgen Willichs gegeben.

Zumindest von gleichem Range ist das Werk „Geschichte der süddeutschen Mairevolution des Jahres 1849“ von Johann Philipp Becker und Christian Essellen. Johann Philipp Becker befahligte 1849 die badischen und pfälzischen Volkswahren und war neben Sigel und Willich eine der großartigsten Erscheinungen auf der Seite der Aufständischen. In der Sekundärliteratur nimmt die kriegswissenschaftliche und sehr objektive Untersuchung des Generals von Voß „Der Feldzug in der Pfalz und in Baden“ den ersten Rang ein.

Nach den beiden Volkserhebungen vom April und September 1848 wurde jede freiheitliche Regung unerbittlich verfolgt. Mit besonderer Härte wurde gegen die radikalen Blätter vorgegangen. Wenn auch nur der Anschein einer staatsfeindlichen Tendenz vorlag, wurden sie beschlagnahmt und die verantwortlichen Redakteure hinter Schloß und Riegel gebracht. Alle Redakteure der Konstanzer „Seebblätter“ – Josef Fickler, Franz Josef Egenter, Pfarrer Joachim Benedikt Früh und Johann Nepomuk Letour – hatten längere Strafen zu erleiden. Die Verbitterung über diese gewalttätigen Maßnahmen war allgemein und schuf eine nicht zu überwindende Staatsverdrossenheit. Dazu kam u. a. eine Änderung des Militärrechts, die nur Verschlechterungen gebracht hatte.

All diejenigen jedoch, die die Vorgänge in der Paulskirche verfolgten und die Hoffnung hatten, daß die politische Elite Deutschlands in der Lage sei, eine für das ganze Reich verbindliche Verfassung zu schaffen, waren durch die Ablehnung der Verfassung durch die größeren Bundesstaaten und vor allem durch die zynische Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. auf das tiefste getroffen.

An vielen Stellen des Deutschen Bundes kam es zu Protesten und Erhebungen; aber die weitaus stärksten Demonstrationen gegen die Feinde eines vereinigten und innerlich geeinten Deutschen Reiches fanden im Lande Baden und in der Bayrischen Pfalz statt.

Schon Ende April erklärten Volksversammlungen in Neustadt a. d. W., Speyer und Kaiserslautern sich für die Reichsverfassung. Sie wählten einen Landesverteidigungsausschuß, dessen Aufgabe es sein sollte, das Volk zu bewaffnen und die Lostrennung von Bayern, das gegen die Reichsverfassung war, durchzuführen.

Die revolutionäre Mobilmachung der Pfalz ging nur zögernd vonstatten.

Weder dem Österreicher Fenner von Fenneberg noch dem Polen Mieroslawski gelang es, aus den Freischaren, Volkswehren und übergelaufenen Soldaten eine geordnete Streitmacht zu schaffen.

Recht diszipliniert waren dagegen die beiden großen und sehr selbständigen Freischaren, von denen die eine von August Willich und die andere von Ludwig Blenker angeführt wurde.

Am 24. Mai wurde Willich als Kämpfer in der badisch-plälzischen Volkserhebung erstmals „aktenkundig“. Karl Marx und Friedrich Engels, die in Mannheim, Ludwigshafen und Karlsruhe die revolutionären Führer zu größerer Aktivität angespornt hatten, trafen in Speyer mit Willich zusammen. Mit seiner Besançon Legion und einigen anderen Scharen hatte er den Raum Edenkoben-Landau-Germersheim-Speyer unter absolute Kontrolle gebracht.

In den Tagen um den 25. Mai waren Willich, Marx und Engels in Kaiserslautern, um mit der

revolutionären Regierung die dringendsten Maßnahmen zu besprechen.

Am 13. Juni überschritt ein preußisches Armeekorps die pfälzische Grenze, verwickelte die Aufständischen in mehrere kleinere Gefechte und schob sie planmäßig in die südlichen Landesteile.

Auf der badischen Seite hatten die Kämpfe schon Ende Mai begonnen. Die badischen Aufständischen, die von Franz Sigel angeführt wurden, waren an der Bergstraße, im Odenwald und am unteren Neckar in schwere Bedrängnis gekommen. Trotz hervorragender Gegenwehr gegen die Übermacht der hessischen und preußischen Regimenter und des Reichskorps, mußten auch sie zurückweichen.

Am 17. Juni ging der größte Teil der arg mitgenommenen Pfälzer bei Knielingen über den Rhein. Auch Willich, der versucht hatte, die gegnerischen Truppen aufzuhalten, mußte schließlich ins Badische nachrücken. Vom 18. Juni an gab es in der Pfalz keine Insurgenten mehr.

Lorenz Brentano, der Chef der revolutionären badischen Regierung, war wenig erbaut über die pfälzische Invasion. Die größte Sorge bereitete ihm jedoch die Legion Besançon mit ihrem Führer Willich. Um Willichs Einfluß auf die radikalen badischen Führer zu erschweren, wies er ihn nach Daxlanden. Willich begegnete dieser Abschiebung dadurch, daß er am Tage darauf in Karlsruhe einmarschierte und nach einem Scheinangriff die Innenstadt besetzte. Als jedoch am 20. Juni bekannt wurde, daß die Preußen, die in der Pfalz gekämpft hatten, bei Germersheim ins Badische eingedrungen waren, zog Willich ihnen entgegen. Seine Absicht war, sie durch Gefechte so stark zu binden, daß sie nur sehr schwer zum unteren Neckartal vordringen konnten, wo der Großteil der badischen Aufständischen stand und nun Gefahr lief, sowohl vom Norden als auch vom Süden her angegriffen zu werden.

Wenn auch in Scharmützeln und Kleingefechten einige Erfolge erzielt werden konnten, im

ganzen gesehen war die Lage der Aufständischen jedoch hoffnungslos.

Mit 60 000 Mann Linie und 125 Geschützen waren die staatlichen Truppen den Revolutionären gegenüber zumindest vierfach überlegen.

Mit den von der Pfalz gekommenen Truppen und mit den Korps an der Bergstraße und am Neckar konnten sie die Aufständischen, von denen nur die Legion Willichs und die Volkswehren Beckers zuverlässig waren, nach menschlichem Ermessen mühelos in die Zange nehmen und vernichten.

In der Stunde höchster Not gelang es jedoch Mieroslawski, der vorübergehend an die Stelle Sigels getreten war, die Sperren zu durchstoßen und einen Weg in die Rheinebene zu finden. Die „Reaktionäre“ setzten unermüdlich nach und zwangen den Aufständischen mehrere Gefechte auf, von denen das von Waghäusel das blutigste war.

Im Zustand völliger Erschöpfung, aber immer noch auf eine Wende hoffend, strömten die Revolutionäre weiter nach dem Süden.

Am Unterlauf der Murg kam es zur letzten und schwersten Schlacht zwischen den beiden Parteien. Vom 24. bis zum 29. Juni tobten die Kämpfe im Talausgang der Murg.

Obwohl in der Schlacht an der Murg die Aufständischen vernichtende Schläge erhalten hatten und fast alle Scharen stark demoralisiert worden waren, hielten es die meisten revolutionären Führer für richtig, weiter zu machen.

Franz Sigel, dem wieder das Oberkommando übertragen worden war, führte seine Männer nach Donaueschingen, Johann Philipp Becker hielt die Höhen um Triberg, Sommerau und St. Georgen besetzt, und August Willich sperrte das Simonswälder Tal gegen die Rheinebene zu ab.

Das alles war ein Mühen ohne Sinn und Wert. Der Druck, den die Preußen und die Reichsarmee auf die Aufständischen ausübten, wuchs von Tag zu Tag; und es war nur eine Frage der Zeit, wann zur endgültigen Vernichtung angesetzt würde.

Vom 6. Juli an gaben die republikanischen Formationen ihre Stellungen im Hochschwarzwald auf und setzten sich nach der Schweiz ab. Mit viel Stolz berichtete Friedrich Engels in seinem Buche „Die Deutsche Reichsverfassungskampagne“, daß das Korps Willich als letzte Abteilung der badisch-pfälzischen Armee – und zwar am 12. Juli 1849 von Lottstetten aus – über den Rhein gegangen sei.

Um den 10. Juli 1849 war also der Traum von einer siegreichen Revolution praktisch ausgeträumt; nur Goegg und Werner, der Restbestand der badischen „Provisorischen Regierung mit diktatorischer Gewalt“, hegten noch die Hoffnung, das Volk nochmals sammeln und gegen die feindlichen Korps stellen zu können. Mit einem Teil der Sigelschen Truppe zogen sie von Donaueschingen nach Konstanz. Die letzte Nummer der „Seeblätter“ (Nr. 162 vom 10. Juli 1849) macht in einem Artikel deutlich, was sich in den kritischen Tagen in Konstanz getan hat:

„Gleichzeitig hat die provisorische Regierung mit diktatorischer Gewalt ihren Sitz hierher nach Konstanz verlegt, dessen Bürgerwehr auf eine von dem Mitglied der Regierung, Bürger Goegg, an sie gehaltene Ansprache versichert hat, daß sie die Fortsetzung des Kampfes und die Behauptung der angedeuteten Stellung wolle und fest entschlossen sei, die provisorische Regierung bis zum letzten Augenblick zu unterstützen ...“

Der von Goegg und Werner erwartete Heroismus hielt nicht lange an. Schon am 11. Juli, nachdem Goegg vom Balkon des Stadthauses in Konstanz eine bewegende Rede gehalten hatte, überschritten 80 Artilleristen mit 11 Geschützen, 1200 Mann Linieninfanterie, 400 württembergische Volkswehrmänner und eine Anzahl kleinerer Freischaren die deutsch-schweizerische Grenze zwischen Konstanz, das für zwei Tage Landeshauptstadt geworden war, und Kreuzlingen. – Am Mittag des 11. Juli zogen 5000 Hessen in die nur 7000 Einwohner zählende Stadt. Die größeren Anwesen wurden mit 50 und mehr Mann belegt; selbst die kleinen

Häuser erhielten 10-20 Mann Einquartierung. Am 12. Juli wurde Bürgermeister Karl Huetlin, der bedeutendste Kommunalpolitiker der Stadt im 19. Jahrhundert, seines Amtes enthoben; vom 12. bis 17. August war er in Haft. Huetlin wurde freigesprochen. Aber die Inhaftnahme hatte ihn so stark getroffen, daß er auf Amt und Ruhesold verzichtete und in Freiburg eine Anwaltspraxis eröffnete. Von der Konstanzer Bürgerschaft wurde Huetlin immer wieder gebeten, in die Stadt zurückzukehren und das Amt des Bürgermeisters wieder zu übernehmen.

An der Jahreswende 1860/61 war er bereit, dem Drängen seiner Vaterstadt nachzugeben. Er wurde mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt; doch konnte er das ehrenvolle Amt nicht mehr antreten, weil ein Herzschlag, den er bei der Vorbereitung zur Heimfahrt erlitt, seinem Leben ein unerwartetes Ende gesetzt hatte. Von Basel bis Konstanz sickerten und strömten von der ersten Juliwoche an die deutschen Freischarenreste über den Rhein in das schweizerische Hoheitsgebiet ein.

Sie wurden sofort entwaffnet, behördlich überwacht und so gut wie nur möglich mit dem Notwendigsten versorgt. Vor allem aber wurden sie sofort in Marsch gesetzt und in das Innere der Schweiz gebracht.

August Willich, der mit seiner Legion bei Lottstetten den Rhein am 12. Juli 1849 überschritten hatte, wurde in den Kanton Waadt geschleust. Von Friedrich Engels wissen wir, daß er, Engels, Vevey am 24. Juli erreicht hat. Wann Willich zur Ruhe kommen konnte, ist nicht genau bekannt.

Von den 900 Flüchtlingen, die dem Zuge Willich-Engels angehört haben, wurden 300 dem kleinen Orte Morges zugewiesen.

Für den ewig rastlosen August Willich war die zwangsläufige Untätigkeit in dem bravhelvetischen Morges kaum zu ertragen. Seine Unruhe steigerte sich zu höchster Nervosität, als er zunehmend das Ziel schwerer Angriffe wurde. Er, Willich, so hieß es in Pamphleten und in polemischen Zeitungsartikeln, habe den völligen

Zusammenbruch der badisch-pfälzischen Volkserhebung allein zu verantworten und nur sein militärisches Unvermögen habe das bittere Ende verursacht.

Für August Willich war es sehr schwer, diesen konzentrischen Angriffen wirkungsvoll zu begegnen. Aber Friedrich Engels, der bekanntlich Adjutant in der Besançonner Legion Willichs gewesen war und der die herbe Kritik der Willich-Gegner auch auf sich beziehen mußte, schrieb Ende Juli 1849 eine Rechtfertigungsschrift, in der er alle gegen Willich vorgebrachten Argumente widerlegte und zugleich zeigte, mit welcher Umsicht und mit welchem persönlichen Mut Willich den Rückzug über den Schwarzwald geleitet hatte. In welcher Zeitung oder Zeitschrift diese Schrift Engels erschienen ist, ist leider nicht bekannt. Das Manuskript Engels – vor kurzem erst von Rolf Dlubek im schweizerischen Bundesarchiv zu Bern entdeckt – bildete die Grundlage zu Engels Buch „Die deutsche Reichsverfassungskampagne“. Engels begnügte sich in der „Reichsverfassungskampagne“ nicht mit der Aufreihung der wesentlichsten äußeren Geschehnisse der badisch-pfälzischen Volkserhebung, sondern er bemühte sich auch sehr intensiv, alle politischen Momente und menschlichen Dinge aufzudecken, die in das große Spiel hineingewirkt und es wesentlich beeinflußt haben.

Dem politischen Kämpfer Willich galt Engels Hauptinteresse:

Das Freikorps Willich nahm aus drei Gründen unter den Freischaren der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee die hervorragendste Stellung ein.

1) Der Anteil der organisierten Arbeiter und Handwerksgelesen war in ihm besonders groß (3/4 des Korps).

2) Die Mitglieder des Bundes der Kommunisten, so weit sie Teilnehmer des badisch-pfälzischen Aufstandes waren, schlossen sich dem Freikorps Willich an.

3) Das Freikorps Willich war die einzige Formation, die von einem Mitglied des Bundes der

Kommunisten angeführt wurde und zu selbständigen Operationen fähig war.

Am 15., 16. und 17. Juli 1849 brachte der schweizerische Bundesrat durch Kreisschreiben in Erinnerung, daß „die politischen und militärischen Chefs, sowie auch die anderen Hauptführer, welche sich bei dem neuerlichen Aufstande in Rheinbayern und im Großherzogtum Baden beteiligt hatten“, die Schweiz so bald wie möglich zu verlassen hätten (Bundesblatt 1849, II, S. 353 ff).

Namentlich genannt wurde im schweizerischen Bundesblatt vor allem auch August Willich.

Unter dem Drucke der Ausweisungsverfügung verschwand Willich Ende August aus Vevey, in dem er sich zuletzt aufgehalten hatte. Da er ohne gültige Papiere war, hatte er nicht die geringsten Chancen weiterzukommen. Er kehrte nach Vevey zurück und sagte zu, das Land legal zu verlassen.

Zwei Schreiben, in deren Besitz August Willich gegen Ende des Monats September kam, machten den Weg frei für einen neuen und ungemein spannungsreichen Lebensabschnitt.

Zunächst stellte die kantonale Regierung mit Datum vom 23. September einen Reisepaß aus, durch den Willich die Möglichkeit erhielt, die Schweiz zu verlassen und nach England zu fahren. Dann händigte Friedrich Engels, der sich wie Willich in den letzten Monaten in Vevey aufgehalten hatte, ihm einen Brief an Karl Marx aus, in dem Marx gebeten wurde, August Willich in die in London neugebildete Zentralbehörde des Bundes der Kommunisten aufzunehmen.

Obwohl Willich seit seiner Abschiebung aus Besançon das Betreten des französischen Bodens strengstens untersagt war, legten die schweizerischen Behörden die Reiseroute Willichs doch von Vevey über Genf, Bourg, Châlons sur Marne nach le Havre fest. Warum Willich nicht über das Tessin nach Italien geleitet wurde, wie später Friedrich Engels, ist leider nicht bekannt.

Damit Willich ungefährdet das französische Staatsgebiet betreten und in Frankreich weiter-

reisen konnte, begleitete ihn, in höchst offizieller Mission, der Präfekt von Vevey.

In Bourg suchten Willich und sein Begleiter die französische Präfektur auf und baten um entsprechende Hilfe. Und sie wurde auch tatsächlich gewährt. Der schweizerische Paß wurde eingezogen, ein französischer Paß mit exakter Reiseroute trat an seine Stelle.

Obwohl formal die Dinge nun in Ordnung waren und ein politischer Zugriff nicht mehr zu befürchten war, blieb der Präfekt von Vevey immer noch an Willichs Seite. Erst in Châlons sur Marne, als Willich eine Diligence nach le Havre bestiegen hatte, fuhr der Präfekt von Vevey in die Schweiz zurück. In le Havre kam Willich noch einmal unter schweizerische Aufsicht; der schweizerische Konsul Wanner hatte die Aufgabe, Willich so lange überwachen zu lassen, bis er an Bord und unwiderruflich auf dem Wege nach England war.

Wie die meisten seiner Schicksalsgenossen war auch Willich nach London gegangen. England war bereit, die heimatlos gewordenen Deutschen aufzunehmen, aber nicht mehr.

Wie furchtbar das Leben der ewig Gehetzten in London war, hat Wilhelm Liebknecht in seinem Buche „Erinnerungen eines Soldaten der Revolution“ (Berlin 1976) drastisch geschildert:

„Die, welche das wirkliche Londoner Flüchtlingsleben durchzukosten hatten, sind nicht in die Lage gekommen, es zu beschreiben; denn die meisten von ihnen sind verhungert oder sonst zugrunde gegangen“.

Wer nicht stählerne Nerven, einen eisernen Fond von Gesundheit und eine tüchtige Dosis von Galgenhumor hatte, war unrettbar verloren – „das Exil in England war für die meisten das Elend“ (S. 208 f).

So weit seine Kräfte und seine Mittel dazu reichten, versuchte Willich, zumindest für die, die am stärksten getroffen worden waren, Hilfe zu schaffen. In einem Armenviertel südlich der Themse mietete er ein dreigeschossiges Haus an, dessen Räume er gleichmäßig ausstattete. Willich hielt strengste Ordnung in der „Flüchtlingskaserne“, doch die, die hier Eingang ge-

funden hatten, mußten nicht Hunger leiden und waren mit all dem versorgt, was ein Mensch zu einem menschlichen Leben benötigte.

Die Betreuung der „Flüchtlingskaserne“ war nur ein Teil dessen, was an Aufgaben auf Willich zugekommen war.

Politisch bedeutsamer und für seinen weiteren Lebensweg entscheidender war seine Stellung in der Zentralbehörde des Bundes der Kommunisten. Trotz der freundschaftlichen Beziehungen zu Friedrich Engels in und nach der badisch-pfälzischen Volkserhebung und trotz des anfänglich guten Verhältnisses zu Karl Marx blieb August Willich in der Londoner Zentralbehörde politisch selbständig und unbeeinflussbar.

Willich teilte mit Marx und Engels wohl die Ansicht, daß die Zukunft der arbeitenden Bevölkerung gehöre und nur von ihr mit Lebensinhalten versehen werden könne.

Aber sein ganzes Ich sträubte sich gegen den unverrückbaren Grundgedanken des Marxismus, daß nur ein vom Individuum gelöster und an die Gesamtheit der Klasse gebundener Kampf die Überwindung der ungerechten Gegenwart bringen könne. Der Klassenkampf, in den jeder Einzelne eingebunden war und der allein eine Wende sichern könne, war August Willich immer fremd geblieben.

Da es für Marx und Engels keine Diskussion über die Grundlagen des Kommunismus geben konnte, mußte es früher oder später zu schweren Konflikten mit Willich kommen. Willich war und blieb Aktivist, ein Revolutionär, der die flatternden Fahnen der Revolution sehen und die Musketen und Kanonen der Freischaren hören mußte.

Daß die Auseinandersetzungen in der Londoner Zentralbehörde zwischen Willich und Marx und Engels mehr war als ein bloßes Vereinsgezanke, mag man daraus ersehen, daß gerade dieses Ereignis in dem sehr umfangreichen Schrifttum der UdSSR und der DDR zu den Revolutionen von 1848 und 1849 eine große Rolle spielt – im Gegensatz zu Untersuchungen der Bundesrepublik Deutschland.

Um zu zeigen, wie intensiv sich die kommunistische Literatur auch heute noch mit dem ideologischen Kampf zwischen Willich und Marx und Engels befaßt, zitieren wir Sätze aus dem Aufsatz „Konrad Schramm“ von der Russin N. Rumjanzewa aus dem Sammelwerke „Marx und Engels und die ersten proletarischen Revolutionäre“ (Dietz Verlag Berlin 1965):

„Ende August und Anfang September 1850 kam es auf Sitzungen der Zentralbehörde zum offenen Konflikt zwischen den beiden Standpunkten.

Das Verhalten Willichs, der scharfe und unbegründete Angriffe gegen Marx richtete, rief bei allen Anwesenden Empörung hervor, ganz besonders bei Schramm, der Willich zum Duell forderte.

Willich appellierte an die Zentralbehörde, Schramm auszuweisen. Die Zentralbehörde ignorierte sein Begehren, und Schramm entfernte sich nur auf persönliches Zureden von Marx, der weiteren Skandal vermeiden wollte.“ Das uns heute lächerlich erscheinende Duell fand tatsächlich statt. Schramm wurde dabei am Kopfe leicht verletzt.

In der Sitzung der Zentralbehörde vom 15. 9. 1850 waren die beiden Flügel mit solcher Härte und Unduldsamkeit aufeinandergestoßen, daß ein Ausgleich und ein Zueinanderfinden nicht mehr möglich war.

Die Londoner Zentralbehörde war unheilbar gespalten. Marx gab daraufhin die Londoner Zentralbehörde auf und übertrug ihre Funktion der Kölner Kreisbehörde. Doch auch die Kölner Zentralbehörde konnte sich nicht lange behaupten. Nach dem großen Kölner Kommunistenprozeß von 1852 lösten Marx und Engels die deutsche Zentralbehörde auf und setzten damit der ersten Periode der kommunistischen Bewegung in Deutschland ein Ende.

Dieser Stoß Willichs in das Herz des Kommunismus wurde ihm von den Hauptakteuren der Gegenseite nie vergessen und vergeben. Jahrelang zeigte ein mit aller Schärfe geführter Pressekrieg, von Willich und Marx mit immer neuen Verdächtigungen angeschürt, welche Bedeu-

tung der Sprengung der Londoner Zentralbehörde zugemessen worden war. Was sich in Marx als Enttäuschung und Bitternis angesammelt hatte, brachte er in dem Pamphlet „Der Ritter vom edelmütigen Bewußtsein“ (1853) zum Ausdruck, das in Willichs „Dr. Karl Marx und seine Enthüllungen“ eine entsprechende Entgegnung fand.

Beinahe versöhnlich liest sich dagegen das, was Friedrich Engels über den Spalter Willich geäußert hat.

In der im Jahre 1885 erschienenen Schrift „Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln“ von Karl Marx ist in der von Engels geschriebenen Einleitung zu lesen:

„Willich war einer der seit 1845 im westlichen Deutschland so häufigen Gemütskommunisten, also schon deshalb in instinktivem, geheimem Gegensatz gegen unsere kritische Richtung. Er war aber mehr, er war vollständiger Prophet, von seiner persönlichen Mission als prädestinierter Befreier des deutschen Proletariats überzeugt und als solcher direkter Präkandidat auf die politische und nicht minder als auf die militärische Diktatur. Dem früher von Weitling gepredigten urchristlichen Kommunismus trat somit eine Art von kommunistischem Islam zur Seite. Doch blieb die Propaganda dieser neuen Religion zunächst auf die von Willich befehligte Flüchtlingskaserne beschränkt.“

Schon 1918 sagte Franz Mehring in seinem klassischen Werke über Karl Marx, es lohne sich nicht, den Pressestreit zwischen Willich und Marx der Vergangenheit zu entreißen:

„Wie immer in solchen Kämpfen, so ist damals hüben wie drüben gesündigt worden.“

Nach der Trennung von Marx und Engels hat sich Willich auch weiterhin der Betreuung der deutschen Flüchtlinge und der organisatorischen Zusammenfassung der einzelnen Flüchtlingsgruppen angenommen. Der durch die Aufspaltung der Londoner Zentralbehörde entstandene Willichsche „Sonderbund“ konzentrierte seine Arbeit vor allem auf den deutschen Arbeiter-Bildungsverein in London.

Nach drei Jahren London sah Willich in England keine Aufgaben mehr, die ihn zu besonderer Leistung anspornen konnten. So entschloß er sich im Jahre 1853, nach den USA auszuwandern. Er war sicher, in dem von den größten Spannungen beherrschten Lande neue und große Aufgaben zu finden.

Willich wußte sehr genau, daß Amerika für revolutionäre Flüchtlinge aus Deutschland kein Garten Eden war; deshalb griff er auch sofort zu, als ihm von der Brookliner Werft der amerikanischen Kriegsmarine eine Stelle als Schiffszimmermann angeboten wurde. Nachdem das tägliche Brot durch die Arbeit auf der Werft gesichert war, konnte sich Willich in seinen Freistunden den Dingen widmen, die für ihn das Leben bedeuteten.

Die Enttäuschungen, Demütigungen und Niederlagen, die Willich in Europa erfahren hatte, waren vergessen; und mit ungebrochener Energie und mit dem tiefen Glauben eines Eiferers ging er erneut daran, den Untergang der bestehenden Welt zu verkünden und das Werden einer neuen und guten Welt zu verheißen.

Die „beer-halls“ füllten sich, wenn eine Rede Willichs angekündigt worden war. Willich führte seine Hörer weg von den Nöten und Sorgen des Alltags, und seine suggestiven Worte lösten Träume von einer glückseligen Zukunft aus.

Der Realist in Willich verlangte jedoch mehr als Visionen. Er sammelte all die Flüchtlinge, die militärische Kenntnisse hatten und in einem etwaigen Aufstand Führungsaufgaben hätten übernehmen können, in einer para-militärischen Organisation zusammen.

Willichs Hauptquartier war lange Zeit das von dem Konstanzer Josef Fickler geführte „Shakespeare-Hotel“.

In Ficklers Hotel fanden sich regelmäßig alle deutschen Achtundvierziger zusammen, in denen die Jahre der Aufstände noch lebendig waren und die im geheimen hofften, die alte deutsche Heimat in einem neuen Aufstande zu erobern.

Als der Besuch der Erbauungsstunden Willichs nachließ, gab er seine Stelle bei der Brookliner Werft auf und wechselte zum staatlichen Schiffahrtsdienst in Washington über. Hier war er vornehmlich mit Vermessungsarbeiten beschäftigt, die ihm, dem ehemaligen techn. Offizier, sehr vertraut waren.

Im Jahre 1858 machte er die Bekanntschaft mit dem Richter John B. Stallo, einem der prominentesten Juristen von Cincinnati und dem Verfasser eines philosophischen Werkes über Hegels Theorien von der Natur und von der menschlichen Gesellschaft. Die beiden Hegelianer Stallo und Willich fanden sich in Freundschaft zusammen. Dank der Bemühungen Stallos, der in seiner Heimatstadt sehr angesehen war, konnte Willich in die Redaktion des „Cincinnati Republikaner“ eintreten. Wie die meisten deutschsprachigen Blätter war auch der „Cincinnati Republikaner“ ein Organ des Liberalismus.

Diese allgemeine Hinwendung zum Fortschritt genügte Willich jedoch nicht. Am 20. April 1859 zeigte er in einem Leitartikel an, der „Republikaner“ habe sich von den bisherigen Trägern gelöst und sei von nun an nur dem „Social Workingmen's Club“ und dem „German institute“ verantwortlich.

L. D. Easton hat in seiner Schrift „August Willich, Marx und left-hegelian socialism“ mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß Willich nicht müde wurde, Hegelsches Gedankengut in seinem Blatte zu veröffentlichen.

Der „Cincinnati Republikaner“ war keine leichte Lektüre. Easton hat in seiner Schrift viele Seiten mit der Philosophie Willichs angefüllt. Z. B.:

„Das ganze Leben des Menschen und seiner Geschichte muß als Kampf zweier gegensätzlichen Seiten seiner Natur, der universellen und der subjektiven, verstanden werden. Das Ziel dieses Kampfes ist die volle Harmonie ...

Der Dualismus von Geist und Materie und von Seele und Körper ist eine Widerspiegelung der Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Volk und von Kapital und Arbeit ...“

August Willich, den man in den USA den „Rotesten der Roten“ nannte, hatte nicht Genüge an seinen Arbeiten am „Cincinnati Republikaner“. Er gründete und leitete einen „Sozialistischen Turnverein“, und er war immer zugegen, wenn die „Forty eighters“ sich trafen, tafelten, tranken und sangen.

Als am 4. Juli 1776 die 13 Delegierten der englischen Kolonien in Nordamerika die Loslösung vom Mutterland erklärten und sich zu den Menschenrechten bekannten, ging es vor allem um eine Demonstration der Macht nach außen und nicht um die verbindliche Festlegung innenpolitischer Aufgaben.

Während die Achtung der Menschenrechte in den Nordstaaten unbestritten war, schlossen die Südstaaten die farbigen Menschen, vor allem aber die Neger-Sklaven, von ihnen aus.

Seit der Gründung der Union war das Problem der Sklaverei ständiger Streitpunkt, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Union mit zunehmender Heftigkeit beschäftigte. Im Jahre 1861, nach etwa 80 Jahren Union, traten die Südstaaten aus dem gemeinsamen Staatenverband aus, schlossen sich zur selbständigen „Konföderation“ zusammen und erklärten den Nordstaaten am 12. April 1861 durch die Beschießung des Forts Sumter den Krieg.

Die Südstaaten hatten den Krieg gegen den Norden sehr gut vorbereitet und hatten lange Zeit die Oberhand.

Die Schüsse vom Fort Sumter waren aber auch für den Norden der große Weckruf. Die führenden deutschen Achtundvierziger, vor allem die Männer, die am 13. April 1848 aus Konstanz ausgezogen waren, um die deutsche Republik zu erkämpfen, stellten sich der Union sofort zur Verfügung. Sie haben fast alle hohe und höchste Stellen erreicht. Franz Sigel wurde Generalmajor, ebenso August Willich. Bis zum Obersten stieg Friedrich Heckler auf. Nur Gustav Struve kam über den Rang eines Hauptmannes nicht hinaus. Er protestierte – als strenger Republikaner – gegen die Einsetzung eines deutschen Prinzen als Kommandeur seines Regimentes und schied aus der Armee aus.

Von allen deutschen Generalen hatte Franz Sigel das höchste Ansehen. Er wurde dichterisch gefeiert, seine Anhänger errichteten ihm Standbilder, und auch die Geschichtsschreibung nannte und nennt seinen Namen mit Bewunderung. Viele andere Deutsche – auch August Willich – standen immer in seinem Schatten, obwohl auch sie sehr wesentlich zum Siege der Union beigetragen haben.

August Willich war wie Franz Sigel und Friedrich Hecker entscheidend an der Aufstellung rein deutscher Regimenter beteiligt.

Mit seinem Freunde Stallo konnte er innerhalb 24 Stunden in Cincinnati das Regiment der „Ninth Ohio Volunteers“ mit Offizieren und Mannschaften aufbauen. Die „Neuner“ wurden von dem Obersten Robert McCook angeführt, sein Adjutant war Willich, von den Soldaten „Vater Willich“ genannt. Nach hartem Drill durch „Vater Willich“ kamen die Neuner in der Schlacht von Rich Mountain erstmals zum Einsatz. Hier wie in der bald folgenden Schlacht von Carnifex Ferry zeigten sie ihre ungewöhnliche Kampfkraft.

Während des Feldzugs in Virginia verließ Willich die „Neuner“ und übernahm als Oberst das 32. Indiana-Freiwilligen-Regiment, das ebenfalls aus Deutschen bestand.

Am 17. Dezember 1861 errangen drei Kompanien der „32er“ einen bemerkenswerten Sieg über 3000 Texas Rangers. Eine Zeitung in Cincinnati schrieb: dieser Sieg Willichs sei „der glänzendste Sieg der Nordtruppen, der im Civil War (Bürgerkrieg) je erreicht worden ist.“

In der Schlacht von Shilo, in der bis zu diesem Zeitpunkt blutigsten Schlacht zwischen Nord und Süd, führte Willich seine „32er“ in tollkühnen Operationen an die Stelle, wo das Feuer am heftigsten tobte.

Willich selbst, der sich nie schonte und alle Entbehrungen und alle Gefahren mit seinen Männern teilte, war auch bei Shilo in der vordersten Front.

Durch preußische Trompetensignale bewegte er die Kompanien, als wären sie auf einem preu-

ßischen Kasernenhof – und nicht in einer Schlacht auf amerikanischem Boden.

Als die südstaatliche Übermacht die Front seines Regiments einzudrücken drohte, sprengte er vor die Front und kommandierte mit lauter und fester Stimme: „Das Gewehr ab!“ – „Ladet das Gewehr!“ – „Das Gewehr über!“ – „Legt an! Feuer!“

Diese Methode, wie Kaufmann und Easton übereinstimmend berichteten, soll Willich nicht nur bei Shilo, sondern auch in den schweren Kämpfen bei Perryville und Chikamauga angewandt haben.

Nach der Schlacht bei Shilo wurde Willich zum Brigadegeneral befördert.

Erfolg reihte sich an Erfolg. Einer der glanzvollsten war die Erstürmung des Missionary Ridge, den er mit den neuen ihm unterstellten Regimentern gegen eine große Übermacht des Gegners nehmen konnte.

Im Mai 1864 wurde Willich bei Resaca an der Schulter so schwer verwundet, daß er den Frontdienst aufgeben mußte.

Es war ein sehr schwerer Abschied; denn er mußte sich von liebgewordenen Kameraden trennen, die er nach dem soldatischen Dienst grundsätzlich mit „Bürger“ angeredet und denen er in unstillbarem Missionseifer durch all die Jahre hindurch Vorträge über das Wesen des Sozialismus gehalten hatte. Sobald Willich einigermaßen genesen war, setzte ihn das Oberkommando der Unionsarmee als Distriktskommandeur in Cincinnati ein. Nach einiger Zeit wurde er nach Texas abgeordnet mit dem Auftrag, die dortige Bevölkerung mit den Grundsätzen der Union vertraut zu machen. Im Oktober 1865, wenige Monate nach der Beendigung des Krieges, legte Willich sein Amt nieder und trat aus der Armee aus.

Das Leben hat Willich vor viele, schwere und oft sehr unterschiedliche Aufgaben gestellt. Die meisten hat er großartig gelöst. Nur ein einziges Mal hat er versagt und den Erwartungen nicht entsprochen. Das war unmittelbar nach dem Sezessionskrieg, als Freunde und Bewunderer

dem verdienten Veteranen eine angenehme Pfründe verschafft hatten.

Im Jahre 1866 wurde Willich durch die „Union-Party“ zum Kassenrevisor des Bezirks Hamilton bestellt. Die Kassenrevision war recht lukrativ und verhalf Willich zu einem sorgenfreien Leben, nachdem er sich zuvor mit einer Rente von 360\$ hatte begnügen müssen. Bei einer Überprüfung seines Amtes durch eine übergeordnete Instanz zeigte sich jedoch, daß die Kassenführung nicht in Ordnung war. In einer Untersuchung, die sich über den Zeitraum von 2 Jahren erstreckte, stellte der Common Pleas Court fest, daß die Unregelmäßigkeiten schon lange vor Willichs Eintritt in das Amt begonnen hatten und ausschließlich zu Lasten seiner Vorgänger und seiner Mitarbeiter gingen. Willich wurde freigesprochen, dennoch gab er das Amt des Chefrevisors auf und versuchte, mit seiner kargen Kriegsteilnehmer-Rente auszukommen. Im Jahre 1869, ein naher Krieg zwischen Deutschland und Frankreich mußte befürchtet werden, entschloß sich Willich, nach Deutschland zurückzukehren. Er fuhr nach Berlin und bot dem König von Preußen seine Dienste an. Für König Wilhelm war Willich jedoch nicht der verdiente USA-Brigadegeneral, sondern der rebellische Premierleutnant von Wesel und der Freischarenführer von 1848 und 1849. Konsequenterweise lehnte der König das Gesuch Willichs ab. In Berlin wurde in Willich der alte Wunsch wieder wach, die Universität als ordentlicher Student zu besuchen. Am 18. Oktober 1870 nahm er das Studium auf und belegte Philosophie, Physik, Volkswirtschaft, Naturrecht und Römische Geschichte (Mommson). Dem auch in diesem späten Studium unermüdlichen Willich wurde am 31. März 1871 ein Abgangszeugnis ausgestellt. Bald darauf ging er nach den USA zurück.

Nach kurzem Aufenthalt in Cleveland siedelte er nach St. Mary's, Ohio, über. Im Hause seines alten Freundes und Kriegskameraden Major Karl Hill fand er jene Betreuung und Liebe, auf die er jahrzehntelang hatte verzichten müssen. Eine neue Aktivität erfüllte seine Altersjahre.

Er wurde ein vielbegehrter Sprecher in vaterländischen Veranstaltungen und in Kundgebungen der deutsch-amerikanischen Gesellschaften. Eine seiner Reden hielt er im Humboldt-Verein zu Columbus, Ohio, im März 1873 mit dem Titel „Die Herkunft, die Geschichte und die Bestimmung des Menschen im Lichte des Humboldtschen Kosmos“. Es waren nur sehr wenige Hörer gekommen, und nach dem „Columbus Westboten“ hat ihn niemand verstanden.

Wesentlich mehr Zuspruch und Erfolg hatte Willich im politischen Bereich. Wie er vor dem Sezessionskrieg die „Soziale Republik“ propagiert hatte, setzte er sich nun für die „Volkspartei“ ein. Geändert hatte sich jedoch nur der Name; die Programme und die Terminologien blieben dieselben. Auf einer Versammlung der liberalen Republikaner zu Batavia, Ohio, führte Willich u. a. aus:

„Der unüberbrückbare Konflikt der Gegenwart besteht zwischen den freien Arbeitern und dem Monopolkapitalismus. Er sieht einerseits das Volk mit seinen ihm zustehenden Rechten – und den Monopolkapitalismus mit seinen Privilegien und einer nur ihm dienenden Gesetzgebung“.

Wenn die Wissenschaften und die Politik den invaliden Mann müde gemacht hatten, suchte er Zuflucht bei den Musen. Er gründete eine Gesellschaft, in der die Dramen von Shakespeare gelesen wurden; und er fand sich mit sangesfreudigen Menschen zusammen, um deutsche Lieder, vor allem aber Schubert-Lieder, zu singen.

Am 22. Januar 1878 wurde Willich tot in seinem Zimmer im „Dieker House“ in St. Mary's gefunden. Bei seiner Bestattung waren zumindest 2500 Menschen zugegen. Unter ihnen befanden sich auch Abgeordnete von Regimentern, die am Sezessionskrieg teilgenommen hatten.

Unter den Leidtragenden waren u. a. Judge Stallo, sein treuester Freund seit 1858 und Adolf Metzner von Indiana, ein Kunstmaler, der die Erlebnisse Willichs im Sezessionskriege in mehreren Serien festgehalten hatte.

Tief empfundene Trauerreden in englischer und in deutscher Sprache kennzeichneten seinen vornehmen Charakter und seinen lebenslangen Kampf für die Freiheit zweier Kontinente.

In einem der vielen Nachrufe wurde zum Ausdruck gebracht, daß Willich nicht nur Soldat gewesen sei, sondern auch als Philosoph sein Leben zu gestalten versucht habe. Vor allem sei er ein Mann der Tat gewesen, der nicht nur von Grundsätzen und Idealen sprach, sondern seinen Maximen entsprechend sein Leben gestaltet hatte.

Ein Redner, der Willich besonders nahe gestanden und die letzte Phase seines Lebens mit gro-

ßer Anteilnahme verfolgt hatte, erwähnte in seinem Nachruf, daß im letzten Lebensjahr alle äußere Betriebsamkeit erloschen sei und daß für Willich nur noch die Kinder von St. Mary's existiert hätten, denen er ein gütiger Freund geworden war.

Der schlichte Stein, der auf dem Friedhof von St. Mary's den Namen „August Willich“ trug, ist nicht mehr.

Untergegangen ist jedoch auch die Erinnerung an den Menschen August Willich, der ein Leben lang versucht hatte, der Welt ein besseres Gepräge zu geben.

Buchbesprechungen

Weil am Rhein – Stadt an Schiene, Strom und Straße. Gesehen von Leif Geiges, gesammelt und geordnet von Hans-Joachim Lindow. Freiburg im Breisgau: Karl Schillinger 1978. 116 S., mit zahlreichen teils farbigen Bildtafeln und Zeichnungen im Text; 20 x 21 cm, geb.

Daß diese Stadt in der äußersten Südwestecke Baden-Württembergs, ja der gesamten Bundesrepublik monographiewürdig ist, beweist der hier vorgelegte Band bereits beim bloßen Durchblättern. Und daß er darüber hinaus mit viel (Heimat) Liebe gemacht ist, erhöht von vornherein seine Daseinsberechtigung. In erster Linie verbürgt schon der Verlag dafür; nach den drei Mosaikbänden (weitere werden gern erwartet!) und etlichen Ortsbänden (vgl. die Anzeigen "Oberrheinische Städte in Bildbänden" am Ende dieses Buches!) weiß man, daß man es auch hier mit Trefflichem, Ernstzunehmendem und Gelungenem zu tun hat. – Der Verf. bzw. Hrsg. hat u.a. der Mitarbeit von Ruth Burger, Eugen Katzenstein, Friedrich Schäck, Rudi Schall, Hans Schneider, Albert Vögtlin und Wolf-I. Wittig seinen Dank abzustatten. Die Zeichnungen steuerten u.a. die beiden Weiler Werner Balkow und Nicolas Barrera bei. Freilich sind es die wieder meisterhaften Fotos des Freiburger Bildjournalisten und Bildkünstlers Leif Geiges. Sie geben dem Ganzen Leben und Mannigfalt in einem. Was die Thematik anbelangt, so beginnt's "Vom Straßendorf zur Stadt", eine Lösung, die ja so mancher aufstrebenden Gemeinde unserer Gegend zugute kam. "Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung der Stadt Weil am Rhein" bringt Aufschlußreiches über den hier spezifisch abgehandelten Raum hinaus. "Aus der Chronik der Stadt Weil am Rhein" berichtet der Abschnitt "Kriegszeiten – das setzt im Dreißigjährigen Krieg ein und führt über die Schlacht von Friedlingen und durch die Koalitionskriege und die 48/49er Revolution bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Ebenfalls chronikal gibt sich der Adel und Herren". Der verstorbene Ludwig Keller berichtet sodann über "Johann Peter Hebel und das Pfarrhaus in Weil am Rhein" (leider mehrfach im falschen Jahrhundert – Druckfehlerteufel!). Ein Mundartgedicht "Wem gehört Johann Peter Hebel?" (von Helene Zapf) schließt an. Über die "Weiler Fasnacht" berichtet Ruth Berger, u.a. auch vom Fasnachtsfeuer, wie es "am Sonntag Invokavit" ebenda abgebrannt wird, bis zum Setzen des Narrenbaums und einer Erklärung des Brauchtums der "Schübejumper". Aufschlußreich liest sich das Kapitel über den "Weinbau", dem

eine "Weiler Rebsortenkunde" angeschlossen wurde (der Gutedel begrifflicherweise an erster Stelle, wie das der klassischen Markgräfler Tradition entspricht!). Daran angeschlossen zwei weitere Mundartgedichte: "Dem Hüter des Weines... ein Bammertlied" (von H. Schaufelberger) sowie "E guets Vertele" (wieder von Helene Zapf). "D' Wiler" bringt Anekdotisches und Typisches (zumeist in Mundart). Das Gedicht "Am Wöschbach" (von F. Hagin) leitet zwar nicht unbedingt zum Beitrag "Weil am Rhein und das Forschungsinstitut Saint-Louis" (von R. Schall) über: "Die Wissenschaftler der ersten Stunde ... sind heute überwiegend Pensionäre oder Rentner..." – das Überregionale in der Dreiländerecke findet so entsprechende Würdigung. "Künstler im Dreiländereck" wollte man nicht missen, u. a. wird hier auch des Dichtermalers Karl Rösch im Stadtteil Ötlingen gedacht. Der nächste folgende Beitrag nimmt sich des bereits im Haupttitel angegangenen Tenors "Stadt an Schiene, Strom und Straße" an. "Ein Spaziergang am Rhein, durch die Reben zum Käferholz" beschließt den Band in beschaulicher Weise. – Und die Bilder? Sie muß man sich anschauen, in ihrer Lebhaftigkeit und sauberen Wiedergabequalität! Altes steht neben Neuem, Brauchtum neben Technischem, immer wieder aber bricht die Landschaft in ihrer vielfältigen Verflochtenheit mit Rheinstrom und Vorgebirge leuchtend und konturenreich hindurch. Auch alte Ansichten und Porträts von Hebel bis Glattacker kommen nicht zu kurz, Haus- und Rebbau nebst kirchlicher und weltlicher Kunst runden das Ganze weniger als Konterfei denn als schöpferische Neuleistung ab.

Dr. Helmut Bender

Heiko Haumann (Hrsg.): Vom Hotzenwald bis Wyhl. Demokratische Traditionen in Baden. Kleine Bibliothek im Pahl-Rugenstein-Verlag 1977. 321 S., DM 14.80

Zwischen "Heimat" und der politischen Linken hat es noch immer ein Spannungsverhältnis gegeben, welches weniger objektiv begründet ist als durch bestimmte Aufnahme- und Sehweisen. Heimat, das erscheint den meisten als das Areal des Angestammten und Angemessenen, das es gegen Bedrohung und das Fremde zu verteidigen gilt, wobei das "Prinzip links" sozusagen die äußerste Zuspitzung dieser Bedrohung darstellt, die äußerste Gefährdung des je Eigenen, als

dessen Hüter und Bewahrer sich die Heimatapologetik versteht. Unnötig zu sagen, daß diese weithin virulente ideologische Zurichtung des Heimatbegriffs politisch noch nie vernünftig gewesen ist. Denn Heimat hat als Begriff in seiner zeitgenössischen Dimension nicht Abschirmung zu bedeuten, sondern – wie jede kritische Disziplin – Hinwendung und Öffnung gegenüber sozialbetonten wissenschaftlichen und historischen Methoden. Aber nicht nur in der örtlichen Geschichtsschreibung, sondern auch in der landeskundlichen Literatur finden wir heute noch weithin Heimat als Domäne honoratiolarer Darstellung, die obrigkeitliche Sicht zu Lasten sozialgeschichtlicher Beschreibung vermittelt. Und während die herkömmliche Landeskunde sich nur am Rande mit den bedeutenden und umwälzenden geschichtlichen Prozessen abgibt, sich dafür noch vielfach in der Erstellung idyllischer Miniaturen ergeht, beginnt die politische Linke in diesen Jahren vermehrt, die geschichtlichen und landeskundlichen Desiderata darzustellen und mit der Geschichte insgesamt auch ihre eigene Vergangenheit wiederzuentdecken, entsprechend der Formulierung des verstorbenen Altbundespräsidenten Heinemann: "Traditionen sind keineswegs das Privileg konservativer Kräfte. Noch weniger gehören sie in die alleinige Erbpacht von Reaktionären, obwohl diese am lautstärksten von ihnen reden... Es kann nicht um die Frage gehen: Tradition: Ja oder Nein? Die Alternative besteht vielmehr darin, an welche Traditionen angeknüpft werden soll, und in welchem Sinne wir eines historischen Vorganges gedenken". Es erscheint wie eine Paraphrase auf diese letzte Formulierung Heinemanns, wenn der Gewerkschafter Willi Lorenz in seinem Grußwort die Gleichzeitigkeit herausstellt, mit der die Staufer-"Retrospektive" aus Anlaß des 25jährigen Bestehens Baden – Württembergs abließ und das vorliegende Buch erschienen ist. Auch der Journalist Max Oppenheimer erinnert an diese Gleichzeitigkeit und fährt fort: "Gerade deshalb ist es notwendig, die Geschichte zu durchforschen und sie nach Anzeichen zu untersuchen – wie Brecht es einmal formulierte – daß da auch Auführer gelebt haben, wo Unterdrückung war. Auführer im Brechtschen Sinne...gab es gestern und gibt es auch heute. Zu ihnen gehören diejenigen, die gegen den Skandal der Berufsverbote auf die Straße gehen, die für Mitbestimmung in der Industrie und darüber hinaus in allen gesellschaftlichen Bereichen kämpfen, die sich gegen die Zerstörung des Kaiserstuhls durch Atomkraftwerke zur Wehr setzen. Mit dieser Tradition haben wir uns zu beschäftigen. Sie, die weitgehend verschüttet ist, gilt es freizulegen und für die Gegenwart wirksam zu machen". Damit ist die Zielrichtung des Bandes umrissen und wer hier lediglich den Heimatgedanken für politische Agitation mißbraucht sieht, sollte sich überlegen, wodurch

"Heimat" denn realisiert wird: beispielsweise durch kontemplative Naturversenkung oder durch die Bemühung um gesellschaftliche Verhältnisse, die auf Gerechtigkeit und Solidarität gebaut sind. Freilich, das sei unbestritten, hat sich jede Politik oder politische Programmatik, die sich auf derlei beruft, kritischer Befragung zu stellen.

Es ist aus dieser Zielsetzung des Bandes heraus nur konsequent, wenn inhaltlich wie von Verfasserseite eine linkspluralistische Konzeption zustandekam, die sich um eine Politik im Interesse der Mehrheit dieses Landes bemüht, zuvörderst auch bildungspolitisch, denn der Band verdankt seine Entstehung einer Tagung des Arbeitskreises Demokratische Erziehung (ADE), die am 8. Mai 1977 in Freiburg stattfand. Insgesamt ist der Band also auch auf praktische Verwendbarkeit angelegt, um mit bislang insgesamt eher unterschlagenen freiheitlichen und demokratischen Traditionen bekanntzumachen. Die Reihe der historischen Beiträge reicht von den "Ursachen der Bauernunruhen am Oberrhein", dem "Bauernkrieg in Oberschwaben" über die Salpeterer (Verfasser: Hubert Matt-Willmatt) und "Lieder Salpetererbewegung" (Roland Kroell), die badische Revolution (Wilhelm Bloss), "Die badische antifaschistische Widerstandsbewegung" (U. Krause-Schmitt, Käte Weick) bis hin zu einer ganzen Reihe von Aufsätzen zum Problem der demokratischen Aufbauarbeit nach der Befreiung vom Faschismus – hier herrschen organisations- und parteipolitische Aspekte vor. Den Abschluß bilden Aufsätze zum "Bürgerprotest am Beispiel Wyhl und die Volkshochschule Wyhler Wald" (Ulrich Beller) und eine Erinnerung an die "Tradition demokratischer Lieder" (Max Niehaus; mit Texten und Noten) sowie eine geschichtsphilosophische Abhandlung von Hermann Pfütz zu "Quellen und Topographie des Protests".

Es ist in der Kürze einer Rezension kaum möglich, auf einzelne Aufsätze näher einzugehen, sie gar referieren zu wollen. Wichtig jedoch erscheint der Hinweis, daß anhand einzelner Themen deutlich wird, wie sehr bestimmte Sachverhalte und Forschungsgegenstände Desiderat geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Insbesondere gilt dies für Fragen des antifaschistischen Widerstands, wo es – mit Ausnahme Mannheim – bislang nur kursorische Nachforschungen gibt. Es sollte für landeskundliche Darstellungen, die sich demokratisch verstehen, eine selbstverständliche Pflicht sein, hier endlich in der gebührenden Weise aktiv zu werden – eine Ehrenschild gegenüber den mutigen Kämpfern gegen Hitlerbarbarei und für ein anderes, besseres Deutschland, die schon aus zeitlichen Gründen keinerlei Aufschub duldet: wer damals am Widerstand beteiligt gewesen ist, ist heute kaum unter 70 Jahre alt. Nicht zuletzt auch ein Betätigungsfeld für Orts- und Heimatchronisten, durch das viel-

leicht auch ein Stück weiteren Gegenwarts- und zeitgeschichtlichen Bezugs hinzugewonnen würde – wohl kaum zum Nachteil unserer Heimat- und Landeskunde.

Manfred Bosch

Christian Baumann Staufeu-Ballade, erschien Juli 1978, 123 S., Preis: 18,- DM (Faust-Buchhandlung, Staufeu/Brsg.)

Christan Baumann, als Heimatforscher durch Studien zu weit in die Welt hineinwirkenden Schwarzwälder Uhrmacherfamilien ausgewiesen, wandelte einmal mehr auf historischen Spuren. Dieses Mal gelang Baumann, als Dichter von der Lyrik herkommend, eine sehr beachtenswerte Synthese von Poesie und Geschichte: Mit seiner in diesen Tagen erschienenen „Staufeu-Ballade“ verlebendigt Christian Baumann Staufener Geschichte in dichterischer Form, verknüpft mit heiteren, zuweilen aber auch recht tiefsinigen Betrachtungen.

Man erlebt in der „Staufeu-Ballade“ die Schwere turbulenter Ereignisse für die kleine Stadt zwischen Wasser, Wald und Reben – und immer wieder erscheint, geradezu über dem Wechsel der Zeiten stehend, der ruinengekrönte Berg der Staufener, rebenbewachsen und Sitz der ehemaligen Staufeneritter.

Als hervorragend geeignet nach Inhalt und Form für eine Bearbeitung in Balladen erwiesen sich die in Teil II festgehaltenen „Profile“: Bis in die jüngste Gegenwart reichende Lebensbilder von Staufenern, die sich durch besondere Begabungen und eifriges Wirken auszeichneten. Christian Baumann ist es dabei gelungen, über die individuellen Besonderheiten der einzelnen Gestalten hinaus auch repräsentative Züge der verschiedenen Zeiten zu verdeutlichen.

Alles in allem: Auf mehr als 120 Seiten ein Buch, Chronik und Dichtung zugleich, wie es nicht jede Stadt im deutschen Südwesten besitzt! Dafür sorgen auch die von Christian Baumann, langjähriger Kunsterzieher am Staufener Faust-Gymnasium, selbst geschaffenen Illustrationen mit Hilfe zahlreicher Linolschnitte.

Lothar Böhnert

Salpeter-Lieder

„Kennzeichnend für unser mangelhaftes Geschichtsbewußtsein erscheint mir, daß auch Einwohner des Südschwarzwaldes so gut wie nichts von den Kämpfen der Salpeterer wissen, obwohl sie sich praktisch vor ihren Hoftüren abgespielt haben und in manchen

Fällen die eigenen Urhahnen daran beteiligt gewesen sind“. Diese Klage Gustav Heinemanns über die Unkenntnis und Verdrängung maßgeblicher geschichtlicher Traditionen hat von ihrer Berechtigung nichts verloren – trotz zunehmender Ansätze, diese Traditionen und ihre Kultur wieder zu popularisieren. Dies gilt auch für die Salpetereraufstände selbst, die trotz einer gewissen Konjunktur noch heute zu den Disiderata badischer Geschichte gehören. Die „Badische Heimat“ hat dieser Bewegung schon verschiedentlich Aufmerksamkeit geschenkt und ein Referat der geschichtlichen Vorgänge erübrigt sich. Interessant aber dürfte für die Leser dieser Zeitschrift sein, daß parallel zu Thomas Lehnrs Dokumentation über die Salpetereraufstände ein badischer Liedermacher, Roland Kroell, nach Liedern aus der Salpeterertradition geforscht und zu einer LP zusammengestellt hat. Diese LP will aber nicht allein auf unterhaltsame Weise mit einer oft unterschlagenen Tradition bekanntmachen, sondern mehr noch diese Tradition als politisches Erbe ausweisen. Am deutlichsten in der Ballade von den „Offenburger Verträgen“, aber auch in „Füüf vor zwölfi“ wird an heutige Gründe zur „Salpetererei“ erinnert: „Oh, loset, was i eu will sage/d Gloge hätt für üs füüf vor zwölfi gschlage/Oh, Atomkraftwerke un viili Stausee/viili Strommaschine, Fabrikche, viiles viiles meh/Jo, des wenn üs die hohe Herre gä/Un wa wenn sie dofür neh?... Hüt simmer so wit, daß mir mit eim Schlag/do chönntet ha dä jüngste Dag/Oh, wie lang düömr do no zueluege/wie mit üsem Schickhsal gpoockhert würd?“ Die prosaische Rauheit dieser Sprache, ihr gutturaler Charakter gibt bereits eine Vorstellung davon, wie diese Texte zu singen sind. Es ist eine stimmige Charakterisierung der Interpretation Kroells, wenn der Grafiker der Plattenhülle diese mit einer Gitarre geziert hat, der statt eines Griffbretts ein Baum entwächst. Kroells Gestus kennzeichnet eine Art trotziger, mühsam gebändigter und zorniger Sprechgesang – Ausdruck jener „bodenständigen Sturköpfigkeit“, die früher in fragwürdiger Einschätzung so gerne als Objekt von Witzten diente und heute, im Zusammenhang mit der Zerstörung unserer Natur, neu eingeschätzt zu werden verdient als notwendiges Element eines wichtigen Widerstandspotentials“. Nit allem sich neige – s Eige zeige“ – dieser alemannische Spruch zeigt in den Liedern Kroells eine überzeugende Logik und Legitimität, ja demokratische Notwendigkeit.

Bevor Kroell diese Lieder vertonte, experimentierte er mit angelsächsischer Folklore und einige Elemente hat er übernommen für eine insgesamt überzeugende Weiterung volksliedhafter Ausdrucksformen im Alemannischen. Dieser Volkstümlichkeit kommt schon die balladeske Erzählstruktur der Texte zugute – ein erzählend-informativer, zugleich agitierend-verpflichtender Gestus, der sich in den geistigen Be-

zügen an naturrechtlichen Überlegungen orientiert. Man könnte diese Tatsache nur in völligem Mißverständnis als fragwürdig ansehen, denn auch die Forderungen der Salpeterer bedurften ja zu ihrer Rechtfertigung und dem damaligen Bildungsstand entsprechend der religiösen Einkleidung und der Berufung auf die "reine Lehre des Evangeliums". Dem zeitgenössischen Verständnis indes kommt Kroell durch eine Kommentierung der Lieder entgegen, womit er die Forderung nach einer kritisch-historischen Behandlung erfüllt.

Gegen die Glätte und Unverbindlichkeit gängiger Popmusik, gegen die weithin beobachtbaren Euphorisierungs- und Befriedigungsfunktionen einer unterschiedsloser werdenden musikalischen Allerweltskultur wird hier einmal mehr die Perspektive einer regionalen kulturellen und sozialen Identität erkennbar. Die Region wird, mit einem Wort Martin Walsers, zur "Rüstkammer für Realismus". Kroell hat sich dieser Rüstkammer nicht nur bedient, er hat ihr auch einige neue schöne Waffen einverleibt, mittels derer sich das historisch Unerledigte aufzeigen läßt. Roland Kroell: Salpeter. Lieder – Balladen. LP 30 cm Ø. Bezug über Roland Kroell, Emmendingen – Maleck, Oberdorferstr. 29. DM 20.- u. Porto.

Friedrich Resin (Herausgeber),

1. Adolf Glattacker – Skizzen und Zeichnungen – 80 Seiten, im Selbstverlag d. Herausgebers, Weil a. Rh. 1978

2. Die Wiese, Alemannische Dichtung von Johann Peter Hebel mit Bildern von Adolf Glattacker, 85 Seiten, neu herausgegeben 1978 im Selbstverlag Weil a. Rh.

3. Johann Peter Hebel, Farb-Reproduktion des Hebel-Bildes von Adolf Glattacker 1926 zum 100. Todestag von J.P. Hebel in Öl gemalt, 40 x 30 cm, Buch- und Offsetdruck Friedrich Resin, Weil a. Rh. (1978)

Hebelfreunde sind auch immer Glattackerfreunde. In ihrem Auftrag hat Friedrich Resin in dankenswertem Gedenken an den 100. Geburtstag von Adolf Glattacker in diesem Jahr mit drei Werken an den über das Markgräflerland hinaus bekannten Maler erinnert und zugleich erfreut.

Das gediegene und gefällig aufgemachte Büchlein der Skizzen und Zeichnungen, mit einem Vorwort von Karl Friedrich Rieber und einem Nachwort des Herausgebers, ist so recht dazu angetan, es ganz nach Belieben durchzublätern. Ob als phantasievoller Einfall des Augenblicks aufs Papier geworfen oder als sorgfältig komponierte Zeichnung ausgeführt, das lebenslängliche Original und Sonntagskind Glattacker mit

dem "Füselibart", sein verschmitzter Humor und sein tiefes Gemüt sind darin immer präsent und nicht nur im Selbstporträt. Den Bildern ist in übersichtlicher Kurzform Lebenslauf und Werdegang des Künstlers vorangestellt. Auszüge aus H.E. Busses Würdigungen von Glattackers besinnlich-fröhlicher Lebensart, seinem Zeichnen und Malen leiten über zu dem Bildteil. Er will, wie der Herausgeber im Nachwort betont, keine umfassende Darstellung des Lebenswerkes, sondern ganz bewußt nur eine Teil-sammlung zwischen 1912 und 1961 entstandener, typischer „Glattackerli“ sein, ohne kunstkritischen Anspruch, ist aber als dankbare Erinnerung an den liebenswerten „Dölfi“ und an seine volkstümliche Zeichen- und Malkunst wohl gelungen. Die drucktechnisch sauberen Reproduktionen, der in weitgestreutem Besitz befindlichen Originale zu einem ansprechenden Bildbändchen gestaltet zu haben, ist darüber hinaus ein lobenswertes Beispiel tätiger Heimatpflege.

Die Neu-Reproduktion und gleichzeitige Neuauflage von Adolf Glattackers 1938 in 580 nummerierten Exemplaren von ihm selbst herausgegebenen Hebel-schen Gedicht „Die Wiese“ ist sorgfältig überlegt worden: „Hebelgedicht, Glattackerzeichnungen und Frakturschrift bilden in der Erstauflage eine harmonische Einheit. Um aber den Text auch der jüngeren Generation flüssig lesbar zu machen, war ein Wechsel zur Antiqua-Schrift unvermeidlich“ Dafür ist dem Herausgeber Lob und Dank zu sagen. Er hat jedoch nicht nur an die jüngere Generation gedacht, sondern er hat sie auch gleich zur Mitarbeit gewonnen: Gerhard Jung stellt dem Leser und Betrachter den „Engel-moler“ in einem dichterischen Gegenporträt vor, entstanden „wo n i im Dölfi gsesse bi zuem Porträt“. Sein anschließendes Vorwort ist von heiterer Abschiedswehmut durchzogen. Gleichwohl mag kaum ein Erlebnis so unmittelbar hinführen zu dem „hebelischen Glattacker“, als die Zwiesprache mit dem über Neunzigjährigen, wenn dieser mit dem Blick über sein liebes Tüllingen und – den nahen Gottesacker das ganze Gedicht von der Wiese aus dem Herzen auf-sagt, vor 40 Jahren von ihm selbst so liebevoll poetisch bebildert, weil es „im Tiefsten sein Wesen und sein Schaffen bestimmt hat“. Und Maler-Poesie verbreitet in den folgenden sechzig Seiten – in Druck und Bildreproduktion ausgezeichnet dargeboten – jene ansprechende, gemütvolle Hebel-Glattacker-Atmosphäre, die „des Feldbergs lieblicher Tochter“ so eigen ist. Man kann es immer wieder anschauen und lesen: Hebel und Glattacker sind sich einig.

Vor dem Krieg hingen in den meisten badischen Schulen Glattackers Hebelbilder in den Lehrer- und Klassenzimmern. Es waren Drucke der 1910 entstandenen Lithographie (150. Geburtstag Hebels) und des noch bekannteren Ölbildes in Farben mit den musizieren-

den Engeln. Das farbige Ölbild vor allem hat dem Meister Glattacker viel Anerkennung eingebracht. Die Reproduktion dieses Farbdrucks nach dem Ölporträt ist der Buch- und Offsetdruckerei Resin gut gelungen. In passendem Rahmen an geeigneter Stelle angebracht, wäre dieses Hebelbild wohl dazu angehtan, in unseren Schulen aller Gattungen wieder die Bekanntschaft mit Glattacker und Hebel zugleich zu vermitteln, das Interesse an Glattackers Malerei, an Hebels alemannischen Gedichten zu wecken. Es wäre auch keineswegs eine Zumutung, wenn man in Jugend-, Volksbildungs- und Altersheimen, beim Antichambrieren gleich wo, beim Betreten von Rats- und sonstigen Amtsstuben – und beim Verweilen in gemütlichen Weinkokalen dem weisen Hebel und dem gemütvollen Maler Glattacker in einem begeben dürfte, ganz abgesehen davon, daß die beiden sogar in Privaträumen zu gütigen die Hektik des Alltags lächelnd abwehrenden Penaten werden könnten. Glattackerfreunde und solche, die es noch werden wollen, seien auf diese drei Geburtstagerinnerungen zum „Hundertjährigen“ hingewiesen.

Dr. Laubenberger

Neuerscheinungen im Verlag Rombach, Freiburg im Breisgau

1. Hermann Knopf: „Christoph Anton Graf von Schauenburg 1717–1787“

Dr. Heinrich Knopf legt mit dieser Veröffentlichung eine Arbeit vor, die durch wissenschaftliche Gründlichkeit gekennzeichnet ist. Anhand des Schicksals dieses breisgauischen Kreishauptmanns entsteht ein beeindruckendes Zeitgemälde jener spannungsgeladenen vorderösterreichischen Zeit im Breisgau. Schauenburg wurde von Maria Theresisa zum breisgauischen Kreishauptmann bestellt, und man knüpfte große Hoffnungen an seine Amtsführung. Sein Hauptauftrag war die Reform des herrschenden Steuersystems. Dabei traf er auf den erbitterten Widerstand der Ritterschaft unter der Führung des Freiherrn Ferdinand Sebastian v. Sickingen und des Grafen Friedrich Fridolin v. Kageneck. Die Amtszeit Schauenburgs ist von diesem Kampf gekennzeichnet, der ihn an der Ausübung der vollen Macht hinderte. Die Ritterschaft nutzte die gesellschaftlichen Verstrickungen und persönlichen Verfehlungen Schauenburgs, der ein schillernder Charakter war, mit außergewöhnlicher Diplomatie aus und erreichte schließlich dessen Verbannung aus Freiburg. Schauenburg starb im Exil. Dr. Knopf zeigt in beeindruckender Weise das Schicksal eines Mannes auf, der zerrieben wurde zwischen eigener Schuld, der Staatsmacht Wiens und der hartnäckigen Gegnerschaft sei-

ner auf ihre althergebrachten Rechte pochenden Standesgenossen.

Hermann Knopf „Christoph Anton Graf von Schauenburg 1717–1787“ Aufstieg und Sturz des breisgauischen Kreishauptmanns, 200 Seiten mit 11 Abbildungen, broschiert 14,80 DM

2. Robert Feger: „Ritter, Fürsten und Melusinen“

Im Vorwort schreibt der Verfasser, daß sich die vorgelegten Impressionen im Laufe mehrerer Jahre auf Fahrten und Wanderungen aus Route, Jahreszeit, persönlichem Interesse und individuellem Blick geformt haben. Diese Fahrten führten ihn zu den Schlössern Staufenburg, Burkheim, Donaueschingen, Reichenstein b. Inzlingen, Heitersheim, zu den Burgen Hohengeroldsee, Landeck, Lichtenegg, Sponneck, Limburg, die Hochburg b. Emmendingen, Burgruine Schönberg, Wiesneck, Falkenstein Entenburg, Rötteln. Es sind ganz persönliche Impressionen, welche Robert Feger zur Darstellung bringt, subjektive Meditationen und Gedanken, und dies macht den Reiz des Buches aus, das den Leser in seinen Bann zieht. Dabei stehen dem Verfasser solide historische Kenntnisse der geschichtlichen Abläufe und der Kunst- und Kulturgeschichte des südbadischen Raumes zur Verfügung. So sind diese Impressionen wissenschaftlich untermauert, sie stehen auf fester Basis. Das macht das Buch zusätzlich wertvoll. Und als dritte Komponente sei die gute sprachliche Gestaltung vermerkt. Sie gibt den vielschichtigen Gedanken Haltung und Farbe zugleich. Ein gutes Buch, das allen Heimatfreunden gerne empfohlen wird.

Robert Feger „Ritter, Fürsten und Melusinen“, Geschichte und Geschichten von Burgen und Schlössern in Südbaden. 176 Seiten mit 12 Zeichnungen des Verfassers, broschiert 12,80 DM

3. Helmut Bender und Robert Feger, Herausgeber, „Das gesegnetste Land der Welt“

Absicht des Buches ist, ein farbiges Bild von Land und Leuten, Gegenwart und Geschichte Südbadens zu entwerfen. Dazu tragen 27 Autoren bei, unter ihnen so namhafte Schriftsteller und Dichter wie Hausenstein, Busse, Burte, Gött, Bergenruen, Ricarda Huch, R. Schneider, Kaschnitz, Grimmelshausen, ergänzt von E. Meckel, Fr. Schneller, R. Schickele, Fr. Wolfsberger u. v. a. Das Buch will zeigen „wie sich dieser oder jener Landstrich, dieser oder jener Ort, diese oder jene ortsgebundene Beschäftigung, die Mentalität der Menschen – je in einem für Atmosphäre empfänglichen Geist gespiegelt hat. „Diese Breitenstreuung gelingt den Herausgebern, denn die Autoren liegen in ihren Lebensdaten ebenfalls weit gestreut auseinander, so daß ein vielschichtiges Bild der Landschaft entsteht. An der literarischen Qualität der Beiträge besteht kein Zweifel. Der Wert dieses

Buches liegt darin, daß es die Möglichkeit bietet, die Oberrheinlandschaft literarisch zu erleben. Es hat damit Aufforderungscharakter und regt zu eigenem Lesen, Wiederfinden und Entdecken der adäquaten Literatur an.

„Das gesegnetste Land der Welt“, Südbaden in Gedicht, Erzählung und Bericht. Hrsg. von Helmut Bender und Robert Feger, 128 Seiten, broschiert 9,80 DM

4. Gustav Münzel „Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters“

Über eine Arbeit, die längst ihren festen Platz in der Fachliteratur gefunden hat, braucht wenig gesagt zu werden. Der Nachdruck dieses vor 20 Jahren erschienenen Standard-Werkes ist nach wie vor die umfassendste, eingehendste Beschreibung und Interpretation des Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Der Zyklus wird von Gustav Münzel in erschöpfender Weise behandelt unter Heranziehung und Analyse der bisher erschienenen Literatur. Das Werk ist hervorragend mit Bildmaterial ausgestattet und sehr anspruchsvoll gestaltet. Ein verdienstvoller Nachdruck! L. Vögely

Alemannische Anthologie: 5 Lebig Wort vu 31 Mundartdichter us em Badische. Herausgeber: Muetersproch-Gsellschaft in Freiburg – Schriftleitung: Karl Kurrus. Lahr: Schauenburg 1978. 213 S. Leinen DM 29,-.

Im Vorwort „Unseri alemannischi Sproch welle mer bhalte“ umreißt der Vorsitzende der „Muetersproch-Gsellschaft“ Klaus Poppen das Ziel des vorgelegten Bandes dahinaus: „... einen Querschnitt durch das Schaffen der bekannten lebenden Dichter und einiger Nachwuchskräfte zu geben.“ Daß das Buch in erster Linie der Heimat, präziser der alemannisch-badischen Heimat, gewidmet ist, versteht sich von selber. Irgendwo mußten Grenzen gesetzt und gezogen werden: das Badische beschränkt sich hier im wesentlichen aufs Hoch- und Mittellemannische, Schweizerisches und Elsässisches wurden – nicht zuletzt den Verbreitungsraum der Freiburger Muttersprachegesellschaft – bzw. konnten nicht miteingemeindet werden.

Es hat auch so einen stattlichen Band gegeben. „Sieben Frauen und vierundzwanzig Männer haben die Gedichte und Erzählungen ... geschrieben.“ Ihr Senior der im 95. Lebensjahr stehende Paul Sättele, ihr Junior Johannes Kaiser (geboren 1958). Daß die Rechtschreibung nicht vereinheitlicht werden konnte, betont Schriftleiter K. K. in seiner Einführung, und zurecht zitiert er den Schweizer Georg Thürer, daß man mit solchen Bemühungen „in ein Wespennest greifen“ würde. Schon der jeweilige Lokalkolorit würde solches ad absurdum führen. Geborgenheit und Themenvielfalt standen der Diktion des Bandes obenan. Gesellschaftskritisches konnte und sollte gerade im Hinblick auf die „Junge Mundart“ nicht unterdrückt werden. Überhaupt ist es ein Buch der Lebenden an die Lebenden (daß Lina Kroner und Michel Maier während der Vorbereitungen des Bandes verstarben, wie von K. K. zurecht bedauert).

Eine Anthologie, insbesondere eine Mundart-Anthologie, will gelesen, gebraucht – und nicht zitiert werden. Biographische Daten der Beiträger gibt es aufschlußreich am Bandende, man ist solchen Angaben zu Dank verpflichtet. An bekannteren Namen findet man u.a. Gertrud Albrecht, Philipp Brucker, Eugen Falk-Breitenbach, Walter Füllin, Richard Gäng, Paula Hollenweger, Gerhard Jung, Lina Kromer, Karl Kurrus, Emil Müller-Ettikon, Lina Ritter Hedwig Salm, Paul Sättele und Alban Spitz. Was kein Werturteil heißen möchte, viel mehr erster Orientierung dienen soll. 5 Seiten Worterklärungen (mit jeweiligem Autorenhinweis) beschließen den Band.

Ausstattungsmaßig müssen noch die jeweiligen Porträtzeichnungen der Autoren erwähnt werden, wie sie sich stets zu Beginn einer jeden Auswahl finden. Sie sehen sich hübsch an, ob sie immer wirklichkeitsnah getroffen sind, mag dahingestellt bleiben (Porträtzeichnungen von Hans Reif). Die Bandausstattung gibt sich großzügig, die Schrift weniger typographisch ästhetisch als gut lesbar, reizvoll macht sich etwa die dem Drucktext gegenübergestellte Faksimilierung des Kromerschen Gedichts „Zit un Ewigkeit“. Überhaupt, Lyrik überwiegt, was indes verständlich ist, das Persönliche, Spontane muß hier ja federführend sein. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, hat es bereits Goethe vorweggenommen: für die Freunde alemannischer Mundart eine zeitgenössische Fundgrube, für den weniger Kundigen und minder Befreundeten immerhin die Chance wert, einmal hineinzuschmecken – so gesehen, ein Band, der eigentlich längst erwartet, längst fällig gewesen ist! Dr. Helmut Bender

